TIMO LEIBIG

REAKTOR

SCIENCE FICTION THRILLER

REAKTOR

SCIENCE FICTION THRILLER

TIMO LEIBIG



INHALT

ÜBER DEN AUTOR

Als Kind wollte Timo Leibig Erfinder werden – heute erfindet er spannende Geschichten. Über zwanzig Bücher und ein Theaterstück hat er bereits in den Genres Science Fiction, Thriller und Fantasy veröffentlicht. Er legt Wert auf originelle Storys und lenkt den Blick in die Abgründe der menschlichen Seele – wo in uns allen das Böse lauert. Über 250 000 Leserinnen und Leser konnte er mit seinen Werken bereits begeistern. Sein Verlagsdebüt »Nanos – Sie bestimmen, was du denkst« (Penhaligon) landete auf der SPIEGEL-Bestsellerliste.

Wenn Timo gerade nicht schreibt, entwirft der studierte Designer Buchcover, zeichnet Fantasyfiguren oder ist mit seiner Hündin Tessa unterwegs in den Bergen. Bei einer deftigen Brotzeit lädt er die Kreativbatterien auf und träumt bisweilen von einer eigenen Alm in den Alpen.

Mehr unter: www.timoleibig.de



ÜBER DAS BUCH

Nachdem es laut Medienberichten in der Schweiz zu einem Atomunfall gekommen ist, wird Fachermittler Jonathan Beck von der IAEO zu dem betroffenen Kraftwerk geschickt. Doch am modernen Thoriumreaktor kann er keinerlei Fehlfunktionen feststellen, obwohl sich die Meldungen über Strahlenopfer, kranke Tiere und Pflanzen häufen. Zu den Betroffenen zählt auch die Ärztin Laura Girard, die genau wie Jonathan versucht, den Ursprung der mysteriösen Strahlung ausfindig zu machen.

Als sich auch im Internet die Nachrichten über den GAU, der nie stattgefunden hat, häufen, wird beiden klar, dass sie sich in einem Wettlauf gegen die Zeit befinden – wenn sie dem Geheimnis nicht auf die Spur kommen, stehen Millionen Menschenleben auf dem Spiel.

Wenn dir meine Bücher gefallen, abonniere meinen Newsletter und erhalte exklusive Kurzgeschichten, monatliche Updates und Empfehlungen. Außerdem kannst du Teil meines Beta-Leser*innen-Programms werden und das nächste Buch bereits vorab lesen. Alles kostenlos! Viel Spaß!

Aktuell gibt es exklusiv *Konfessor*, ein Prequel zur *Nanos*-Reihe.

*Für Unterstützer*innen erster Stunde:*

Miriam Zöllich
Christine Schmidt
Matze Meyer
Paul Theisen
Jan Stephan

REAKTOR



PROLOG



Schweiz, Kanton Waadt, Kernkraftwerk Villeneuve

Die Anspannung in der Leitstelle von Reaktorblock eins war an diesem Morgen nahezu greifbar. Sie hatte auch Schichtführer Meyer gepackt, obwohl er als die Ruhe in Person galt. Er ging – wie alle Angestellten - hochkonzentriert seinen Aufgaben nach. Gesprochen wurde nicht, nur wenn jemand einen Wert durchgab.

»Flüssigsalztemperatur bei achthundert Grad Celsius!«, rief eine Technikerin. »Tendenz steigend.«

»Leistung bei sechzig Prozent!«, rief ein anderer Reaktorfahrer.

Meyer war mit der Entwicklung höchst zufrieden. Er trug die Daten in ein Formular ein und wandte sich an Harald Stein, den Sicherheitschef des Kraftwerks, der zur Inbetriebnahme von Reaktor eins extra in die Leitstelle gekommen war. »Alles verläuft nach Plan. Wir erhöhen die Leistung sukzessive bis auf fünfundachtzig Prozent, dort halten wir sie anschließend konstant.«

Stein nickte. Ein begeistertes Funkeln glitzerte in seinen Augen. »Was machen die Turbinen?«

»Laufen einwandfrei. Aktuell speisen wir mit einer Leistung von knapp einhundertzwölf Megawatt ein.«

Stein lächelte. »Genau so haben wir uns das vorgestellt.« Er klopfte Meyer auf die Schulter und rief lauter: »Gute Arbeit alle zusammen! Weiter so! Der heutige Tag wird als Meilenstein der atomaren Zukunft in die Geschichtsbücher eingehen!«

Kurzer Jubel erfüllte die Leitstelle, dann widmeten sich alle wieder ihren Aufgaben. Noch lief der Reaktor nicht mit den angepeilten fünfundachtzig Prozent Leistung.

»Leistung bei vierundsechzig Prozent!«

»Flüssigsalztemperatur bei achthundertachtzig Grad Celsius!«

Meyer runzelte die Stirn. Hatte er das richtig gehört? »Acht acht null?«

»Ja!«

»Ein Problem?«, fragte Stein sofort.

»Nein, nein, nur eine leichte Abweichung von den Simulationen. Das ist aber ganz normal. Die Temperatur wird an verschiedenen Stellen gemessen, wodurch es zu lokalen Unterschieden kommen

kann. Das Flüssigsalz hat individuelle Strömungseigenschaften. Alles bestens.«

Stein nickte nur, verfolgte den weiteren Ablauf aber ein wenig angespannter als zuvor.

Doch es verlief alles reibungslos. Die Leistung wurde auf 85 Prozent erhöht, die Temperatur im Salz stieg auf etwa eintausend Grad Celsius an.

»Und da wären wir!« Meyer spürte, wie endlich ein Teil der Anspannung von ihm abfiel, und grinste wie ein kleiner Junge, der das erhoffte Geburtstagsgeschenk ausgepackt hat. »Thoriumreaktion ab jetzt konstant halten!«

»Temperatur schon mal konstant!«, rief eine Technikerin. Ein anderer jubelte.

Stein verschränkte zufrieden die Arme vor der Brust. »Das ist wirklich ein besonderer Tag. Der erste Flüssigsalzreaktor ist am Netz! Leistung?«

»Einhundertsechzig Megawatt«, antwortete ein Techniker. »Die Turbinen schnurren wie Kätzchen.«

»Dann lasst sie schnurren!« Meyer grinste seinen Vorgesetzten an und gönnte sich selbst einen Moment des Triumphs. Sie waren mit dem ersten Thorium-Reaktor weltweit ans Netz gegangen. Allein das war eine unglaubliche Teamleistung, aber viel wichtiger war die Bedeutung für die Menschheit. Das Energiepotenzial von Thorium war enorm. Eine tennisballgroße Thoriumkugel produzierte genügend Strom, um London eine Woche lang zu versorgen. Eine Tonne Thorium, eingesetzt im Reaktor von Villeneuve, entsprach damit ungefähr dreißig Millionen Tonnen Kohle. Das Einsparpotenzial von Kohlenstoffdioxid war gigantisch. Thorium gab es auch im Gegensatz zu Uran in viel größeren Mengen.

Und das Beste: Man musste den Spaltprozess nur zu Beginn anstoßen, dann verbrannte sich das Thorium sozusagen selbst. Der Reaktor erzeugte sein eigenes Brennmaterial.

Auch Stein grinste. »Sind aber große Kätzchen.«

»Wer kann, der kann.« Meyer wollte sich einer Anzeige zuwenden, als auf einem Display ein Licht zu blinken begann.

»Warnmeldung von der Turbinensteuerung«, rief eine hagere Technikerin Ende vierzig. »Die Last steigt.«

»Wie bitte?« Meyer war schon bei ihr. »Das kann nicht sein. Der Reaktor fährt konstant weiter.«

»Kann ich bestätigen!«, rief der zuständige Techniker.

»Temperatur im Salz ebenfalls konstant!«, sagte die Technikerin.

»Und trotzdem erhöht sich die Rotationsgeschwindigkeit.« Die Hagere zeigte auf ein Display, das eine stilisierte Turbine zeigte. »Tendenz steigend.«

Meyer und Stein wechselten einen Blick. »Wie kann das sein?«, fragte Stein.

»Spontan keine Ahnung. Wenn nicht mehr Leistung kommt, müssen sich auch die Turbinen nicht schneller drehen. Das ergibt keinen Sinn.«

»Aber sie tun es. Weitere zwei Prozent Steigerung!«

Meyer fuhr sich durchs lichte Haar. Am Haaransatz spürte er einen leichten Schweißfilm. Was war da los? Er griff zum Telefon und rief in der Zentrale des Kraftwerks an. »Bei uns steigt die Turbinenlast. Was ist los?«

»Fahrt ihr nicht höher rein?«, fragte Kowalski, der Hauptoperator für die Schicht.

»Nein! Wir sind auf konstant fünfundachtzig Prozent Leistung im Block.«

Kowalski brummte. »Stimmt! Konstantes Niveau in Reaktorblock eins.«

»Eben ... Was ist mit den Turbinen los?«

»Moment.« Hektisches Tippen auf einer Tastatur war zu hören, dann ein leiser Pfiff. »Das gibt es ja nicht!«

Auch Stein schaltete sich in die Leitung hinzu. »Was gibt es nicht?«

»Reaktorblock zwei fährt hoch.«

Stille.

»Reaktor *zwei?*« Stein sah entgeistert zu Meyer rüber, beide hielten die Telefone ans Ohr gepresst. »Wie kann das sein?«

»Keine Ahnung«, sagte Kowalski. »Aber der steht gerade bei zwanzig Prozent Leistung. Zweiundzwanzig. Dreiundzwanzig.« Ein hartes Schlucken. »Jemand fährt eindeutig auch den anderen Block hoch! Und zwar zügig.«

Stein fluchte deftig. »Stellen Sie mich in die Leitstelle von Reaktor zwei durch! *Sofort!«*

»Selbstverständlich!« Es knackte in der Leitung, dann kam ein Freizeichen.

Auch nach mehrmaligem Klingeln wurde nicht abgehoben.

»Scheiße!« Stein zog sich die Unterlippe lang. »Was geht da vor sich? Kann das irgendeine Kopplung sein?«

Meyer schüttelte sofort den Kopf. »Unmöglich. Das sind getrennte Systeme.«

»Dann muss es jemand manuell machen! Gott!« Stein rannte schon zum Ausgang und verschwand durch eine Tür. Unheilvoll knallte sie hinter ihm ins Schloss.

Die Blicke der Anwesenden wanderten von der Tür zu Meyer, der sich räusperte. Sein Herz raste. »Alle bleiben cool, bitte! Wir machen einfach weiter unsere Arbeit, um den Rest wird sich Stein kümmern.« Zumindest hoffte er das. Wirklich wohl war ihm aber nicht.

Harald Stein rannte durch einen hell erleuchteten Flur, an grau beschichteten Eisentüren vorbei, und verließ im Eilschritt durch einen Notausgang Reaktorblock eins. Ein kühler Wind wehte ihm ins Gesicht, als er in den Morgen hinaustrat. Die Wolken hingen tief; der Wetterbericht hatte Regen für die Region angekündigt, aber noch war es trocken. Es roch aber schon nach Frühling und Feuchtigkeit.

Er legte einen Zahn zu und rannte quer über die Sicherheitszufahrt auf das zweite Reaktorgebäude zu. Er hatte keine Ahnung, was vor sich ging. Eigentlich hätte heute nur Reaktorblock eins ans Netz gehen sollen. Reaktorblock zwei war vorerst für umfangreiche Testzwecke vorgesehen und sollte frühestens in ein paar Monaten mit der Stromerzeugung beginnen. Wirklich passieren konnte zwar nichts, beide Reaktoren waren identisch aufgebaut und konzipiert worden, aber in seinem Kraftwerk durfte niemand gegen die Vorschriften verstoßen. Wofür stellte er sonst welche auf?

Als der Kühlturm von Reaktor zwei hinter dem Forschungszentrum in Sicht kam, kräuselte sich tatsächlich Dampf in den Nachthimmel empor. Der Reaktor lief also wirklich. Wer bitte hatte ihn aktiviert? Niemand hatte eine Autorisierung dafür erhalten.

Unterwegs versuchte er abermals, über die Zentrale jemanden aus der Leitstelle ans Telefon zu kriegen, aber wieder ging niemand ran. Das gefiel Harald überhaupt nicht. Die Leitstelle musste besetzt sein, anders konnte man den Reaktor gar nicht hochfahren. Warum meldete sich dort niemand?

Endlich erreichte er das Gebäude. Anstatt die Tür mit Wucht aufzustoßen, knallte er brutal dagegen. Ihm entwich ein Schmerzensschrei, während er rückwärts taumelte. Wer zum Teufel hatte abgesperrt? Wieso konnte man überhaupt absperren?

Blut sprenkelte sein blütenweißes Hemd. Mit einem Grunzen wischte er es sich mit dem Handrücken von der Nase, die er sich beim Zusammenstoß offenbar gebrochen hatte, und versuchte abermals, die Tür manuell zu öffnen, aber der Zutritt blieb gesperrt. Auch über seinen streng geheimen Zentralcode kam er nicht rein. Was ging vor sich? Ein Hack?

Harald wurde schlecht vor Angst. Hatte es doch jemand geschafft, sich ins System zu hacken? Unmöglich, sie nutzten Air-Gap-Systeme, die vom Netz getrennt waren. Man konnte sich nicht einhacken und die Leitstelle übernehmen – es sei denn, jemand half von innen nach.

In Gedanken ging er schon die Personallisten durch und überlegte, wer der oder die Übeltäter sein könnten, als sein Handy klingelte. Es war Kowalski aus der Zentrale. »Wie sieht es aus, Herr Stein? Ich kriege keinen Kontakt zur Leitstelle zustande.«

»Und mich hat man ausgesperrt. Zutritt verweigert – trotz Sicherheitscode.«

Summende Stille. »Und jetzt?«

»Bleiben Sie ruhig! Was macht der Reaktor?«

»Ist auf zweiundsechzig Prozent hochgefahren. Wir haben die Netzagentur bereits informiert, dass wir unerwartet mehr einspeisen. Das ist kein Problem, die nehmen den Strom ab. Wir haben eben auch die Turbinenlast umverteilt und Turbine drei und vier hinzugeschaltet, um eine Überhitzung zu vermeiden. An sich laufen alle Systeme einwandfrei.«

»Immerhin etwas.« Harald zog blutigen Rotz hoch und spuckte aus. »Ich will trotzdem umgehend in Reaktor zwei rein. Schicken Sie mir alle verfügbaren Sicherheitskräfte zum Eingang des Gebäudes, abgesehen von der Notbesetzung. Wir müssen da rein! Zur Not mit Gewalt!«

»Mach ich, Sir! Verstärkung ist gleich bei Ihnen!«

»Danke!« Harald ließ das Handy sinken und sah zum Gebäude hoch. Er kochte innerlich. Wer auch immer für die Aktion verantwortlich war, würde sich dafür verantworten müssen. Köpfe würden rollen. Er hoffte nur, dass ihm daraus kein Strick gedreht wurde. Er hatte so viel Arbeit in das Projekt gesteckt …

Wieder klingelte sein Handy, diesmal war es die Leitstelle eins. Ein aufgeregter Meyer haspelte ins Telefon: »Die Leistung steigt auch in Reaktor eins! Wir sind bei einundneunzig Prozent!« Im Hintergrund schrie die Technikerin: »Tendenz steigend!«

Harald hätte kotzen können. »Wie kann das sein, Meyer? Drosseln Sie ihn wieder!«

»Versuchen wir ja, aber es passiert nichts. Es ist … als wäre das System ferngesteuert.«

Ferngesteuert …

Harald hob abermals den Blick empor zu Block zwei. Aus der Seitenstraße schoss ein Einsatzwagen des Sicherheitsdienstes und hielt auf ihn zu.

»Ferngesteuert!«, murmelte er abermals und schluckte. Dann kam der Befehl: »Schalten Sie ab!«

Meyer keuchte. »Abschalten? Hab ich Sie richtig verstanden?«

»Ja! Notabschaltung umgehend einleiten!«

»Okay. Notabschaltung einleiten. *Habt ihr gehört? Notabschaltung einleiten!«*

Im Hintergrund war hektisches Gemurmel zu vernehmen, dann ertönten Warnsignale.

»Notabschaltung verweigert!«, keuchte Meyer. »Das System lässt uns nicht.«

»Leistung bei achtundneunzig Prozent.« Noch mehr Warnsignale

schrillten los.

Harald spürte, wie ihm die Situation entglitt. Er stand plötzlich neben sich und sah sich selbst dabei zu, wie er das Handy sinken ließ und die Einsatzkräfte anstarrte, die aus dem Wagen sprangen und auf ihn zugerannt kamen. Auch von der anderen Seite sprinteten Sicherheitskräfte heran, allen voran ein blonder Typ mit militärischem Haarschnitt, den er noch nie gesehen hatte, aber er kannte auch nicht jeden persönlich.

Dann war Harald wieder bei sich und schrie: »Tür aufbrechen!« Und zu Meyer plärrte er ins Telefon: »Probieren Sie es irgendwie weiter! Seien Sie verdammt noch mal kreativ! Vielleicht können Sie das System austricksen. Irgendwas überbrücken! Kabel zusammenlöten, was weiß ich! Schalten Sie das Teil einfach ab! Egal wie!«

»Egal wie! Egal wie!« Meyer nickte und nickte und nickte. »Abschalten. Wie schalte ich den Reaktor ab?« Es war nicht trivial, eine Kernspaltungsreaktion abzuwürgen, da sie sich selbst erhielt. Er konnte eigentlich nur das flüssige Salz in den Notbehälter unter dem Reaktor abfließen lassen, was im Notfall vor einer Überhitzung geschah. Dadurch weitete sich das Salz, weil es nicht mehr unter höherem Druck stand, kühlte dabei aus und unterband damit den Prozess. Allerdings war das im Protokoll nicht vorgesehen, das System würde das nicht erlauben. Er müsste dafür dem System eine Überhitzung vorgaukeln ...

»Überhitzung, Überhitzung, Überhitzung«, murmelte er und holte die Baupläne des Reaktors hervor, um sich die Details anzusehen. Wo lagen die Sensoren? Wie verliefen die Schaltkreise? Konnte er irgendwo ansetzen?

In dem Moment schrie jemand: »Volllast erreicht!«

Meyer sah nur kurz auf. »Was macht die Temperatur im Kern?«

»Eintausendeinhundert Grad. Im grünen Bereich.«

»Scheiße!«, entfuhr es Meyer. Er hätte nie gedacht, dass er sich jemals im Leben die Überhitzung eines Reaktors wünschen würde.

»Scheiße!«, brüllte auch Kowalski in der Zentrale. »Wir sind fast bei zweimal hundert Prozent! Die Turbinen sind kurz vor der Leistungsgrenze.« Sie blinkten bereits im roten Bereich.

»Müssen sie aber aushalten!«, bellte ein Techniker, ein fetter Kerl mit riesigem Doppelkinn. »Dafür sind sie konstruiert worden!«

»Vierhundert Megawatt Gesamtleistung!«, rief jemand. »Tendenz weiter aufwärts!«

Kowalski stöhnte und fuhr sich durchs dichte Haar. Er hatte keine Ahnung, was dort draußen vor sich ging. Er wusste nur, dass es nicht so lief, wie es sollte. Oder war das ein Stresstest gleich zu Beginn? War das auf Harald Steins Mist gewachsen? Passen würde es. Der Sicherheitschef war ein Wahnsinniger, der wirklich jede Eventualität fünfmal hatte prüfen lassen. War der Vorfall also volle Absicht? Fühlte man ihnen gerade auf den Zahn?

Es änderte nur gar nichts an den Umständen. Die Gefahren eines Reaktorunfalls waren zwar viel geringer als bei früheren Reaktoren, aber sie bewegten sich auf Neuland. Viel Erfahrung hatte man mit Flüssigsalzreaktoren weltweit noch nicht gesammelt. Nur einige Versuchsreaktoren waren bisher konstruiert worden, aber langfristig am Netz und mit der Leistung war noch keiner gewesen.

»Statusmeldung!«, bellte er.

»Reaktor eins läuft auf volle Pulle! Reaktor zwei steht bei achtundneunzig Prozent. Neunundneunzig!«

Kowalski blähte die Wangen auf. Wenn das wirklich ein unangekündigter Sicherheitscheck von Stein war, würde er dem Kerl die Fresse polieren – vorausgesetzt, er bekam nicht vorher einen Herzinfarkt.

»Beide Reaktoren stehen nun unter Volllast!«

Kowalski nickte nur und sagte leise: »Danke.«

»Wie, *danke?* Tun Sie doch was! Die Temperatur steigt weiter!«

Die Temperatur steigt weiter … Kowalski runzelte die Stirn. »Was haben Sie gesagt?«

»Die Kerntemperatur steigt in Reaktor zwei, aber nur dort! Eintausendvierhundert Grad Celsius. Vierhundertfünf. Vierhundertzehn.«

Kowalski sah es sich selbst auf dem Display an und traute seinen Augen nicht. Die Zahlen bewegten sich immer rasanter nach oben. Und in immer größeren Schritten.

»Eintausendfünfhundert.«

»Eintausendsechshundert! Gott! Warum schaltet der Reaktor nicht ab?«

Weil er manipuliert worden ist. Genauso wie die Türen, durch die Stein nicht ins Gebäude kommen konnte. Kowalski war sich plötzlich ganz sicher. Irgendjemand hatte eingegriffen und dabei einen Fehler begangen – oder den GAU einkalkuliert.

»Eintausendachthundert! Neunhundert! Zweitausend!«

Ein letzter Blick des entsetzten Technikers, dann bebte die Erde, und es krachte ohrenbetäubend laut.

Harald hielt sich die Ohren zu, während die Einsatzkräfte die Tür aufsprengten. Hätte ihm vorher jemand erzählt, dass sie bei der Inbetriebnahme eines Reaktors mit Plastiksprengstoff hantieren würden, hätte er laut gelacht. Die Rauchwolke, die von der Tür davonstob und nach geschmortem Plastik stank, brannte aber überaus echt in seinen Augen.

»Zugriff!«, rief einer der Sicherheitsleute über den Lärm hinweg und drängte mit erhobener Waffe ins Innere. Seine Teammitglieder folgten, zuletzt wollte Harald auch hinein, als er ein hohles Pfeifen vernahm. Es war ohrenbetäubend laut und kam aus dem Himmel.

Er hob den Blick, sah ein regenbogenfarbenes Glitzern wie bei einem Prisma, dann gleißendes Licht, und die Welt verschwand in einem lauten, feurigen Knall.

Die Druckwelle fegte von Reaktor zwei aus über das Gelände, wirbelte Sicherheitskräfte und Angestellte durch die Luft, zertrümmerte Fensterscheiben und Glastüren, brandete über den See hinweg, wellte dessen Oberfläche und ließ selbst in Genf noch die Gebäude erzittern.

Überall am See schrillten Sirenen los. Der gesamtstaatliche Notfallplan wurde aktiviert. Feuerwehr, Polizei und Sanitäter rückten aus. Der Schweizer Zivilschutz wurde informiert, ebenso das Technische Hilfswerk sowie diverse Hilfsorganisationen, mit denen Kooperationen bestanden.

Als das Schweizer Strahlenfrühwarnsystem großräumig erhöhte Messwerte registrierte, wurde das Ereignis automatisch in die Kategorie mit Notfallpotenzial hochgestuft. Politiker wurden informiert, ein Krisenstab eingerichtet, Behörden und Presse benachrichtigt. Das Militär wurde in erhöhte Alarmbereitschaft versetzt. Auch die Nachbarländer erhielten entsprechende Warnungen.

Am Genfersee interessierten die Vorgänge hinter den Kulissen herzlich niemanden. Einige Anwohner versuchten, umgehend zu fliehen, was die Straßen heillos verstopfte, doch die Mehrzahl stürzte nur aus den Häusern, um zu sehen, was überhaupt passiert war. Schnell richteten sie alle die Blicke gen Osten, ans Ende des Sees, wo ein bläulicher Lichtstrahl wie ein massiver Laser in den wolkenverhangenen Himmel ragte.

TEIL 1

FRAGEN



1



Schweiz, Kanton Waadt

Licht und Schatten huschten über Jonathan Becks Gesicht, während der Zug sich allmählich dem Ziel – Lausanne am Genfersee – näherte. Bisher hatte Jonathan noch keinen Blick auf das Paradies im Südwesten der Schweiz erhaschen können, wo die Wohlhabenden residierten und das Leben in vollen Zügen genossen, aber was interessierten ihn auch ein glitzernder See und schneebetupfte Gipfel? Er war geschäftlich unterwegs und hatte keine Ahnung, was ihn erwartete. Und das machte ihn schier wahnsinnig.

Jonathan mahnte sich zur Ruhe und wandte den Blick von den vorbeihuschenden Bäumen ab. Sein Laptop hatte erneut das Display deaktiviert, um Strom zu sparen. Er musste das Gerät schon wieder mit seinem Fingerprint entsperren. Das war ihm noch nie so oft auf einer Fahrt passiert. Normalerweise mochte er die Arbeit in den Schweizer Fernverkehrszügen, denn die glitten leise und ohne großes Rütteln dahin. So konnte er sich auf seine Berichte für die internationale Atomenergie-Organisation, kurz IAEO, konzentrieren, aber diesmal stand er am Anfang und wusste nicht so recht, wie er anfangen sollte.

Der ganze Auftrag glich einem Mysterium. *Ein Mysterium, das nicht sein kann,* fügte Jonathan in Gedanken hinzu, und doch war er unterwegs, um einen angeblichen Atomunfall nahe Lausanne zu untersuchen. Einen Atomunfall, von dem der Reaktorbetreiber versicherte, dass es ihn nicht gegeben habe. Von dem eine Mitarbeiterin des Betreibers allerdings per E-Mail das Gegenteil behauptete. Genauso kontrovers waren die übermittelten Messwerte und Kontrollprotokolle. In der Region um das Kraftwerk waren alle astrein, allerdings hatten das deutsche Bundesamt für Strahlenwesen und die französische Autorité de sûreté nucléaire eine erhöhte Gamma-Ortsdosisleistung an den Grenzen festgestellt – die Schweizer aber nicht.

Jonathan blätterte noch einmal durch die virtuelle Akte und überprüfte zum fünften Mal die Daten, aber die passten einfach hinten und vorne nicht zusammen. Möglicherweise war ein Teil der Messwerte falsch oder gefälscht worden. Irgendjemand log auf jeden

Fall, entweder die Mitarbeiterin oder der Betreiber – und das machte die Sache nur noch verrückter. Dass eine Mitarbeiterin gegen den Arbeitgeber Behauptungen aufstellte, konnte sich Jonathan gut vorstellen; vielleicht Ungerechtigkeiten am Arbeitsplatz oder persönlicher Groll. Aber ohne die erhöhten Messwerte an den Grenzen wäre daraus nie eine Ermittlung geworden.

Die andere Variante – dass die Frau recht hatte – würde aber bedeuten, dass der Betreiber einen Atomunfall zu vertuschen versuchte. Das war eine andere Hausnummer, denn dann müsste das gesamte Personal inklusive der Behörden geschmiert worden sein. Wie hoch war die Wahrscheinlichkeit, dass alle ihren Mund hielten, wenn es um die eigene Gesundheit ging? Aber woher bitte kam die erhöhte Strahlung an gleich zwei Landesgrenzen? Waren überambitionierte Aktivisten am Werk, die an den Messstationen ihr Unwesen trieben, um einen Unfall zu suggerieren? Auch das konnte er sich nicht vorstellen. Allein in Deutschland wurden an rund 1700 Messstellen mehrmals täglich Daten erhoben. Über eine interaktive Karte konnte sich jeder Interessierte über die Strahlenbelastung in seiner Region informieren. Die Daten wurden zwar nicht ständig überprüft, alles lief automatisch, aber um ein solches Netzwerk zu manipulieren, brauchte es schon eine großangelegte Aktion – und eine solche wäre der IAEO nicht entgangen. Dafür gab es eben Leute wie Jonathan, die sich weltweit um die Atomsicherheit bemühten.

Das Spiel von Licht und Schatten stoppte, und Jonathan blinzelte durchs Fenster hinaus. Der Zug hatte in einem Bahnhof angehalten, aber es war nicht seine Endstation, sondern ein kleinerer Bahnhof. Nur zwei Bahnsteige, ein Treppenabgang und ein Aufzug. Ein paar Jugendliche und eine ältere Dame mit einem Koffer und einem schwarzen Hündchen warteten, dass sich die Türen öffneten.

Jonathan sah, wie das Hündchen – ein hellbrauner Pudel – heftig an der Leine zog, vermutlich wegen des großen, bösen Zugs. Das Frauchen hatte deutliche Probleme mit dem Tier. Sie sagte etwas zu den Kids, aber die ignorierten die alte Dame und stiegen ein. Mit dem Koffer half niemand.

Typisch. Jonathan klappte den Laptop zu und stand auf, um der alten Dame mit dem Koffer zu helfen.

Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als er zu ihr auf den Bahnsteig stieg und zupackte. »Das ist aber nett! Es gibt doch noch Menschen mit Manieren!«

Jonathan wollte etwas erwidern, doch das Hündchen begann zu bellen.

»Ruhig, Lizzy!« Die alte Dame zerrte an der Leine. »Herrschaftszeiten, ruhig jetzt! Der Mann tut dir nichts, der ist ganz lieb. Entschuldigen Sie, aber Lizzy hat einfach keine Manieren, wenn

wir unterwegs sind. Dann ist sie ganz aufgeregt.«

So wie Sie. Jonathan lächelte. »Kein Problem. Solange sie mir nicht in die Wade beißt.«

»Das tut sie nur bei bösen Menschen. Und jetzt komm, Lizzy! Hier. Spring!« Das Hündchen betrachtete den Spalt zwischen Bahnsteig und Tür skeptisch, folgte dann aber doch ihrem Frauchen ins Innere. Jonathan stieg samt Koffer zu und schob ihn – unter dem wachsamen Blick der Dame – in das Gepäckabteil nahe der Sitze.

»Passt das so?«, fragte er.

»Wunderbar, Herr ...«

»Beck.«

Wieder ein Lächeln. »Ein schöner Name.«

»Na ja, man kann ihn ja sowieso nicht beeinflussen.«

»Sie könnten heiraten.« Der Blick der alten Dame wanderte auf seine Hand, die noch am Griff des Koffers lag. Kein Ring zierte seine Finger.

Jonathan grinste. »Ihnen entgeht nichts, oder?«

»Wenig.« Ein Schmunzeln. »Danke nochmals.«

»Gern geschehen.« Jonathan nickte der Dame zu, unterdrückte den Impuls, das Hündchen zu streicheln, und ging zurück an seinen Platz. Er hatte gerade den Laptop wieder aufgeklappt und per Fingerprint entsperrt, als etwas seine Wade streifte.

»Ist bei Ihnen noch frei?« Die Dame zeigte auf die zwei unbelegten Plätze ihm gegenüber, während der Hund seine Waden beschnupperte.

Jonathan nickte. »Bitte. Setzen Sie sich. Ich steige sowieso in Lausanne aus.«

»Oder wollen Sie keine Gesellschaft? Dann suche ich mir einen anderen Platz.«

»Alles gut. Ich wollte nicht unhöflich sein.«

»Waren Sie auch nicht.« Sie grinste und setzte sich. Das Hündchen sprang ungefragt neben ihr auf den anderen freien Sitz und schmiegte sich an ihren Oberschenkel. Die schwarzen Knopfaugen glänzten frech. Die Dame strich dem Tier über den Kopf und meinte: »Ich fahre auch nicht viel weiter, nur bis Genf. Von dort gehts dann aber nach Paris, eine Freundin besuchen. Sind Sie zum Urlaubmachen hier? Am Genfersee ist es sooo schön!«

»Leider nein. Ich bin geschäftlich unterwegs.« Jonathan wollte sich wieder seinem Laptop widmen, doch die Dame ließ nicht locker.

»Lassen Sie mich raten: Sie sind ... bei der Polizei?«

Jonathan zwang sich, die Augenbraue nicht zu heben. Die Dame lag fast richtig. Er hatte tatsächlich die Ausbildung zum Polizisten absolviert, war dann aber als Wachmann bei einem Atomkraftwerk in Deutschland gelandet. Für das Sicherheitspersonal wurden gern Polizisten eingestellt, die speziell auf die Bedürfnisse eines

Kernkraftwerks geschult wurden. Dort hatte er einige Jahre gearbeitet, bis er auf eine Stellenausschreibung bei der IAEO aufmerksam geworden war, sich beworben hatte und prompt als Ermittler im Außendienst eingestellt worden war. Das war mittlerweile zehn Jahre her. »Wie kommen Sie darauf?«

»Ach … Ihre Haltung, Ihr kurzer Haarschnitt, Ihre wachen Augen und dieses Musternde darin. Dazu die Hilfsbereitschaft. Und unverheiratet.« Sie schnaufte tief durch, während ein Schatten über ihr Gesicht huschte. »Das erinnert mich alles an meinen Mann, Gott hab ihn selig.«

Jonathan schürzte die Lippen. »War er Polizist?«

»Mit Leib und Seele. War viele Jahre beim Dezernat für Raubdelikte in Zürich, bis er leider … aus dem Leben geschieden ist. Verdammter Krebs … Ach, sagen Sie am besten nichts dazu. Das sind nur die Erinnerungen einer alten Dame.«

»Schon gut. Ich höre gern zu.«

»Das glaube ich. Ihnen entgeht nicht viel. Wie meinem Mann.« Sie senkte den Blick und streichelte abermals den Hund, der ein tiefes Schnaufen von sich gab.

Jonathan wartete, ob sie noch etwas sagen würde, aber offenbar war es das gewesen, und so widmete er sich wieder seinem Laptop. Allerdings ergab es keinen Sinn, die Daten ein sechstes Mal durchzugehen. Er würde vor Ort sehen müssen, was Sache war. In Lausanne würde er sich einen Mietwagen nehmen und Richtung Montreux fahren. Hinter dem Kurort lag in einer künstlich angelegten Bucht zwischen steilen Hügeln das Kernkraftwerk von Villeneuve. Es handelte sich um eine hochmoderne Anlage, die kurz vor der kommerziellen Inbetriebnahme stand. Ein Prestigeprojekt, allerdings privat betrieben. Jonathan hatte das Projekt unabhängig von seinem aktuellen Fall verfolgt, denn bei dem Reaktor handelte es sich um einen der vierten Generation. Zwar sollte in China bereits einer von dieser Bauart getestet worden sein, aber darüber gab es nur diverse Berichte seitens der chinesischen Regierung. China war selbst für die IAEO eine Blackbox.

Die vierte Generation unterschied sich deutlich von den ersten dreien. Bei denen handelte es sich fast immer um Leichtwasserreaktoren, die zur Stromerzeugung genutzt wurden. Man stellte Brennstäbe mithilfe radioaktiver Elemente wie Uran oder seltener Plutonium her, die eine kontrollierte Kettenreaktion der Kernspaltung erzeugten und so Wärme freisetzten. Die wiederum erhitzte einen sekundären Wasserkreislauf und es entstand Dampf, der Turbinen antrieb, die den benötigten Strom lieferten.

Bei der dritten Generation legte man das Augenmerk auf eine verbesserte Sicherheit und Wirtschaftlichkeit, die Grundprinzipien der

Stromerzeugung blieben allerdings gleich.

Bei den Reaktoren der vierten Gerenation ging man andere Wege. Man wollte zwar erneut die Effizienz und die Sicherheit erhöhen, aber zugleich verhindern, dass die Brennstäbe für atomare Waffen missbraucht werden könnten. Mehrere Reaktortypen waren weltweit erforscht und getestet worden. Bei der neuen Anlage am Genfersee handelte es sich um einen Thorium-Flüssigsalz-Reaktor. Gekühlt wurde anstatt mit Wasser mit Flüssigsalz. Der Thoriumbrennstoff wurde im Salz gelöst, das wiederum von der Hitze der Kernreaktion flüssig gehalten wurde. Das System hatte zwei riesige Vorteile: Der atomare Müll würde viel weniger lange strahlen, und das spaltbare Material kam nicht mit Wasser in Verbindung. So konnte bei einer Überhitzung kein hochexplosiver Wasserstoff entstehen, wie damals im japanischen Fukushima.

Es war also höchst unwahrscheinlich, dass dort Strahlung ausgetreten war. Aber woher stammte sie dann?

Jonathan atmete tief durch, schaltete den Laptop aus und verstaute ihn in seinem Rucksack.

Da die Dame immer noch das Hündchen kraulte, holte er sein Handy hervor. Er prüfte E-Mails und Anrufe, und tatsächlich war eine Nachricht von seiner Chefin eingegangen. Die Messwerte an der französischen Grenze waren weiter gestiegen, bewegten sich aber immer noch im vertretbaren Rahmen. Die Grenzwerte, ab denen die Bevölkerung informiert wurde, waren noch nicht erreicht.

Vielleicht waren doch verrückte Aktivisten am Werk? Oder einfach nur ein Softwarefehler? Oder beides? Hatte sich jemand in die Messsysteme eingehackt und sie manipuliert? Cyberkriminalität war für die IAEO ein Riesenthema. Man brauchte nicht allzu viel Fantasie, um sich auszumalen, was alles passieren konnte, wenn Hacker die Leitstelle eines Kernkraftwerks übernahmen.

Jonathan bekam eine Gänsehaut an den Armen und rieb sich die Haut warm. Er schaute dabei hinaus, und zum ersten Mal erhaschte er einen Blick auf den Genfersee. Er glitzerte und funkelte im Sonnenschein. Zig Segelboote sprenkelten das tiefe Blau vor der atemberaubenden Bergkulisse.

»Ich sagte ja, es ist wunderschön hier.«

Jonathan wandte sich der alten Dame zu. »Ein Traum, ja. Ich hoffe, ich kann ein paar Stunden freischaufeln oder einen Tag Urlaub dranhängen.«

Neugierig musterte sie ihn. »Arbeiten Sie wenigstens an einem spannenden Fall?«

»Ja, das kann man so sagen.«

»Dürfen Sie darüber reden? Natürlich nur im Allgemeinen. Das hat mein Mann auch immer getan, und das eine oder andere Mal konnte

ich ihn tatsächlich auf die richtige Spur bringen. Als Polizist muss man kreativ denken können, aber wem erzähle ich das? Also, wollen Sie die paar Minuten bis Lausanne noch nutzen?«

Jonathan lächelte, schüttelte aber den Kopf. »Würde ich gern, darf ich aber nicht.«

Enttäuschung huschte über ihr Gesicht. »Verstehe. Allgemein ist schon zu speziell.«

»So sieht es aus.« *Und Sie würden es auch gar nicht wissen wollen, meine Liebe. Erhöhte Strahlung … Verdammt, was ist da draußen los?*

Jonathan erreichte das Gelände des Kernkraftwerks am späten Nachmittag. Er parkte den Mietwagen außerhalb und abseits der Zufahrtsstraße. Einige Zeit saß er einfach nur hinterm Steuer und betrachtete die Anlage. Die betongrauen Bauten verschwanden fast vor den zerklüfteten Steilhängen des Malatraix'. Vom Berg aus sollte man einen wunderbaren Blick auf den See haben, wie Jonathan gelesen hatte. Ihn interessierte aber nur die Anlage.

Er entdeckte zwei Reaktorgebäude, die dazugehörigen Kühltürme, Lagerstätten und diverse Zusatzbauten für Verwaltung und Einspeisung ins Stromnetz. Außerdem gab es eine Forschungseinrichtung. Im Gegensatz zu den allermeisten Reaktoren hatte hier ein Stararchitekt Hand angelegt und die Gebäude nicht nur funktional, sondern auch optisch ansprechend gestaltet. Wie wild geschliffene Diamanten kamen die Reaktorgebäude daher, weswegen sie sich auch so dezent in die Umgebung einfügten. Das galt auch für die Kühltürme, die nicht einem typischen Schornstein glichen, sondern mehr futuristischen Kegeln.

Jonathan gefiel, was er sah. Noch mehr, dass kein Dampf aus den Kühltürmen stieg. Die Reaktoren wurden offensichtlich – wie vom Betreiber gemeldet – noch nicht betrieben. Aber eine Reihe von Testläufen hatten sie laut Protokollen gefahren. War dabei etwas passiert? Hatten sie den Reaktor rechtzeitig notabschalten können? Gerade das war ein großer Vorteil der Flüssigsalzreaktoren. Das Salz dehnte sich bei Überhitzung automatisch in ein Notbecken aus, wodurch es wieder abkühlte. Ab einem bestimmten Punkt härtete es dann sogar aus und unterbrach so – in der Theorie – die nukleare Reaktion.

Jonathan würde es herausfinden. Aus seinem Rucksack holte er einen Geigerzähler hervor und aktivierte das Messgerät. Der Nuklearstrahlungsdetektor gab allerdings keinen Alarmton aus. Die Messung betrug 0,06 Mikrosievert pro Stunde. Zwischen 0,03 und 0,08 bewegte sich die natürliche Strahlenbelastung, die sowohl vom

Boden stammte als auch aus dem Kosmos. Terrestrische Strahlung wurde sie auch genannt. Die Werte passten aber. Es gab auf den ersten Blick keinen Grund, die Berichte der Betreiberfirma infrage zu stellen. Wäre es zu einem Unglück gekommen, müsste der Geigerzähler ganz andere Werte messen. Auch am Bahnhof in Lausanne hatte es keine Auffälligkeiten gegeben, genauso wenig unterwegs auf einem Tankstellenparkplatz, wo sich Jonathan ein Caprese-Sandwich und eine Cola gegönnt hatte.

Er blickte auf die Uhr in der Wagenarmatur und entschied, zum Hotel in Montreux zu fahren und einzuchecken. Er hatte sich erst für morgen Vormittag im Kraftwerk angemeldet, insofern würde er nur jede Menge Stress erzeugen, wenn er heute noch aufschlug, und Feinde brauchte er keine. Als externe Ermittler der IAEO waren sie sowieso ungern gesehen. Es war wie mit Betriebsprüfern vom Finanzamt; niemand wollte sie. Die kosteten nur Geld und verursachten Ärger.

Aber wenn es um die Sicherheit eines Kernkraftwerks ging, kannte Jonathan auch kein Pardon. Er verstand schon, dass Betreiber wirtschaftlich agieren mussten, aber die meisten Unfälle waren nur wegen mangelnder Sicherheitsvorkehrungen passiert. In Fukushima beispielsweise hatte man die Schutzanlagen zum Meer hin nur für 5,7 Meter hohe Wellen ausgelegt. Der Tsunami, der das Gelände nach dem Erdbeben getroffen hatte, war aber knapp vierzehn Meter hoch gewesen. Das Wasser war so in die Maschinenräume hinter dem Wall gelaufen und hatte einen Großteil der Dieselnotstromaggregate zerstört. Die anderen waren einfach fortgespült worden. Wegen des Erdbebens war auch die normale Stromversorgung ausgefallen, was in der Kombination zur Überhitzung der Anlage und schlussendlich zur Katastrophe geführt hatte. Ein paar Meter Wellenbrecher hätten genügt. Fehlplanung oder Sparsamkeit? Neue Studien zeigten, dass der Betreiber Tepco sogar den Rat der eigenen Forscher ignoriert und die möglichen Erdbebenstärken und Tsunamihöhen viel zu gering kalkuliert hatte. Man hatte einfach eine neue, interne Studie durchgeführt, die auf Werte kam, die den vorhandenen Budgets besser entsprachen. *Glaube keiner Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast,* hatte seinen Chefin ihm einmal geraten. Und alles nur aus Gier.

Jonathan hasste diese menschliche Eigenschaft und hoffte, dass bei der nigelnagelneuen Anlage vor ihm Menschen mit gesundem Menschenverstand geplant und gearbeitet hatten.

Sicherheitshalber maß er die Strahlenbelastung erneut, kam aber zum selben Ergebnis wie zuvor. Kopfschüttelnd schaltete er den Geigerzähler aus und packte ihn weg.

Ein letztes Mal musterte er noch die Anlage, dann startete er den Wagen und machte sich auf zum Hotel.

Das *Hotel* war eine Pension mit Gasthof im Erdgeschoss und Fremdenzimmern in den Obergeschossen und hatte die besten Zeiten hinter sich. Eine verblichene orange-braun-gestreifte Markise hing vor dem Eingang mit Butzenscheibe. Ein paar fleckige Stühle standen zusammengeklappt in einer Ecke. Ein Aschenbecher quoll über.

Na wunderbar.

Jonathan stapfte zu einem Glaskasten, um die Speisekarte zu studieren, die gutbürgerliche Hausmannskost versprach. Da die Pension abseits der Altstadt lag und der Wetterbericht mit siebzigprozentiger Wahrscheinlichkeit Regen vorhersagte, würde er es darauf ankommen lassen. Eine Portion Pommes würde er schon kriegen. Bei denen konnte man auch nicht allzu viel falsch machen, im Gegensatz zu den typischen Schweizer Gerichten wie Kabiswurst oder Egli.

Die Tür bimmelte altmodisch, als er eintrat. Hinter einem Tresen stand eine ältere Dame und zapfte ein Bier. Von den rund zwölf Tischen waren nur drei belegt. Zwei mit Einheimischen, wie Jonathan schätzte, der dritte mit zwei Monteuren, an den Filzjacken mit Firmenlogos unschwer zu erkennen. Die schauten auch nur kurz auf, als er seinen Trolley hinter sich her zerrte. Die Einheimischen musterten ihn hingegen unverhohlen.

»Schönen guten Abend«, grüßte er die Bardame, die Blicke der Einheimischen ignorierend. »Für mich müsste ein Zimmer reserviert worden sein. Beck. Jonathan Beck.«

Ein knappes Nicken. »Ich schaue gleich nach. Wollen Sie zu Abend essen?«

»Gern.«

»Dann suchen Sie sich einen Platz, ich komm gleich. Bier oder Wein?«

»Äh … Hauswein?«

»Haben wir nur weißen.«

»Dann weiß.«

»Gut. Bring ich Ihnen.« Damit wandte sich die Bardame ab, um andere Bestellungen fertig zu machen.

Das kann ja heiter werden. Da würde er mit seiner Chefin ein Wörtchen reden müssen. Schon beim letzten Mal hatte sie ihn in einer Absteige untergebracht. Dort hatte er nicht einmal einen Schreibtisch auf dem Zimmer gehabt, um arbeiten zu können, geschweige denn Internet. Hoffentlich lief wenigstens hier das W-Lan wie versprochen.

Er suchte sich einen Platz, von dem aus er die gesamte Gaststube im Blick hatte, und checkte abermals sein Handy. Eingegangen war diesmal nichts. Empfang hatte er aber – immerhin. Trotzdem steckte

er das Telefon wieder weg, faltete die Hände auf dem Tisch und ließ den Blick schweifen. Die Einrichtung war genauso alt wie der Eingangsbereich, aber alles schien sauber zu sein. Keine Krümel auf dem Tisch, keine klebrigen Rückstände, das Besteck fleckenfrei in Bierkrügen. Vielleicht war die Pension gar nicht so schlecht, wie er erwartet hatte. Die letzte war wirklich ein Fiasko gewesen. Jonathan brauchte keine Fünf-Sterne-Hotels mit Luxuseinrichtung, er wollte nur ein sauberes Bett, eine warme Dusche (schimmelfrei) und ehrliches Essen. Und passabel schnelles Internet, aber das gehörte heutzutage für ihn zum Standard.

Dann kam der Wein, großzügig eingeschenkt und sehr trocken, schmeckte aber nicht schlecht. Dazu brachte die Wirtin ungefragt ein Körbchen mit Taillés aux greubons, einer lokalen salzigen Spezialität. Die Teigstangen schmeckten ausgezeichnet, was Jonathan spontan dazu bewegte, statt Pommes doch den Kabiswursteintopf zu bestellen. Den hatte er vor Jahren schon mal am Genfersee gegessen. Der bekannte Lauch-Kartoffel-Eintopf wurde mit einer aus Schweinefleisch und blanchiertem Weißkohl hergestellten Kabiswurst serviert. Die Waadtländer Wurst ging auf eine sehr lange Tradition zurück, was Jonathan sehr schätzte. Von den ganzen neumodischen Kreationen mit Schäumchen und Geleeperlen und bunten Ölen hielt er nicht viel. Er bevorzugte ehrliche Küche und ehrliche Menschen. Vielleicht hatte er es mit der Unterkunft gar nicht so schlecht getroffen.

Alles deutete darauf hin, denn auch der Eintopf war hervorragend.

Als er mit dem Essen fertig war, brachte ihm die Wirtin den Zimmerschlüssel und sagte: »Den Gang runter, die Treppe rauf und dann gleich rechts. Frühstück gibts zwischen sieben und neun Uhr.«

»Und Internet?«

»Finden Sie auf dem Zimmer.«

»Super. Sagen Sie, wie lange ist die Gaststube abends geöffnet?«

»Bis ich zumache. Wollen Sie noch ein Dessert? Oder einen Wein?«

»Ja, einen Hauswein würde ich noch nehmen.«

Die Wirtin quittierte die Bestellung mit einem Nicken, trug sein Geschirr davon und verschwand in der angrenzenden Küche.

Jonathan rieb sich derweil über das Gesicht und die kurzgeschorenen Haare. Er spürte den Alkohol schon leicht. Er trank nicht oft, und wenn nur in Maßen, aber auf Dienstreisen sagte er zu einem Glas Wein nicht Nein. Er war sowieso ein Gesellschaftstrinker, wenn man das so bezeichnen konnte. Zu Hause hatte er nur ein paar Flaschen, die er zum Kochen benutzte oder kredenzte, wenn mal Bekannte zu Besuch kamen. Was wegen seines Außendienstes selten genug der Fall war. Das war Fluch und Segen zugleich bei seinem Job: Er hatte Abwechslung und kam viel rum, aber freundeskreis- oder gar beziehungstechnisch förderlich war sein Job nicht. Für einen Moment

musste er an die alte Dame aus der Bahn denken. Von der Art her hatte sie ihm gefallen. So eine – nur eben in jung – müsste er finden. Intelligent, frech, eigenständig. Eine, die wusste, was sein Job bedeutete und das akzeptierte. Die selbst genug zu tun hatte, um sich nicht zu langweilen. Vielleicht eine Forscherin im Atomsektor, oder eine Physikerin. Oder Technikerin auf Montage. Und dann sollte sie auch noch gut aussehen, sportlich sein, sich für Kulinarik begeistern …

Jonathan seufzte und wusste, woran es vermutlich scheitern würde: an seinen Erwartungen.

Ein lautes Schnauben vom Nebentisch erregte seine Aufmerksamkeit. Einer der Einheimischen, ein Kerl um die fünfzig, schüttelte vehement den Kopf und sagte mit erhobenem Finger: »Ich hab es euch gesagt, das gibt nur Ärger. Niemals hätten die die Anlage bauen dürfen. *Niemals!*«

Die anderen stimmten brummend mit ein, blickten aber alle auf ihre Mobiltelefone. Ein Jüngerer, vielleicht um die dreißig, wischte wild auf seinem Display herum. »Hier! Ich hab's wiedergefunden! Der Post ist von heute Nachmittag.«

»Dann lies vor!«, knurrte ein anderer.

»Jaja, Moment. Also, ein Urs Raali postet: *Habe mich jetzt im Keller versteckt. Fenster geschlossen, Fugen mit Klebeband abgedichtet, Rollos runter. Draußen höre ich Sirenen. Viele Sirenen. Keine Ahnung, was abgeht, habe hier unten keinen Radioempfang. Auch das Netz scheint überlastet oder zusammengebrochen zu sein. Gott steh uns bei. Seid ihr wohlauf? Habt ihr Infos, was dort draußen abgeht?*« Der Jüngere blickte vielsagend in die Runde. »Dann kommen noch die Hashtags: *#nucleardisaster #gau #Villeneuve #genfersee.*«

Der Ältere brummte: »Urs Raali? Nie gehört. Kennt den jemand?«

Einer meldete sich. »Ich kenne eine Verena Raali. Die arbeitet in der Bäckerei unten ums Eck, nettes Ding, aber ob die einen Verwandten namens Urs hat, keine Ahnung.«

»Höchstwahrscheinlich. Urse gibts hier wie Sand am Meer, gell, Urs?«

Ein vierter am Tisch schnaubte, und der fünfte meinte: »Und wenn schon. Das ist sowieso nur Fake, oder habt ihr heute Nachmittag Sirenen gehört? Ich nicht.«

»Du bist auch taub.«

»Haha, aber ernsthaft?«

Der Älteste schüttelte den Kopf. »Darum geht es doch gar nicht! Du hast schon recht, das ist wieder so eine Panikmache, aber womit? Mit Recht!« Und dann wiederholte er: »Niemals hätten die die Anlage bauen dürfen!«

Jonathan räusperte sich in dem Moment laut, woraufhin es still wurde. Die Blicke wanderten zu ihm.

»Was ist?«, fragte der Ältere argwöhnisch.

»Nichts, entschuldigt. Aber redet ihr vom neuen Kraftwerk in Villeneuve?«

»Und wenn, was geht dich das an?«

»Ich bin nur neugierig, habe davon gelesen. Soll eine hochmoderne Anlage sein und bald in Betrieb gehen, wenn ich mich recht erinnere.«

»In vier Tagen.« Der Blick des Kerls sagte genau, was er davon hielt. »Eine Schande. Und Totalversagen der Politik!«

»Darf ich fragen, warum?«

»Das fragst du ernsthaft? Hast du den Bunker schon gesehen? Was für ein Schandfleck direkt am See. *Modern-ökonomisches Design* nennen die das. Pfft … Und dann auch noch vor der Haustür. Das will doch keiner. Ich nicht. Die sollen ihren Strom woanders erzeugen, aber nicht hier.«

Jonathan seufzte im Stillen. Die Debatte kannte er zur Genüge und hatte sie im Bekanntenkreis Hunderte Male geführt. Es war wie mit allem: Man wollte immer schön Strom aus der Steckdose, aber man wollte keine Solarparks, keine Windkrafträder, keine Atomkraftwerke, keine Kohlekraftwerke – zumindest nicht in der Nähe. Verschandelte entweder die Natur, tötete bedrohte Tierarten, machte Lärm oder Dreck oder gefährdete die Gesundheit. Verstehen konnte er die Stammtischargumente ja, aber so funktionierte halt die moderne Energieversorgung mit ihren Energiespitzen nicht.

Er zeigte auf den Jüngeren und fragte: »Gibt es denn Probleme mit dem Kraftwerk? Ich hab eure Unterhaltung gerade nur so am Rande mitbekommen.«

Der Jüngere zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Ist vermutlich eher ein Spinner, der mentalen Dünnschiss von sich gibt. Reto hat schon recht: Wenn was passiert wäre, hätten wir es mitbekommen.« Ein verunsicherter Blick in die Runde. »Oder?«

»Aber klar!«, antwortete Reto. »Wenn was passiert wäre, dann kriegen alle das mit, das sag ich dir! Dann wird über Radio, Fernsehen und Internet informiert. Über alle Kanäle. Außerdem wird dann evakuiert. Großräumig. Dann würdest du schon längst in einem Bus irgendwohin sitzen. Oder du vielleicht nicht – im Gegensatz zu uns.«

Ein Kerl lachte, ein anderer sagte: »Depp!«, und damit war das Thema vom Tisch – außer für Jonathan.

Der musterte die Männer am Stammtisch noch mit gefurchter Stirn, bevor er sein Handy wieder aus der Tasche kramte. Wie hatten sie den Kerl genannt? Urs … Raali oder so. Posting mit Hashtags, vermutlich über Instagram oder Facebook.

Zügig durchsuchte er die sozialen Medien und fand tatsächlich auf Instagram einen User namens *ursraali*. Das letzte Posting war vom Nachmittag, genau so, wie es der Jüngere eben vorgelesen hatte.

Darüber war ein Bild gepostet, auf dem umrisshaft ein bärtiger Kerl mittleren Alters zu sehen war. Er wirkte ziemlich fertig und fast verängstigt; die Augen dunkel, das Haar strähnig. Aufgenommen worden war das Foto vermutlich in einem Keller bei schwacher Beleuchtung. Ein paar Pixelfehler hatte das Bild außerdem auch noch abbekommen. Kommentare gab es keine, Likes nur magere drei. Es war also ein blankes Posting – und das einzige im Profil von *ursraali*.

Normalerweise wäre ein solcher Post für Jonathan nicht mal eine Erwähnung in seinem Bericht wert gewesen, aber Jonathan glaubte nicht an Zufälle. Wieso erschien ein Social-Media-Beitrag über eine Nuklearkatastrophe am Genfersee genau an dem Tag, wo er eine solche untersuchen sollte, die es aber offenbar nicht gab?

Jonathan entschied, den vier Hashtags und *ursraali* zu folgen. Vielleicht postete der Kerl ja ein zweites Mal, oder jemand anderes aus der Region. Eines war auf jeden Fall jetzt schon sicher: Irgendetwas ging vor sich. Irgendetwas, das Jonathan ein ungutes Gefühl in der Magengegend bescherte.

Er trank nochmals vom Wein, aber das zweite Glas schmeckte nicht mehr so gut wie zuvor. Er ließ es halb geleert mit einem ordentlichen Trinkgeld auf dem Tisch zurück. Das ungute Gefühl nahm er allerdings mit aufs Zimmer.

2



Frankreich, nördlich von Grenoble

Über ihm im Wald rief ein Kauz. Das Krächzen hallte durch die Dunkelheit den bewaldeten Hang hinab und über den Waldweg. Sonst war nur das sanfte Rascheln von Blättern und Kiefernnadeln zu hören.

Alain Girard spähte aus seinem Jeep hangabwärts zwischen die Bäume. Durch das Nachtzielgerät verwandelte sich die Welt in einen geisterhaften grünen Schein. Fridolin neben ihm auf dem Beifahrersitz seufzte schwer.

»Ruhig, alter Junge.« Alain fuhr dem bayerischen Gebirgsschweißhund durchs kurzhaarige Fell und kraulte ihn hinterm linken Ohr. Der Hund entspannte sich und legte den Kopf wieder auf die Pfoten.

Dann eine Bewegung nördlich am Hang nahe der Waldkante, hinter der ein Feld begann. Alain fuhr mit dem Gewehr samt Nachtzielgerät herum und versuchte, die Bewegung einzufangen. *Da! Ein Schwarzkittel!*

Ein grimmiges Lächeln huschte über Alains Gesicht. Er war sein ganzes Leben lang schon Jäger mit Leib und Seele, hatte die Pacht von seinem Vater geerbt und der von seinem. Trotzdem nahm er ungern ein Leben, wusste um das wertvolle Gut, das Gott der Welt geschenkt hatte. Er würde die Sau bestmöglich verwerten, von nose to tail, wie man neumodisch sagte. Unabhängig davon musste die Jagd auch sein; die Schwarzkittel hinterließen immense Schäden bei den Bauern, die wegen der Hanglage sowieso schon genug andere Probleme mit ihrem Anbau hatten.

Es würde die dritte Sau in zwei Wochen sein – wenn er traf.

Er zwang seine Atmung zur Ruhe, folgte der Bewegung der Sau, bis sie zwischen den Bäumen stehen blieb und sich umsah. Auch in seine Richtung. Vielleicht roch sie, dass die Luft heute Nacht etwas bleihaltiger werden würde.

Alain atmete aus, korrigierte das Ziel minimal und drückte in einem Moment absoluter Ruhe ab.

Der Schuss hallte durch die Nacht. Lautes Rascheln von aufgeschreckten Vögeln ertönte in den Bäumen. Auch Fridolin war sofort hellwach. Er spähte aufgeregt aus dem Fenster in die

Dunkelheit, die Zunge weit aus dem Maul hängend.

Alain ließ das Gewehr sinken. »Ha! Volltreffer! Komm, alter Junge. Jetzt bist du dran.«

Der BGS bellte einmal zur Zustimmung und wartete schon freudig darauf, aus dem Jeep gelassen zu werden. Mit wedelndem Schwanz drehte er zwei Runden um den Wagen, die Nase am Boden, pinkelte kurz an einen Baum und schoss dann ins Unterholz davon.

Alain holte noch seinen Rucksack und folgte ihm in den Wald. Sträucher strichen um seine Beine, und ab und an musste er einem Ast ausweichen, aber Fridolin besaß einen GPS-Tracker am Halsband. Er würde den Hund in jedem Fall finden.

»Zeig!«, rief Alain in die Nacht, und der Hund gab Zeichen.

»Guter Junge.« Es war wirklich der beste Jagdhund, den Alain in seinen 69 Jahren bisher gehabt hatte. Vielleicht lag es aber auch daran, dass sie früher nicht allein gewesen waren und Alains Fokus seiner Frau gegolten hatte. Lily war aber vor vier Jahren überraschend an Krebs gestorben, und seitdem war das Haus leer. Ihre gemeinsame Tochter Laura wohnte schon seit Jahren in der Stadt in der Nähe des Klinikums. Sie war Ärztin und nach dem Studium nicht wieder ins elterliche Haus am Waldrand nördlich von Grenoble gezogen. Also waren es nur Alain und Fridolin, die sich seit vier Jahren das Ehebett teilten, oft Rücken an Rücken, beide unter einer Decke und beide laut schnarchend.

»Zeig!«

Der Hund bellte unweit vor ihm, und kurz darauf fand Alain die Stelle, wo er das Wild getroffen hatte. Blut schimmerte am Boden.

»Such!«, befahl er Fridolin, während er selbst einen kleinen Ast von einer Kiefer brach und senkrecht in den weichen Waldboden steckte, um die Schussstelle zu markieren.

Der Hund war wieder in der Dunkelheit verschwunden, zeigte aber auf Befehl an, wo er sich befand. Bei ihm lag auch die geschossene Sau. Im Schein eines LED-Strahlers ruhte sie am Boden, Fridolin machte aufmerksam daneben Platz. Alain gab dem Hund ein Leckerli, ging in die Hocke und untersuchte routiniert das Tier. Er hatte sie wirklich einwandfrei mit einem schnell tötenden Schuss getroffen, wie es der Tierschutz und die Wildbrethygiene forderten. Kein Treffer des Magen-Darm-Trakts. Auch sonst sah die Sau gut aus. Sie hatte keine Geschwülste oder Entzündungen am Körper, kein auffälliges Fell, keine Abmagerungen oder offene Hautstellen. Abnormes Verhalten hatte sie auch nicht gezeigt, alles also, wie es sein sollte. Es war sogar ein prächtiges Exemplar. Prächtiger, als er erwartet hatte.

»Das gibt einen guten Braten«, versicherte Alain dem Hund. »Da wird auch für dich was abfallen, alter Junge.«

Aber zuvor wollte er dem Tier den nötigen Respekt zollen. Er

brach von einem waidgerechten Baum in der Nähe – einer Kiefer – ein Ästchen ab und steckte es der Sau quer in den Äser. Der letzte Bissen, wie das Bruchzeichen genannt wurde, gebührte dem Tier, als nötiger Respekt. Es ging um die Versöhnung mit Tier und Natur. Alain nahm sich genügend Zeit für die Geste und sprach in Gedanken ein Gebet.

Danach ging es ans Bergen. Dazu holte Alain den Bergegurt aus dem Rucksack und band das Seilende um die Hinterläufe des Schweins. Am anderen Ende war ein breiter Gurt befestigt, den man sich quer über Schulter und Brust legte. So konnte man das geschossene Wild hinter sich herziehen.

Der Weg zurück zum Wagen führte leider bergan und trieb Alain den Schweiß auf die Stirn, während Fridolin unbeeindruckt und fröhlich um ihn herumwuselte. Aber Alain schaffte es schon allein. Die Blöße wollte er sich nicht geben, einen Jagdfreund mitten in der Nacht aus den Federn zu klingeln, weil er es nicht mehr hinbekam, eine Sau zu bergen. So alt war er auch wieder nicht.

Aufbrechen musste er das Tier allerdings auch noch, und zwar zügig. Das würde er noch vor Ort am Wagen erledigen, alle nötigen Utensilien hatte er dabei. Die inneren Organe mussten schnellstmöglich entnommen werden, um das Fleisch vor Bakterien zu schützen. Danach würde er das Tier in einer Wanne zu sich nach Hause in die Kühlkammer fahren, um es dort weiterzuverarbeiten.

Es würde eine lange Nacht werden, aber Alain liebte diese Mattigkeit am nächsten Tag. Er liebte es, mit seinen Händen etwas getan zu haben. Gejagt zu haben, wie die Evolution es für Menschen vorgesehen hatte.

Noch einmal blickte er stolz auf das Tier zu seinen Füßen. Da hatte er mal wieder Weidmanns Heil gehabt.

Fridolin bellte zur Bestätigung.

❦

Alain rieb sich über das müde Gesicht, während aus dem Vollautomaten ein Cappuccino plätscherte. Es war – wie vermutet – eine kurze Nacht gewesen. Die Aufbereitung der Wildsau hatte länger gedauert als gedacht, und das Aufhängen in der Kühlkammer war ebenfalls eine ganz schöne Plackerei gewesen. Er war einfach keine fünfzig mehr, sondern fast siebzig, auch wenn er sich das ungern eingestehen wollte.

Aber die Sau hing, und mehr zählte nicht. Jetzt musste er nur noch das Fleisch auf Cäsium 137 testen. Das Ergebnis würde darüber entscheiden, ob es für den Verzehr geeignet war oder im Müll landete. Seit der Reaktorkatastrophe in Tschernobyl im Jahre 1986 konnten Wildschweine in vielen Teilen Mitteleuropas noch belastet sein,

weswegen die Tiere kontrolliert wurden. In der EU galt ein Grenzwert von 600 Becquerel Cäsium 137 je Kilogramm.

Alain fand die Tests mittlerweile lächerlich. Er hatte in den letzten zehn Jahren kein Tier mehr über dem Grenzwert gefunden, und Frankreich hatte es damals auch viel weniger erwischt als beispielsweise Deutschland, aber Vorschrift war Vorschrift. Verstrahltes Fleisch wollte er auch nicht unbedingt essen, insofern waren die Tests lästig, aber mehr auch nicht.

Alain trank seinen Cappuccino, stellte Fridolin sein Nassfutter hin, das sofort gierig verschlungen wurde, und ging in die Kühlkammer. Dort schnitt er fünfhundert Gramm Muskelfleisch in Streifen von einem Bein ab und steckte es in einen Becher. Der gehörte zu einem Messgerät, das in seiner Wildküche stand. Dort wog er das Gewicht nochmals genau ab, verschloss den Behälter und startete den Messvorgang. Der dauerte einige Minuten; in der Zeit holte er Fridolin und ging mit dem Rüden in den Garten, damit der Hund sein Geschäft verrichten konnte.

»Fein hast du das gemacht!«, lobte er den BGS. »Guter, alter Junge.« Er strich ihm über den samtigen Kopf und tätschelte ihm auch noch die Schnauze. Der Hund hob sie dann immer steil in den Himmel und genoss die Liebesbekundung sichtlich.

»Jaja, das gefällt dir, nicht?«

Ein tiefes Brummen war die Antwort.

Als Alain sich schmunzelnd wieder zurück ins Haus machte, rannte Fridolin voraus, rutschte aber auf den glatten Pflastersteinen aus und landete ungeschickt auf dem Bauch.

Alain lachte. »Hey, nicht so hastig! Es gibt drinnen nichts zu gewinnen.«

Der Hund kämpfte sich mit einem verwirrten Blick auf die Beine, winselte einmal, schüttelte sich und trottete dann mit hängendem Kopf langsamer ins Haus.

Alain schloss hinter ihnen die Tür, schüttelte nochmals den Kopf über die Tollpatschigkeit des Hundes und ging zurück in die Wildküche, einen separaten Raum direkt neben der Garage.

Die Messung war beendet. Ein rotes Warnlicht brannte am Gerät.

»Ach, nein!« Alain ärgerte sich jetzt schon. Ein rotes Licht bedeutete, dass der Grenzwert überschritten war und er das Schwein entsorgen durfte. Mit der Messung und dem Entsorgungsbeleg bekam er zwar zweihundert Euro vom Staat als Entschädigung, aber bei dem Prachtstück und der vielen Arbeit war das nur ein schwacher Trost. Kostendeckung, sozusagen.

Als er den konkreten Messwert am Display ablas, war sein Ärger allerdings sofort verpufft. 9999 Becquerel zeigte das Gerät an. So viel hatte er noch nie gemessen.

Alain blickte einige Sekunden irritiert auf die Messung, bevor er die Bedienungsanleitung aus einer Schublade kramte. War das vielleicht ein Messfehler? 9999 war schon eine ungewöhnliche Zahl.

Er schlug nach und schluckte. 9999 Becquerel war der Maximalwert, den das Gerät messen konnte.

Alain blinzelte, aber die Worte änderten sich nicht auf magische Weise. Glauben wollte er es trotzdem nicht. Mehr als zehntausend Becquerel? Woher sollte diese hohe Strahlung kommen? Er erinnerte sich vage an ein Jahr – 1999 müsste es gewesen sein –, als viele Sauen zu hohe Belastungen aufgewiesen hatten. In dem Jahr hatten weder Eichen noch Bucheckern Samen getragen, weswegen die Schweine nach einem besonderen Pilz in der Erde gesucht hatten: Hirschtrüffel. Die kleinen braunen Bällchen waren kaum bekannt und oft hoch belastet. Die Wildschweine schien es nicht zu stören. Getreu dem Motto: lieber verstrahlte Pilze als Hunger. Aber dieses Jahr gab es Eicheln und Bucheckern, das konnte also nicht die Erklärung sein.

Alain entschied sich, die Messung zu wiederholen. Er schnitt abermals ein halbes Kilogramm Muskelfleisch ab und packte es erneut in das Messgerät. Diesmal blieb er daneben stehen, rein aus Neugierde, aber wieder flammte die rote LED auf und das Display zeigte die vier Neunen an.

»Das gibts doch nicht.« Nachdenklich betrachtete er das dunkelrote Fleisch im Becher und entschied kurzerhand, im lokalen Forstbetrieb anzurufen. Er musste den Fall sowieso melden, aber vielleicht hatten die ein besseres Messgerät. Jetzt wollte er es schon wissen.

Deren Messgerät ging aber auch nur bis zehntausend Becquerel, wie man ihm mitteilte. Es handelte sich um die üblichen Geräte, die für Jäger und Forstämter zur Verfügung standen. Vermutlich ein Ausreißer. Er sollte das Tier einfach umgehend entsorgen.

Also packte er es schweren Herzens zurück in eine Tragewanne und schaffte es in den Jeep. Dabei musste er an seine Tochter denken. Im Krankenhaus hatten sie doch sicherlich viel bessere Messgeräte, um die Strahlenbelastung zu messen. So was gehörte doch zur Ausstattung eines Klinikums, oder nicht?

Er versuchte es auf ihrem Handy, aber Laura war leider nicht erreichbar. Er sprach ihr auf die Mailbox, bat um Rückruf, holte Fridolin aus der Stube, der sich auf seinem Bettchen zusammengerollt hatte, und fuhr die Sau zur Tierkörperbeseitigungsanlage. Die zweimal fünfhundert Gramm Fleisch behielt er allerdings im Gefrierfach – falls Laura doch eine Option besaß, die Strahlung genauer zu untersuchen.

»Papa!« Laura lachte am Telefon, wie sie es so gern tat. »Was treibt

dich so früh aus den Federn? Um kurz vor acht rufst du normal nie an.«

»Tja, der frühe Vogel schießt die Sau. Du wirst es nicht glauben: Es geht wirklich um eine Wildsau.«

»Ernsthaft? Warst du auf der Jagd und hättest Hilfe gebraucht?«

Er hob eine Augenbraue, auch wenn sie es nicht sehen konnte. »Wieso sollte ich?«

»Keine Ahnung, sag du es mir.«

»Da gibts nichts zu sagen. Es geht um was ganz anderes mit dem Schwein.«

Sie seufzte. »Hast du mir wieder was eingefroren? Du weißt doch, dass ich mittlerweile vegetarisch –«

»Jaja, leider.« Er brummte und sah kurz zu Fridolin, der vor seinem Trinknapf stand, die Schnauze feucht, und ihn fordernd ansah. »Und nein, ich hab dir nichts eingefroren. Ich musste die Sau wegwerfen.«

»Ach, schade. Zu hohe Strahlenbelastung?«

»Ja … deswegen ruf ich an.« Alain ging zu Fridolin. Der Trinknapf war leer. Hatte er ihn am Morgen gar nicht aufgefüllt? Irritiert bückte er sich und schnappte sich den Napf, um ihn in der Küche aufzufüllen. »Und zwar hat meine Messung heute Morgen zehntausend Becquerel ergeben.«

Laura stieß einen Pfiff aus. »So viel?«

»Ja, anscheinend noch höher, weil das der Maximalwert ist. Mehr kann das Gerät nicht.«

»Okaaay. Und was willst du jetzt von mir?«

»Na, ich dachte, du hast vielleicht die Möglichkeit zu einer genaueren Messung.«

»Hast du die Sau nicht weggefahren?«

»Doch, aber die Proben habe ich eingefroren. Aus Neugierde.«

Laura stieß Luft aus. »Ich kann die Kollegen aus der Röntgenabteilung fragen. Die in der Nuklearmedizin müssten so was haben. Die behandeln Schilddrüsen et cetera, aber garantieren kann ich es dir nicht.«

»Kein Problem. Es geht rein um die Befriedigung meiner Neugierde.«

»Oh ja, die dich genauso wie Fridolin antreibt, wenn du mal was gewittert hast. Ich meld mich, wenn ich was weiß. Und knuff den Hund von mir.«

»Mach ich. Bis bald!«

»Ja, bis bald, Papa!«

Zwanzig Minuten später schrieb sie ihm eine SMS, dass sie im Klinikum eine Möglichkeit hätten, seine Fleischprobe zu untersuchen.

Er sollte sie zum Feierabend vorbeibringen, um den Rest würde sie sich kümmern.

Alain antwortete, dass sie die beste Tochter der Welt wäre und er pünktlich sein würde. Danach stand er kopfschüttelnd im Wohnzimmer und musste zugeben, dass sie recht hatte. Wenn er was wissen wollte, gab er keine Ruhe, bis er es wusste. Er war in der Hinsicht wirklich wie Fridolin. Der war auch penetrant, wenn er was wollte. Und jetzt wollte der Hund trinken.

Alain runzelte irritiert die Stirn. Hatte er nicht vorhin erst den Napf aufgefüllt? Sicher war er sich nicht mehr. Fridolin hingegen schon: Gierig machte sich der Rüde über das frische Wasser her.

3



Schweiz, Kanton Genf, Genf

»Und jetzt schön brav sein!« Isabella zog den Gurt des Kindersitzes straff und drückte ihrer Tochter das bunte Igelspielzeug in die Finger. Igel Mayo war aktuell der Renner, ein ziemlich zerzauster Igel, der bei einem Malermeister lebte und gern in den Farbtöpfen herumplantschte – sehr zum Ärger seines Besitzers.

Paola lachte und zupfte auch schon an den bunten Stacheln aus Stoff herum.

Isabella lächelte ebenfalls, gab ihrer Tochter einen Kuss auf die Stirn und schloss die Wagentür. Danach lud sie noch die Reisetasche in den Kofferraum und prüfte, ob sie alles eingepackt hatte. Sie war überrascht, wie viel sie für drei Wochen Mutter-Kind-Kur brauchte. Der Kofferraum war nur mit dem Gepäck für sie beide fast voll. Wenn es ein normaler Familienurlaub gewesen wäre, wo hätte dann Eduardo sein Zeug noch hinpacken sollen? Sie sah schon, dass sie bald ein neues Auto brauchten. Ihr würde ein schicker T6 von Volkswagen gefallen. Unten rot lackiert, oben weiß. Mit Markise. Sie könnten so auch mal die Wochenenden nutzen und spontan verreisen, solange Paola noch nicht in die Schule ging.

Allerdings gab es da die Wörter *würde* und *könnte*. Und Eduardo, der sowieso nie Zeit hatte. Zumindest nicht in der heißen Phase seines Projekts. Spontan ging gar nichts; ein Wochenende musste Monate im Voraus verplant werden, und selbst dann kam oft kurzfristig etwas dazwischen. Wenn Isabella gewusst hätte, dass das Zusammenleben mit einem Physiker so kompliziert werden würde, hätte sie sich einen anderen Mann gesucht. Aber wo die Liebe halt hinfiel …

Seufzend schloss sie den Kofferraum, schaute nach Paola und ging dann zurück zum Haus, um zu prüfen, ob sie auch abgesperrt hatte. Eduardo würde erst zum Wochenende zurückkommen, weil er unter der Woche auf der anderen Seite des Genfersees in Villeneuve arbeitete und dort ein Apartment bezogen hatte. Am liebsten wäre er vermutlich ganz ins Büro gezogen; mit Klappbett unterm Schreibtisch, der Irre.

Sie hatte abgesperrt. Auch die Fenster waren alle geschlossen und die Rollläden zur Hälfte heruntergelassen, damit die Blumen genug

Licht bekamen. Sie vermutete, dass mindestens die Hälfte nach den drei Wochen hinüber war. Eduardo und sein grauer Daumen. Furchtbar. Er hatte aber versprochen, sich zu kümmern. Sie war gespannt, wie dieses Kümmern am Ende aussah.

Ein letzter tiefer Atemzug, dann lief Isabella zurück zum Wagen. Paola hatte den bunten Igel in den Fußraum gepfeffert und sah ihm mit einer Mischung aus Neugierde und Ärger hinterher.

Isabella schüttelte den Kopf, öffnete die Wagentür, hob den Igel auf und drückte ihn Paola wieder in die Finger. »Nicht noch mal runterwerfen!«, sagte sie. »Sonst bleibt er den Rest der Fahrt unten. Okay?«

Paola nickte nur und lachte Igel Mayo wieder an.

Dann ging es endlich los. Isabella schaltete das Navi an, gab die Adresse der Kurklinik in der Nähe von Zürich ein und steuerte den Wagen vom Hof. Dabei fiel ihr ein schwarzer Mittelklassewagen mit einem weiß-grünen Aufkleber auf dem hinteren Fenster auf: ein Mietwagen. Er stand drei Parklücken entfernt gegenüber am Straßenrand und scherte kurz nach ihr aus.

Isabella musterte das Fahrzeug kurz im Rückspiegel, schaltete dann das Radio an und konzentrierte sich auf die Straße. Vermutlich nur ein Gast von den Nachbarn. Die betrieben eine Ferienwohnung und hatten ständig wechselnde Besucher vor Ort.

Allerdings schien der Wagen ihr zu folgen. Auch nachdem sie Genf gen Norden verlassen hatte, war er noch da. Langsam irritierte sie der Verfolger, und Isabellas Blick wanderte immer häufiger in den Rückspiegel. Erkennen konnte sie den Fahrer oder die Fahrerin aber nicht, dazu hielt der Wagen zu viel Abstand. Sicher reiner Zufall, denn wer sollte schon irgendwas von ihr wollen? Sie arbeitete völlig unspektakulär halbtags im Büro eines Hotels in Genf und war für dessen Marketing zuständig.

Ein letztes Mal musterte sie den Wagen im Rückspiegel, zu dem die Distanz offenbar größer wurde. *Doch nur Zufall*, dachte sie sich und konzentrierte sich auf die Straße.

Der Fahrer des Mietwagens hatte Isabellas häufige Blicke bemerkt und ließ sich samt Fahrzeug zurückfallen. Gleich zwei baugleiche Navigationsgeräte waren nebeneinander montiert und mit verschiedenen Routen aktiv; eine Route führte zu einer Mutter-Kind-Klinik in Zürich, die andere zu einem Parkplatz außerhalb von Genf, noch vierzehn Kilometer entfernt. Außerdem lag ein Motorradhelm mit getöntem Visier im Fußraum, und ein Laptop stand in einer geöffneten Tasche auf dem Beifahrersitz. Auf dem Display lief in

großen Lettern ein Countdown herunter: noch sechzehn Minuten und zweiunddreißig Sekunden.

Der Fahrer atmete tief durch, checkte die Anzeigen der Navis, blickte wieder zu Isabellas Fahrzeug hinaus und bog dann an der nächsten Kreuzung rechts ab.

Paola hatte Igel Mayo wieder in den Fußraum fallen lassen, zumindest konnte Isabella ihn nirgends in den Fingern ihrer Tochter sehen. Das laute Weinen deutete ebenfalls darauf hin.

»Ach, Paola!« Sie waren noch nicht weit gekommen, nicht mal fünfzehn Minuten Fahrzeit lagen hinter ihnen. Das konnte ja heiter werden.

»Mama!«, greinte Paola. »Mayo!«

»Jaja, ist er wieder runtergefallen? Oder hast du ihn geworfen?«

»Nein!« Paola schrie noch lauter und strampelte wild mit ihren Füßen im Sitz.

Isabella seufzte. »Ich halte gleich an, okay? Am nächsten Parkplatz fahr ich raus!«

Das Weinen wurde noch heftiger.

»Hey, hey!«, rief Isabella nach hinten. »Ich hole ihn dir ja rauf, aber ich kann hier nicht mitten auf der Straße stehen bleiben. Verstehst du? Es gibt Verkehrsregeln und Vorschriften. Ich muss erst auf einen Parkplatz fahren!«

Paola wollte die Argumentation nicht ganz einsehen und weinte und plärrte sich die Seele aus dem Leib.

Isabella stieg der Puls an. »Hey! So schlimm ist das doch nicht! Igel Mayo mag es im Fußraum.«

»Nein! Neinnein!«

»Doch, doch. Igel schnuppern gern herum und verkriechen sich in Höhlen und Verstecken. Im Garten zum Beispiel, unter dem Brennholzstapel. Da war letztes Jahr der Bruder von Igel Mayo. Erinnerst du dich nicht an ihn?«

»Nein!« Große Kullertränen liefen über Paolas Wange.

Isabella mahnte sich zur Ruhe. *Diskussion lassen, rausfahren und Igel Mayo hochholen.* Am besten band sie ihn mit einer Schnur am Kindersitz fest. Ha! Das war die Idee. Hatte sie irgendwas dabei? Zur Not eine Halskette oder Ähnliches.

Während sie in Gedanken ihr Gepäck durchwühlte und Paola weiterhin weinte, kam ein Schild in Sicht, das auf einen Parkplatz hinwies. »Da!«, rief Isabella erleichtert. »Ein Parkplatz! Gleich hol ich dir Mayo wieder hoch, ja?«

Paola plärrte aber einfach nur weiter.

Auch Andrea plärrte einfach nur weiter. Ihre Stimme dröhnte aus der Freisprecheinrichtung und erfüllte das Führerhaus von Heiners Lastkraftwagen mit allen Facetten des Ärgers.

»Das ist nicht dein Ernst!«, stieß sie hervor. »Noch eine Tour? Du hast gesagt, du kommst heute Abend heim! *Heute Abend!* Ich hab extra ein Steak für dich eingekauft! Steak! Jetzt darf ich den Mist einfrieren!«

Heiner kochte innerlich, bemühte sich aber um eine ruhige Stimme. »Das Rind hält sich doch bis morgen.«

»Und wer sagt, dass du morgen kommst? Soll ich dir das glauben, wenn du neun von zehn Terminen verbockst? Ich sage es dir ein letztes Mal, Heiner! Wenn du nicht was änderst, dann reicht es mir. Ich hab die Faxen deines Chefs dicke!«

»Der kann auch nichts dafür!«

»Oh doch! Der kann nämlich nicht planen. Oder nicht Nein sagen. Muss er denn jede verdammte Tour annehmen? Und warum musst du jede verdammte Tour fahren? Habt ihr denn sonst niemanden mehr?«

»Das weißt du doch! Boris hat Urlaub und –«

»Boris hat irgendwie immer Urlaub! Mir reichts, Heiner! Wenn du morgen nicht nach Hause kommst, dann bin ich weg! Ein für alle Mal weg!«

Heiners Finger krallten sich ins Lenkrad. Sein Puls raste. Er liebte Andrea über alles, aber ihr ständiges Genörgel ging ihm mächtig wohin. Wer verdiente denn bei ihnen das Geld? Er! Sie saß doch nur daheim, schaute den ganzen Tag irgendwelche Verkaufssender und shoppte und shoppte und shoppte – mit seinem Geld. Beschwerte er sich darüber? Nein. Hatte er sich je über den ganzen Unrat aufgeregt? Nein. Aber sie motzte wegen allem herum.

»Ich komme morgen!«, knurrte er. »Versprochen!«

Andrea ließ sich von den Worten nicht besänftigen. »Das hast du das letzte Mal auch versprochen! Und davor auch! Und davor auch! Ich glaub es erst, wenn du da bist! Um neunzehn Uhr steht dein verdammtes Steak auf dem Tisch, und ich schwöre dir, ich werf es um eine Minute nach neunzehn Uhr in den Müll, pack meinen Koffer und bin weg! Verstanden?«

Sie gab ihm keine Chance zu antworten, sondern legte auf.

Das tat sie immer, und das nervte Heiner noch mehr. Er brüllte all seine Wut hinaus und erblickte im Augenwinkel die Abfahrt für einen Parkplatz. Ohne nachzudenken, entschied er, rauszufahren, und zog rechts rüber.

Der Countdown zeigte noch zwei Minuten an. Zwei Minuten.

Der Fahrer des Mietwagens atmete tief durch. Er war über eine Umgehungsstraße dahingerast, mindestens zweimal geblitzt worden, aber rechtzeitig an der richtigen Ausfahrt angekommen. Nun stand er auf einem Parkplatz und hatte besten Blick auf die Einfahrt von der Autobahn.

Gleich müsste Isabellas Wagen auftauchen, und keine dreißig Sekunden später Heiner Mölkers Vierzigtonner, der im letzten Moment rechts rüber auf die Abbiegespur ziehen und wegen eines platzenden Reifens ins Schleudern geraten würde. Heiner würde instinktiv hart gegensteuern, ein fataler Fehler, denn er würde den LKW dadurch noch mehr aufschaukeln und dann die Kontrolle verlieren …

Noch eine Minute und dreißig Sekunden.

Der Fahrer ballte die Hände zu Fäusten. Jetzt zählte es. Jetzt müsste Isabella gleich auftauchen. Er packte den Motorradhelm und streifte ihn über.

Und dann kam sie schon! Ihr Wagen bog von der Autobahn auf die Abbiegespur und hielt direkt auf den Parkplatz zu.

Der Fahrer klappte das Visier herunter, legte den ersten Gang ein und krallte seine behandschuhten Finger ins Lenkrad.

Noch eine Minute und zehn Sekunden.

Paolas Geschrei war nicht mehr auszuhalten, weshalb Isabella die Abfahrt auf den PKW-Parkplatz verpasste und in die LKW-Spur fuhr. Auf den langgestreckten Parkplätzen war aber so viel frei, dass der kurze Halt sicher niemanden stören würde. Sie fuhr also auf den erstbesten Parkplatz und hielt ziemlich abrupt an, was Paola ein weiteres Brüllen entlockte.

»Bitte!«, stöhnte sie. »Hör auf! Ich hol ihn dir ja schon.«

Sie stieß die Fahrertür auf und stieg aus. Als sie gerade die hintere Tür öffnen wollte, hörte sie das Quietschen von Reifen.

Es stammte von einem Lastkraftwagen, der auf den Parkplatz geschossen kam wie eine Dampfwalze. Viel zu schnell und mit seltsamen, wankenden Bewegungen des Anhängers.

Ihr wurde heiß und kalt zugleich, als sie begriff, dass der Fahrer offenbar die Kontrolle verloren hatte – und genau auf sie zuraste.

Isabella schluckte und wusste eine Sekunde lang nicht, was sie tun sollte. Einsteigen und Gas geben oder Paola aus dem Wagen holen und rennen. Sie entschied sich für Letzteres und riss die Tür auf. »Paola!« Ihre Finger zerrten schon am Kindersitz, aber der war mit dem Gurt fixiert. *Die Schnallen! Schnell!*

Während sie an Paolas Gurt herumnestelte, ging ihr Blick nach

oben. Der LKW schoss direkt auf sie zu und würde sie in wenigen Sekunden rammen. Sie erkannte sogar den Fahrer, einen bärtigen Herrn mit weit aufgerissenen Augen, der irgendetwas schrie.

Und noch etwas fiel ihr auf: ein schwarzer Mietwagen, der mit qualmenden Reifen aus einer Parkbucht schoss, direkt auf sie und den LKW zu.

Es war der Mietwagen, der sie verfolgt hatte. Ganz eindeutig. Ein Mann mit Motorradhelm saß hinterm Steuer.

Isabella hatte keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte, und sie hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken, denn endlich schaffte sie es, die letzte Schnalle zu öffnen und ihre schreiende Tochter aus dem Wagen zu zerren.

Ein lauter Knall und kreischendes Metall ließen sie zusammenzucken. Der Mietwagen krachte in dem Moment lotrecht gegen die hintere Achse des LKWs. Der Hänger wurde vom Zusammenstoß abgelenkt, nicht viel, aber es reichte, um die Richtung des LKWs zu ändern. Mit viel Glück würde die Lawine aus Blech und Kunststoff an ihr vorbeirasen.

Isabella blieb auch gar nichts mehr übrig. Vorwärts konnte sie nicht und zurück auch nicht. Sie konnte nur Paola an sich pressen, die Luft anhalten und beten.

Der LKW war heran und donnerte mit funkensprühenden Bremsen keine zwanzig Zentimeter an ihr vorbei. Erst das Fahrerhaus, dann die querstehende Aufhängung und zuletzt der Hänger. Der schwang aber bereits in die Gegenrichtung zurück und dadurch wieder auf sie zu.

Isabella sah das Unheil kommen, war aber unfähig, sich zu rühren. Sie starrte einfach nur auf das Ende des Anhängers, das wie eine riesige Keule auf sie und Paola zukam – und dann war da nichts mehr.

4



Schweiz, Kanton Waadt, Kernkraftwerk Villeneuve

»Herzlich willkommen im AKW Villeneuve, Herr Beck!«

Man hatte die Assistenz der Geschäftsleitung geschickt, um ihn an der Pforte abzuholen und durch das Kraftwerk zu führen. Ein verantwortlicher Ingenieur oder eine leitende Technikerin wäre ihm lieber gewesen als die nette Dame namens Saskia Laurent, wie sie sich vorstellte. Sie war Anfang dreißig und trug einen schicken, dunkelblauen Hosenanzug. Der passte wie eine zweite Haut und betonte die umwerfende Figur der Brünetten. Jonathan musste zugeben, dass sie einen bemerkenswert knackigen Hintern und üppige Brüste hatte, aber das Spielchen kannte er gut genug; dass Geschäftsleitungen immer noch glaubten, einen Sicherheitsprüfer der IAEO mit Arsch und Titten von seiner Arbeit ablenken zu können, erstaunte ihn nach zehn Jahren aber immer noch. In Gedanken notierte er für die Aktion einen ersten Minuspunkt und sagte: »Sehr erfreut.«

Sie lächelte einnehmend und deutete auf ein Verwaltungsgebäude. »Wollen wir dann? Wie war Ihre Anreise, Herr Beck?«

»Unspektakulär.«

»Muss ja nicht immer spektakulär sein, oder? Sind Sie wenigstens gut untergekommen?«

»Durchaus, Frau Laurent. Aber ich bin nicht zum Smalltalk hier, sondern um mir einen ersten Überblick über die Sicherheit Ihres Kraftwerks zu verschaffen. Würden Sie mir daher zuallererst das Gelände zeigen?« Jonathan lächelte einnehmend, doch ihr Lächeln wankte für eine Sekunde, bis sie sich wieder im Griff hatte.

»Selbstverständlich, Herr Beck. Lassen Sie uns dafür am besten den Wagen nehmen.«

Mit deutlich weniger Hüftschwung als zuvor führte sie ihn zu einem elektrisch betriebenen Kleinwagen, mit dem es weiterging. Wie er schon am Tag zuvor von der Straße aus gesehen hatte, war das Kraftwerk überaus durchdacht angelegt worden. Kurze Wege zwischen den Reaktorgebäuden und den Maschinenparks. Dazu breite Anfahrtsstraßen mit großen Radien, um im Notfall mit vielen Einsatzkräften agieren zu können. Die Feuerwehrzufahrt war

großzügig geplant worden, mit doppeltem Zaun und separater Zufahrt. Mauern und Zäune begrenzten die Anlage Richtung See, Wachleute waren auf Patrouille unterwegs.

»Können wir die externen Notleitungen besichtigen?«, wollte er nach einer ersten Runde wissen.

»Sehr gern.« Frau Laurent steuerte zielstrebig die Nebengebäude der beiden Reaktoren an und hielt in einer Parkbucht. Jonathan sah schon vom Wagen aus, wie die Notleitungen für externe Generatoren sauber verlegt waren: ebenfalls in ausreichendem Abstand und gut zugänglich. Trotzdem stieg er aus und sah sich die Leitungen aus der Nähe an. Danach zeigte er auf mehrere Rampen, die zu abgeschlossenen Kästen an der Gebäudefassade führten. »Sind das die zusätzlichen Anschlüsse?«

»Korrekt. Alle frei zugänglich und von außen wartbar. Auch wir haben aus Fukushima Lehren gezogen.«

»Das hört man gern.« In Fukushima hatten die Ingenieure tatsächlich die Anschlüsse für zusätzliche Notstromaggregate im Reaktorkeller installiert. Die Folge war gewesen, dass man zwar Notstromaggregate herbeigeschafft hatte, diese aber nicht anschließen konnte, weil die Stecker unzugänglich in der verseuchten Brühe abgesoffen waren.

»Wollen Sie auch das Innere der Notstromversorgung sehen?«, fragte sie.

»Später. Ich sehe schon, dass hier ein ganz anderes Niveau angestrebt wurde als in Fukushima.«

»Und wir haben im Gegensatz zu Japan keine Tsunamis am Genfersee.«

Jonathan hob den Finger. »Da sind Sie falsch informiert.«

»Wie bitte?«

»Ich will nicht klugscheißen, aber im Jahr 563 kam es hier zum sogenannten Tauredunum-Ereignis. Unweit von hier ist ein Berghang in den See gerutscht. Die Folge: ein sechzehn Meter hoher Tsunami. Genf wurde brutal von der Welle getroffen, etliche Menschen kamen zu Tode, überall am See. Und eine nicht allzu alte Studie legt nahe, dass es sich nicht um ein einmaliges Ereignis gehandelt hat. Indizien deuten auf vier weitere Schlammlawinen in der Vergangenheit hin, die Möglichkeit eines Tsunamis am See ist also durchaus gegeben.«

Frau Laurent wurde blass. »D-d-davon hab ich noch nie gehört.«

»Wissen auch nur Interessierte. Ich werde also ganz genau hinschauen, weiß aber aus Protokollen, dass das Tsunamirisiko einkalkuliert wurde. Genauso die Möglichkeit eines erneuten Erdrutsches.« Jonathan deutete auf die Rampen, dann schlenderte er zurück zum Wagen. Dabei bemerkte er ein unscheinbares Gebäude, das sich hinter eine der Maschinenhallen duckte. Eine breite

Fensterfront deutete darauf hin, dass es sich um Büros handelte. So nah am Reaktor war das ungewöhnlich, und er erinnerte sich nicht an jedes Gebäude auf dem Plan. »Was ist dort untergebracht?«

»Das Forschungszentrum von DeWitt Enterprises samt Warenlagerhalle für das Zentrum.« Stolz huschte über Laurents Gesicht. »Wenn alles gut läuft, werden wir in zehn Jahren *das* Forschungszentrum für Kernenergie in Europa sein und Cern ablösen.«

»Ich habe davon gelesen. Ambitionierte Pläne. Auf welchen Gebieten wird geforscht?«

»Primär zu den Themen Kernfusion, Thoriumreaktoren, Thermofluiddynamik und Reaktorsicherheit, aber DeWitt Enterprises möchte interdisziplinäre Forschung ansiedeln. Medizintechnik wie die Ionentherapiebehandlung zur Krebsbehandlung, Energiesystemforschung, experimentelle Kosmologie, Quantenphysik und Quantencomputerentwicklung. Fragen Sie mich nicht nach all den Details. Die einzelnen Themen sind für sich allein schon so komplex, dass man einen Master in Physik braucht, um die Grundlagen zu verstehen.« Sie lächelte zum ersten Mal schüchtern.

Jonathan nickte nur, deutete aber noch einmal zum Forschungszentrum. »Ist das Zentrum schon in Betrieb?«

»Teilweise.«

»Ohne den Einsatz des Reaktors?«

»Ja. Einer der ersten, der mit seinem Team einige Büros bezogen hat, war der Physiker Max Silk.«

»Nie gehört.«

»Er forscht zur Stringtheorie. Hatte vorher sein Büro in Cern am Kernforschungszentrum. Total verrückter Kerl. Ich habe ihn mal sagen hören, dass unser Universum Mathematik sei. Also nicht durch Mathematik erklärbar, sondern physikalisch eine Gleichung. Wenn ich ehrlich sein darf, die leben in einer anderen Welt. Völlig losgelöst von unserer.«

Das glaubte Jonathan sofort. Ihm waren normale Atomingenieure schon suspekt, aber wenn es um die Stringtheorien ging, wurde es völlig unverständlich für Normalsterbliche. Verfechter erforschten dabei das Allerkleinste und gingen von vibrierenden Saiten aus, den Strings, aus denen sich das Universum zusammensetzen sollte. Manche sprachen von zehn Dimensionen der Raumzeit, andere gar von sechsundzwanzig. Kritiker hingegen nannten das alles ein modernes Märchen für Intellektuelle, weil man nichts davon nachweisen konnte, nicht mal mit Teilchensuchgeräten wie dem *Large Hadron Collider* in Cern, und das war Höchstpräzisionstechnik. Die Stringtheorie war wirklich abgefahrene, theoretische Physik.

Laurents Stimme ließ ihn wieder zu ihr blicken. »Haben Sie zum Forschungszentrum noch Fragen, Herr Beck?«

»Später sicherlich, denn Forschungsarbeit an und mit Reaktoren unterliegt wieder anderen Sicherheitsmaßstäben. Noch höheren als beim regulären Betrieb zur Stromerzeugung.«

Laurents Gesicht wurde lang. »Tschernobyl lässt grüßen.«

»Unter anderem, aber das waren ganz andere Zeiten. Wenn man sich überlegt, dass die mit miesen Messgeräten hantiert haben, während die guten in einem Safe eingesperrt waren … und ohne Schutzanzüge … unglaublich.« Jonathan seufzte. »Also keine Sorge, was ich bisher sehe, schaut gut aus.«

Sein Lob zauberte der Assistenz der Geschäftsleitung wieder ein Lächeln aufs Gesicht. »Das freut mich zu hören. Wollen wir dann weiter?«

»Gern.«

Zur Mittagszeit beendeten sie schließlich ihre Tour an der Kantine. Was Jonathan bis dahin gesehen hatte, entsprach tatsächlich allen Vorschriften, war teilweise sogar noch weit sicherer angelegt worden als nötig. Wenn das so weiterging, würde die Anlage in Villeneuve noch zum Vorzeigeprojekt mutieren. Wären da nicht diese E-Mail, das Posting und die erhöhten Messwerte an den Grenzen. Er war auf das Meeting mit dem Sicherheitschef des Kraftwerks gespannt, das nach dem Mittag anberaumt war. Bis dahin speiste er mit Frau Laurent in der Kantine ein erstklassiges Eglifilet an Weißweinsauce mit Zitronenspalten.

Dann war es endlich so weit. Es ging in einen Besprechungsraum mit erfrischendem Blick auf den Genfersee, in dem ein grauhaariger Mann Mitte fünfzig auf Jonathan wartete und sich als Harald Stein vorstellte. Er war federführend für die Sicherheit des Kraftwerks verantwortlich.

Jonathan schüttelte ihm die Hand und meinte: »Freut mich, dass Sie es einrichten konnten.«

»Für die Atombehörde doch immer.« Ein blitzweißes Lächeln. »Ich hoffe, Sie haben einen positiven ersten Eindruck von unserer Anlage gewonnen?«

»Zugegeben: ja. Ich bin sogar ein wenig erstaunt.«

Wieder dieses Lächeln. »Das habe ich gehofft. Wir haben im Gegensatz zu vielen anderen Betreibern höchste Maßstäbe an unsere Arbeit gelegt und keine Kosten und Mühen gescheut. Villeneuve entspricht in allen sicherheitsrelevanten Aspekten dem State of the Art. Wir haben beispielsweise ein Raketenabwehrsystem zusätzlich zu den üblichen Verneblern installiert, die in Deutschland vorgeschrieben sind und meiner Meinung nach auch wenig bringen. Als ob man

heutzutage mit den technischen Mitteln nicht blind navigieren könnte … tzzzz … Na ja, außerdem haben wir ein Sicherheitsnetz gegen Drohnenüberflüge, ja sogar eine Flugverbotszone beantragt. Die wurde aber leider noch nicht genehmigt, aber das liegt nicht in unserer Hand.«

»Das klingt wirklich vorbildlich. Ein Sicherheitsnetz habe ich aber nicht gesehen.«

»Das ist auch noch nicht installiert. Der Lieferant hinkt im Zeitplan hinterher, weil es konstruktive Feinheiten wegen des Raketenabwehrsystems gab. Aber wir sind dran. Bei uns wird Sicherheit großgeschrieben. Ist auch ein Muss in meinen Augen. Die Mentalität, etwas Sinnvolles nicht zu tun, nur weil es nicht vorgeschrieben ist, ist mir zuwider. Wir haben übrigens auch das Risiko von Terroranschlägen einkalkuliert. Wir tragen immerhin in dieser dicht besiedelten Region eine immense Verantwortung. Ich wohne auch am See und habe Kinder, die bald selbst Eltern werden. Die sollen dieses wunderbare Fleckchen Erde noch an ihre Enkel weitergeben können, und die an ihre.«

Hochtrabende und einstudierte Worte. Ob wirklich alles so war, wie es angepriesen wurde, würde Jonathan noch überprüfen. Gerade das Thema Terrorismus war nicht zu unterschätzen – und schwer fassbar. Er hatte noch zu Beginn seiner Karriere bei der IAEO einen Fall auf dem Tisch gehabt, wo ein Betreiber in den USA zwar aufgrund der Erfahrungen des elften Septembers an Terrorismus gedacht hatte, aber die Sicherheitsabteilung schlichtweg das Risiko nicht mathematisch erfassen konnte. Wie sollte man auch die Wahrscheinlichkeit berechnen, ob beispielsweise ein Flugzeug gekapert wurde? Deswegen hatte man das Risiko kurzerhand gleich null gesetzt und einfach keine Vorkehrungen getroffen. Hier schien es anders zu sein, daher sagte Jonathan: »Schön zu hören, dass sie so denken, Herr Stein. Aber lassen Sie uns konkreter werden.«

Das Gesicht des Sicherheitschefs verdüsterte sich. »Sie spielen auf diese unsägliche E-Mail an.«

»Und auf die erhöhten Messwerte an den Grenzen zu Deutschland und Frankreich.«

»Ja.« Ein Kopfkratzen. »Also fangen wir mit der E-Mail an. Wir haben die angebliche Verfasserin, Frau Scheidegger, unverzüglich suspendiert. Allerdings überlegen wir, sie in den Dienst zurückzuholen.«

»Wieso das?«

»Weil wir keine Beweise für ein Fehlverhalten finden konnten. Im Gegenteil. Unsere IT-Spezialisten haben Frau Scheideggers Computer – wie das ganze System – gründlichst untersucht. Von keinem unserer Rechner wurde die E-Mail verschickt. Ebenso nicht von unseren

Servern. Das wäre auch undenkbar. Wir haben Air-Gap-Systeme und Firewalls, wir sind erstklassig gegen externe Cyberangriffe geschützt.«

»Aber Frau Scheidegger hatte Internetzugang?«

»Nicht direkt. Nur auf das Intranet. Alles, was von dort rausgeht, wird überprüft und gefiltert.«

»Heißt, die E-Mail muss mit der Signatur des Kraftwerks und der passenden IP von extern gekommen sein?«

»Genau das ist das Ergebnis unserer Untersuchung. Eine Signatur und eine IP-Adresse zu fälschen, ist auch nicht sooo schwierig. Wir haben den Fall selbstverständlich der Polizei gemeldet, die wiederum Frau Scheidegger befragt hat. Die Polizeiakte können Sie gern anfordern. Frau Scheidegger kann auf jeden Fall glaubhaft versichern, die E-Mail nicht verfasst zu haben.« Stein senkte die Stimme. »Ich habe sogar den Mitschnitt der Befragung auf dem Tisch. Ich glaube ihr jedes Wort.«

»Okay, das erklärt aber nicht die Messwerte.«

Ein Seufzen. »Damit haben Sie recht, Herr Beck. Und offen gesagt, habe ich auch keinerlei Erklärung für die erhöhte Strahlung. Wir haben bei uns auf dem Gelände definitiv keine. Sie können gern alle lokalen Messstationen manuell überprüfen. Wir haben die Messungen bis gestern Abend noch an Ihre Behörde nachgeliefert. Die heutigen Daten können Sie direkt mitnehmen.«

Jonathan ließ das sacken, bevor er meinte: »Gut, dann bitte ich um die Daten und gehe auf Ihr Angebot ein, die Stationen zu überprüfen.«

»Selbstverständlich. Frau Laurent wird wieder Taxi spielen. Ich würde es gern selbst übernehmen, aber mir sind leider terminlich die Hände gebunden. Sie verstehen das sicher, wir wollen in einer Woche in Betrieb gehen. Ich müsste jetzt eigentlich schon wieder in einer anderen Besprechung sein.«

Jonathan entschied, Verständnis zu zeigen, und warum auch nicht? Er hatte bisher keinerlei Anhaltspunkte, dass sich in der Anlage ein atomarer Unfall ereignet hatte. Und wenn er doch noch was fand, würde Herr Stein sich Zeit freischaufeln müssen.

Allerdings bestätigte die Überprüfung der Messgeräte, die einige Zeit in Anspruch genommen und bis in die frühen Abendstunden gedauert hatte, nur, dass es auf dem Gelände keine erhöhte Strahlung gab. Das Kernkraftwerk hatte eine blütenreine Weste. *Fast schon zu blütenrein*, wie Jonathan beim Verlassen des Geländes feststellte.

Das sagte er auch eine Stunde später am Telefon zu seiner Chefin und schloss: »Ich kann gern morgen tiefer bohren, aber zwölf Messgeräte, dazu mein eigenes, haben die Messungen bestätigt. Da ist nichts,

Nicole.«

Sie blies geräuschvoll die Luft aus. »Also doch Aktivisten ...«

»Du vermutest wieder Greenpeace dahinter?«

»Nein, unser Informant weiß von keiner Aktion.«

»Auch der kann doppelt bezahlt werden.«

»Ja, aber bisher gibt es keine Anhaltspunkte dafür. Er wird engmaschig überwacht.«

»Okay. Hast du bei START nachgefragt?« Das *National Consortium for the Study of Terrorism and Responses to Terrorism* von der Universität in Maryland betrieb eine Datenbank, die Angriffe auf Kernenergieeinrichtungen erfasste. Es war erschreckend, wie viele hundert Fälle in den letzten Jahren zusammengekommen waren. Die Bedrohung durch einen Cyberangriff auf ein Kraftwerk war realistischer als je zuvor.

»Noch nicht, werde ich aber gleich noch tun. Das Verrückte sind nur die Messwerte an der französischen Grenze.«

»Inwiefern?«

»Ich hab Tina und Sven unabhängig voneinander losgeschickt, weil sie sowieso in Frankreich unterwegs waren. Sven konnte die erhöhten Werte nicht bestätigen, Tina hingegen hat sogar noch mehr Strahlung gemessen.«

»Wie viel?«

»Knapp über dem Grenzwert. Also nichts Gravierendes, aber wieso weichen die manuellen Messungen so stark vom System ab? Das ergibt keinen Sinn.«

Jonathan wusste darauf auch keine Antwort. »Was ist mit diesem Urs Raali?« Er hatte das Posting noch am Vorabend an Nicole weitergeleitet.

»Keine Ahnung. Ich habe eine Anfrage bei den Behörden in Lausanne gestellt, aber bisher keine Rückmeldung erhalten. Es ist halt auch nur ein Social-Media-Posting, aber schon irgendwie verrückt, oder?«

»Voll. Aber lieber ein paar Verrückte als ein GAU.« Jonathan seufzte. »Wie machen wir weiter?«

»Du bleibst erst mal vor Ort. Ich will schnell handeln können, sollte es nötig werden.«

»Alles klar. Soll ich den Betreibern noch weiter auf den Zahn fühlen?«

»Würde ich fast sagen, aber entscheide bitte selbst. Du hast volle Handlungsfreiheit in der Angelegenheit.«

»Aye, Sir.«

Nicole lachte, aber nur ganz kurz. In ihrem Job vergaß man leider angesichts der vielen Gefahren zu schnell, dass es auch Lustiges im Leben gab.

Weitere zwei Stunden später erfüllten Jonathans schwere Atemzüge das Pensionszimmer. Er hatte abermals gut gespeist, war kurz spazieren gewesen und hatte danach seinen Bericht des ersten Tages verfasst. Jetzt kniete er im Vierfüßlerstand auf dem Boden und absolvierte sein Yogaprogramm. Katze-Kuh, eine erstklassige Übung für den Rücken. Danach ging er direkt in die Liegestützposition über, hielt für zwanzig Sekunden die Position und absolvierte zwanzig Liegestütze, die Arme eng am Körper. Aus der Haltung heraus wollte er direkt einen weiten Ausfallschritt vollführen, als sein Handy klingelte. Es war eine Benachrichtigung, dass ein neues Posting zu einem Hashtag veröffentlicht worden war, dem er folgte.

Das war ihm wichtig genug, um die Yogasession zu unterbrechen. Er angelte das Handy vom Bett und rief Instagram auf.

Tatsächlich hatte Urs Raali erneut gepostet, ein Video diesmal. Es startete automatisch.

»Leute!«, stieß eine Männerstimme hervor. Aus dunklen Schlieren im Video schälte sich im flackernden Kerzenschein Raalis bärtiges Gesicht hervor. »Hört ihr das?«

Das Bild wackelte, woraufhin ein blasser Lichtstreifen erschien. Der Spalt unter einem Rollo, vermutete Jonathan. Im Hintergrund hörte man Sirenengeheul. Mehrere Sirenen. Eindeutig Schweizer Polizei. Und vermutlich auch Feuerwehr.

Das Bild wackelte wieder, und Raalis Gesicht erschien, die Augen von dunklen Ringen umschattet. »Da draußen geht es ab, der Wahnsinn! Das geht jetzt seit Stunden so, aber ich trau mich nicht, das Rollo zu öffnen. Oder soll ich?« Er blickte gehetzt zur Seite, dann wieder direkt in die Kamera. Furcht glänzte in seinen Augen. »Ich mein, die Einsatzkräfte sind auch draußen, vielleicht sollte ich doch mal schauen. Vielleicht evakuieren sie uns. Gott, stellt euch nur vor, die vergessen mich.«

Das Bild wackelte heftig, schnelle Schritte, Lichtstreifen, dann das Ratschen eines Rollos. Das Display wurde erst weiß, dann zeigte sich ein heller Streifen. Die Sirenen jaulten lauter. Ein paar Grashalme, ein Gartenzaun, dahinter jagte mit Blaulicht ein Feuerwehrwagen vorbei.

Raalis Stimme aus dem Off: »Die fahren immer noch zum Kraftwerk raus. Seht ihr das? Die schwarze Rauchsäule?«

Die Kamera schwankte hin und her, fand schließlich einen Winkel aus dem Fensterspalt. Hinter einem Hausdach in der Ferne sah man dunklen Qualm aufsteigen.

Dann wieder Raalis entsetztes Gesicht. »Scheiße, Leute. Was macht ihr? Bleibt ihr im Keller oder wagt ihr euch raus? Ich hab keine Ahnung.« Ein schweres Schlucken, der Blick in die Ferne, und ein

harter Glanz in Raalis Augen. »Ich weiß es nicht.«

Das Video endete. Text hatte Raali keinen darunter gesetzt, nur die gleichen vier Hashtags wie beim letzten Posting.

Jonathan sank zurück in den Fersensitz, das Handy immer noch in der Hand. Sein Herz schlug heftig. Die Panik in Raalis Gesicht und Stimme hatten ihn berührt. Es wirkte unglaublich echt, aber das konnte trotzdem eine Inszenierung sein. Eine sehr gute Inszenierung, wie Jonathan fand. Außerdem konnte man anhand des kurzen Ausschnitts wohl kaum verifizieren, wo das Video aufgenommen worden war. Oder vielleicht doch?

Jonathan spielte das Video ein zweites und ein drittes Mal ab, zoomte in die Sequenz, in der die Straße zu sehen war, voll rein. Ganz am Rand entdeckte er tatsächlich etwas. Der Teil eines Schildes war für eine halbe Sekunde zu sehen.

Beim vierten Abspielen machte er im Zoommodus einen Screenshot. Der Großteil war wegen der Auflösung nicht zu entziffern, aber das Firmenlogo ging so gerade. *Schuhstadel*. Und war das darunter nicht ein dicker Querbalken, vielleicht der Anfang eines Pfeils?

Aufgeregt stand er auf und wechselte ans Laptop. Dort suchte er nach Schuhstadel in Villeneuve. Keine Treffer. Wie hieß der andere Ort? Veytaux. Kein Treffer. Montreux.

Ein scharfer Atemzug entwich ihm. In Montreux gab es einen Schuhstadel, nicht weit von einem Flüsschen mit dem Namen Veraye entfernt. Der Fluss lag tatsächlich in der Nähe des Kraftwerks.

Jonathan versuchte noch, ob er per Google Maps Satellitenbilder einsehen konnte, aber die Auflösung war zu gering, um darüber Rückschlüsse zu ziehen, wo genau das Video aufgenommen worden sein könnte. Und Street-View, was er gern vor seinen Reisen benutzte, um sich vorab zu orientieren, war für die Straßen um den Schuhstadel herum nicht verfügbar.

»Dann also wie früher«, murmelte er und notierte sich die Adresse des Schuhstadels in sein Notizheft. Dort würde er gleich nach dem Frühstück vorbeischauen. Vielleicht fand er Urs Raali und bekam heraus, was da vor sich ging.

Ein letztes Mal spielte er das Video ab und schüttelte dabei nur den Kopf. Die Emotionen wirkten so echt, so unglaublich echt, dass er sie selbst spüren konnte. Er bekam sogar eine Gänsehaut auf den nackten Unterarmen.

5



Frankreich, nördlich von Grenoble

Alain erwachte wegen eines ungewohnten Zuckens an seinem Rücken. Erst dachte er, ein Muskel würde unkontrolliert kontrahieren, was von dem anstrengenden Bergen der Sau durchaus möglich war, aber nein … das war kein Muskel. Es war …

Mit einem Ruck saß Alain aufrecht im Bett. »Fridolin!«

Der Hund lag seitlich neben ihm und zuckte mit den Beinen. Fridolin tat das manchmal, wenn er nach einem erlebnisreichen Tag träumte, aber seine Augen waren geöffnet. Sabber benetzte das Bettlaken. Er sah furchtbar aus.

»Gott! Was ist mit dir?« Alain bückte sich über seinen Hund und legte ihm die Hand auf den Kopf. Mit der anderen fühlte er an der Brust nach dem Herzschlag. Der raste.

Ein Winseln drang aus Fridolins Kehle. Es klang so herzzerreißend, dass Alain heiß und kalt wurde. »Nicht du auch noch!« Schon war er auf den Beinen. »Schmink dir das ab! Du wirst nicht einfach abhauen, wie Lily. Vergiss es!«

Er griff nach einer Hose auf dem Herrendiener und schlüpfte hinein. Dann in das erstbeste Shirt, das er in die Finger bekam. Strümpfe brauchte er nicht, Pullover auch nicht.

Halb angezogen packte er den Hund und drückte ihn an die Brust. Mit »Schhh«-Lauten versuchte er, ihn zu beruhigen, aber Fridolins Beine zuckten einfach weiter, als hätten sie ein Eigenleben. Und noch immer winselte der Hund, aber solange er winselte, lebte er, und das war gut.

»Durchhalten!« Alain hetzte in Schlappen durch die Wohnung, grabschte irgendwie Haus- und Wagenschlüssel von einer Kommode und war schon durch die Tür. Er würde direkt zur Kleintierklinik fahren. Aber halt – hatten die nicht die Betreuung zurückgeschraubt und die Öffnungszeiten aus Personalgründen reduziert?

Er wollte auf die Armbanduhr blicken, die er jedoch nicht angelegt hatte, fluchte lauthals, rannte aber trotzdem zum Wagen. Mit schweißfeuchten Fingern brachte er die Beifahrertür auf und legte Fridolin auf den Sitz. Der Hund sah so hilfesuchend aus seinen dunklen Augen zu ihm auf, dass Alain ganz schlecht wurde.

»Durchhalten, alter Junge!«

Schon rannte er um die Motorhaube herum, riss seine Tür auf und schwang sich hinters Steuer.

Und jetzt?, fragte er sich fieberhaft, während er den Wagen startete und rückwärts ausparkte. Ihm fiel eigentlich nur eine Person ein, die rund um die Uhr helfen könnte: Laura.

Ja, sie konnte sicher was tun. Sie war zwar keine Tierärztin, aber Säugetier war Säugetier. Außerdem hatte sie einen Bekannten, der – soweit sich Alain erinnerte – Veterinärmediziner war. Es war allemal besser, als wenn er von Tierarztpraxis zu Tierarztpraxis fuhr und Zeit vergeudete.

Er wollte nach dem Handy greifen und sie vorwarnen, doch auch die Halterung in der Mittelkonsole war leer.

»Verdammt!« Das Telefon hing noch am Ladekabel im Wohnzimmer.

Alain wollte auf die Bremse steigen, entschied sich aber dagegen. Er würde mindestens zwei Minuten verlieren, zwei Minuten, die Fridolin vielleicht nicht mehr hatte.

Zwei Minuten, Gott. Tu das nicht, Fridolin! Alain tat das Einzige, das ihm noch blieb: Er gab Bodenblech.

In der Abteilung für Nuklearmedizin des Klinikums Grenoble hatte Doktor Erik Gustafson weniger Eile. Seine Schicht begann erst in einer Stunde, aber Laura Girard hatte ihn tags zuvor gebeten, eine Wildschweinfleischprobe auf Strahlenbelastung zu untersuchen, und Erik war neugierig. Weniger auf das Ergebnis, sondern mehr auf den Prozess. Eine verstrahlte Sau hatte er auch noch nicht untersucht. Er hatte dafür zwei Optionen, einen mobilen Geigerzähler und – völlig abgefahren – eine Positronen-Emissions-Tomografie-Untersuchung des Gewebes. Bei der PET-Untersuchung wurde die Stoffwechselaktivität im Gewebe dargestellt. Um die sichtbar zu machen, nutzte man eine schwach radioaktive Substanz, den Tracer, die man verabreichte. Der Scanner maß dann die Strahlung des Tracers und verfolgte so normalerweise den Weg der Substanz im Körper. Das brauchte er in diesem Fall nicht, aber er war neugierig, was der Scanner ausspucken würde, wenn er bereits belastetes Material hineingab.

Erik entschied, dass er mit der PET-Untersuchung beginnen würde. Einen stinklangweiligen Geigerzähler an ein Stück totes Fleisch zu halten, war weniger spektakulär.

Mit kindlicher Neugierde, die Erik sich bewahrt hatte, holte er das dunkle Fleisch aus der Kühlung und betrat damit den Raum zur Positronen-Emissions-Tomografie.

Laura Girard gähnte ungeniert, spitzte zur Digitalanzeige des Weckers auf dem Nachttisch, erinnerte sich daran, dass sie heute später anfangen musste, und drehte sich wieder auf die Seite. An die wechselnden Schichten würde sie sich vermutlich nie gewöhnen. Letzte Woche hatte sie früh angefangen und *zack!*, schon wachte sie um genau die Uhrzeit auf, auch wenn sie nicht musste. Es war einfach nur ätzend.

Aber es brachte auch nichts, sich darüber aufzuregen, also mahnte sie sich zur Ruhe, lächelte bewusst und kuschelte sich ins Bett.

Allerdings kamen die Gedanken ungefragt, sobald sie einmal wach war. Sie musste an eine Patientin denken, bei der sie nicht weiterkam. Die Arme litt an Donnerschlagkopfschmerzen. Diese Art war wirklich fies; sie kam innerhalb von wenigen Sekunden und so heftig, dass die Betroffenen nur noch ins Bett wollten. Sie wurde auch manchmal als Vernichtungskopfschmerz bezeichnet und ging oft mit Migräne in der Vorgeschichte der Patienten einher. Ihre Patientin hatte aber keine Migräne, auch nicht in der Familiengeschichte. Auch akute Auslöser wie eine Gehirnblutung hatte Laura ausgeschlossen. Die Patientin schien kerngesund zu sein, aber die Kopfschmerzen waren da. Vielleicht sollte sie auf tropische Krankheiten testen, auch wenn die Frau versichert hatte, nicht im Ausland gewesen zu sein. Angesteckt haben konnte sie sich ja trotzdem irgendwo.

Später, befahl Laura sich selbst. *Jetzt prüfst du keine Tropenkrankheiten, Laura. Jetzt wirst du müde und schwer. Ganz müde und ganz schwer. Schwer wie ein Stein.*

Sie versuchte, alle weiteren Gedanken abzuwehren und sich nur auf ihre Atmung zu konzentrieren. Manchmal klappte das, aber leider nicht immer. Ihr Vater war es, der sich in ihre Gedanken drängte. Alain hatte ihr gestern Abend nicht gefallen. Sie konnte es nicht speziell benennen, aber er hatte müde gewirkt. Irgendwie angeschlagen. Vielleicht brütete er eine Grippe aus oder war einfach nur von der Nacht im Wald erschöpft. Laura seufzte. Das war es bestimmt. Er wurde in drei Monaten siebzig, da durfte man nach einer harten Nacht ruhig müde aussehen. Trotzdem …

»Nein!«, sagte Laura laut. »Jetzt nicht! Jetzt wirst du müde und schwer.« *Ganz müde und ganz schwer.*

Sie wiederholte die Worte wie ein Mantra und atmete tief in den Bauch, bis sie wirklich müde wurde. Irgendwann dämmerte sie auch weg in matte Dunkelheit – bis ein Stakkatoschrillen sie hochschrecken ließ.

Im ersten Moment wusste sie gar nicht, was los war, dann begriff sie, dass es sich um die Türklingel handelte. Jemand feuerte mit dem

Daumen regelrecht eine Maschinengewehrsalve ab.

Ihr Herz hämmerte sofort schneller. Ein Notfall? War irgendwas mit Elise, der fünfundachtzigjährigen Nachbarin?

Laura war sofort auf den Beinen. Von Nacht- und Doppelschichten im Klinikum war sie es gewohnt, in kürzester Zeit voll da zu sein. Sie schlüpfte nur in einen Bademantel und hastete zur Türsprechanlage. »Ja?«

Zu ihrem Erstaunen hörte sie die Stimme ihres Vaters. »Mach auf! Es ist der alte Junge.«

Laura begriff nicht sofort, drückte aber auf den Türöffner. Dann dämmerte es ihr. »Fridolin?«, wisperte sie. »Oh Gott!« Sie riss die Wohnungstür auf und stürzte ihrem Vater im Treppenhaus entgegen. Der trug den bayerischen Gebirgsschweißhund mit seinen fünfundzwanzig Kilo wie ein Kleinkind die Treppe hinauf. Sofort war Laura klar, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Der Hund zuckte unkontrolliert und sabberte Alains Arme voll.

»Was ist passiert?«, fragte sie und fühlte schon den rasenden Herzschlag des Rüden.

»Keine Ahnung! Ich bin wegen seines Zuckens aufgewacht. Abends war er noch normal.« Tränen stiegen Alain in die Augen. »Bitte, mach was, Laura! Ich darf ihn nicht auch noch verlieren.«

Laura drückte ihrem Vater den Arm. »Erst mal ganz ruhig bleiben, Vater! Ganz ruhig! Trag ihn aufs Sofa. Ich ruf Peter an.«

Alain nickte und verschwand schon in der Wohnung, während Laura ihr Handy holte, um Peter anzurufen. Er war ein alter Schulfreund, der Tierarzt geworden war. Er wohnte zwar nicht mehr in Grenoble, aber Peter konnte man immer anrufen, wenn man etwas brauchte.

Er ging auch sofort ran, auch wenn er sich müde anhörte. »Laura?«

»Ja, Peter! Guten Morgen. Sorry wegen der Störung, aber ich hab hier einen Notfall. Der Hund meines Vaters. BGS Rüde. Acht Jahre alt. Ist heute Morgen mit unkontrollierten Zuckungen aufgewacht. Sabbert auffällig. Puls extrem beschleunigt.«

Ein scharfer Atemzug. »Klingt spontan nach einer Vergiftung. Ist es das erste Mal?«

»Ja.«

»Wie lange schon?«

»Keine Ahnung. Vater? Wie lange zuckt Fridolin?«

»Mindestens eine halbe Stunde schon.«

»Hast du es gehört?«

»Ja. Puh. Es kann alles Mögliche sein, von einer Erkrankung des Nervensystems über Staupeinfektion bis hin eben zu einer Vergiftung. Hat er irgendwas gefressen?«

»Keine Ahnung. Sag mir lieber, was *ich* tun kann. Wir sind in

meinem Wohnzimmer.«

»Ist der Hund noch bei Sinnen?«

»Ich glaube, ja.«

»Dann versuch, ihm Aktivkohletabletten zu geben. Ein Gramm pro Kilogramm Körpergewicht. Wenn er irgendein Gift erwischt hat, kann das helfen. Aber du musst in eine Tierklinik mit ihm. Die müssen die Blutgerinnung und die Organwerte überprüfen. Wenn er Rattengift aufgenommen hat, können die Symptome ein paar Tage verzögert auftreten. Das Gift hemmt Enzyme für die Synthese von Vitamin K. Das wiederum ist für die Bildung von Blutgerinnungsfaktoren essenziell. Ist der körpereigene Speicher erschöpft, kann das Blut nicht mehr gerinnen. Schwere Blutungen der inneren Organe können die Folge sein. Ferndiagnostisch kann ich kaum was sagen.«

Laura war schon ins Bad geeilt, wo sich ihre Hausapotheke befand. Sie suchte nach Kohle-Compretten und fand sogar welche. »Und was mach ich gegen den rasenden Puls?«

»Du könntest ihm Acepromazin zwischen Zahnfleisch und Wange spritzen, aber das wirst du vermutlich nicht zu Hause haben. Ist nur für Tiere zugelassen. Alternativen wären: Detomidin, Romifidin, Xylazin, Diazepam und Midazolam.«

»Diazepam hätte ich da.«

»Dann verabreiche ihm das.« Er nannte ihr auch die Dosierung pro Kilogramm. »Und fahr danach umgehend in eine Tierklinik.«

»Alles klar. Dank dir, Peter.«

»Gern. Meld dich, was rausgekommen ist. Und toi, toi, toi.«

Laura legte auf, packte das Diazepam zu den Kohletabletten und hastete zurück zu ihrem Vater und dem tierischen Patienten.

Tränen krochen ihrem Vater über die Wangen; ein ungewohnter Anblick. Sie hatte ihn das letzte Mal auf der Beerdigung ihrer Mutter Lily weinen sehen.

»Und?«, fragte er heiser.

»Ich kann was machen. Hier.« Sie gab ihm die Tabletten. »Pro Kilogramm ein Gramm. Schau, dass er es frisst.« Sie riss dabei schon die Packung Diazepam auf und holte ein Fläschchen mit dem Wirkstoff und eine Spritze hervor.

Alain musterte sie mit großen Augen. »Und was ist das?«

»Ein Beruhigungsmittel.«

»Für Hunde? So was hast du zu Hause?«

Laura zuckte mit beiden Augenbrauen. »Zum Glück.« Mit den Worten stieß sie die Spritze in das Fläschchen.

Die Veterinärmedizinerin der Tierklinik schob Alain und Laura aus

dem Behandlungszimmer. Fridolin lag auf dem hässlichen Edelstahltisch, sediert und mit einer Infusion im Bein. Seine Augen waren geschlossen.

»Kommen Sie, Sie können jetzt nichts mehr tun.«

Alain schniefte. »Wie lange muss er hierbleiben?«

»Mindestens über Nacht. Gerade ist er stabil, dank Ihres umsichtigen Handelns, aber ich möchte ihn beobachten und die Laborergebnisse abwarten.«

Alain nickte. »Brauchen Sie irgendwas? Seinen Napf, sein Futter?«

Die Tierärztin lächelte, schüttelte aber den Kopf. »Wir haben alles da. Keine Sorge, Ihr Fridolin ist hier in guten Händen.« Sie wurde wieder ernst. »Aber Entwarnung kann ich leider nicht geben. Wir müssen erst einmal die Ursache für den Anfall herausfinden. Erinnern Sie sich noch an irgendetwas in den letzten Tagen, was anders war als sonst?«

Alain atmete tief durch. »Eigentlich war er wie immer. Er war mit auf der Jagd, hat die Sau gefunden, ordentlich angezeigt. Ich könnte –«

»Was ist, Vater?«

»Gestern früh ist er mal ausgerutscht und sah dabei ziemlich tollpatschig aus. Und getrunken hat er gestern viel. Richtig viel, mehr als sonst.«

»Okay«, sagte die Tierärztin. »Das ist schon mal ein weiterer Anhaltspunkt. Nehmen Sie die Visitenkarte mit und rufen Sie uns an, wenn Ihnen noch etwas einfällt. Ich muss leider.«

Alain betrachtete die Karte und nickte. »Dann bis morgen.«

»Bis dann.« Die Ärztin eilte in ein anderes Behandlungszimmer davon.

Laura nahm ihren Vater bei der Hand. »Komm! Ich fahr dich wieder zu mir, damit du dein Auto holen kannst. Hast du überhaupt was gefrühstückt?«

Ein Kopfschütteln. »Du?«

Laura lächelte. »Du weißt, dass ich zum Frühstück nichts esse. Aber so langsam krieg auch ich Hunger. Wollen wir zu einem Bäcker fahren?«

Alain nickte nur. Sein Blick glitt nochmals zurück zu Fridolin, aber die Tür zum Behandlungszimmer war bereits geschlossen.

Erik saß vor dem Computer und kratzte sich nachdenklich am Kopf. Die Messung der Fleischprobe verwirrte ihn. Die Ergebnisse ergaben keinen Sinn. Das Fleisch hatte einen exorbitant hohen Becquerel-Wert, den er sich nicht erklären konnte.

Die Einheit Becquerel gab an, wie hoch der Zerfall einer radioaktiven Substanz war. Ein Becquerel entsprach dabei einem Zerfall pro Sekunde. Die Zerfallsrate verriet aber erst einmal nichts über die Wirkung der Strahlung.

Erik würde daher nicht drumherum kommen, den Geigerzähler aus dem Keller zu holen. Der maß die Strahlenbelastung unter anderem in Gray und in Sievert. Letzteres wurde auch als effektive Äquivalenzdosis bezeichnet. Dabei ging es um die Qualität der Strahlung. Wie gefährlich war sie überhaupt?

Erik fragte sich nur, wie ein Wildschwein eine so hohe Strahlung aufgenommen haben konnte. Das war eigentlich schlicht unmöglich, es sei denn, die Sau wäre direkter Strahlung ausgesetzt gewesen. Aber Laura hatte erzählt, ihr Vater hätte sie hier in Grenoble geschossen. Das ergab also keinen Sinn.

Die Messwerte logen aber nicht – oder doch?

Sollte er die Messung wiederholen? Wenn das Fleisch wirklich so belastet war, konnte es ihm sogar gefährlich werden?

Nein, das schloss Erik aus. Akute Strahlenschäden traten erst auf, wenn ein Mensch innerhalb von kurzer Zeit mehr als fünfhundert Millisievert ausgesetzt war. Die natürliche Strahlenbelastung pro Jahr pro Person lag in etwa bei zwei Millisievert. So stark strahlte das Fleisch sicherlich nicht. Oder?

Erik starrte lange Sekunden auf die Probe im Becher, dann stand er mit einem Ruck auf, um den Geigerzähler zu holen und zusätzlich nach einem Dosimeter zu suchen. Das Labor sperrte er vorsichtshalber ab. Auf dem Weg in den Keller überlegte er auch, wer bei ihnen der Strahlenschutzbeauftragte war. Erik musste zugeben, dass er keine Ahnung hatte.

»So, hier sind Ihre Cappuccinos und der Kuchen.« Die Kellnerin stellte ihre Bestellung vor ihnen ab und verschwand an einen anderen Tisch.

Laura zog sich eine der Kaffeetassen heran und seufzte. »Was für ein Morgen, oder?«

Alain schürzte die Lippen, den Blick abwesend. Trotzdem hatte er sie verstanden und sagte: »Das brauch ich nicht jeden Tag.« Er sah auf. »Wie schaffst du das nur jeden Tag in der Klinik?«

»Keine Ahnung.« Laura zuckte mit den Achseln. »Man gewöhnt sich an den Stress und die Belastung.«

»Gesund ist es trotzdem nicht.« Er musterte sie ausgiebig. »Beruhigungsmittel in der Hausapotheke. Ernsthaft?«

Laura seufzte. »Mach dir keine Sorgen, das Zeug hatte ich mal zur Sicherheit mit nach Hause genommen, als ich letztes Jahr so stark

gestresst war. Ich habs aber nie genommen.«

»Sicher?«

»Ja, Vater! Wie gesagt, es war nur eine Vorsichtsmaßnahme.«

»Okay. Pass aber bitte auf dich auf.«

»Versprochen. Und du auf dich. Du siehst nicht gut aus.«

Er rieb sich über das rötliche Gesicht. »Ich fühl mich auch, als wäre ich von einem Vierzigtonner überfahren worden.«

»Das kommt sicher von der Aufregung. Da geht jedem der Blutdruck hoch.«

Alain brummte nur und trank von seinem Cappuccino. »Der geht auch wieder runter.«

»Trotzdem solltest du dich schonen. Hast du heute noch was vor? Vermutlich nicht, oder? Dann leg dich hin und schlaf eine Runde.«

»Tagsüber?« Alain winkte ab. »Du weißt, dass ich das mein Leben lang noch nicht gemacht habe. Warum sollte ich jetzt damit anfangen?«

»Weil du älter wirst.«

»So wie du.« Alain musterte seine Tochter mit seinem typischen Temperament, doch dann wurde sein Gesicht wieder sanft. »Schon gut, ich weiß, du willst nur das Beste für mich.«

»Und du für mich.« Laura drückte ihm die Hand, dann machte sie sich über den Kuchen her.

Alain aß selbst zwei Bissen, legte dann aber die Gabel wieder weg, sah ihr einige Zeit beim Essen zu und fragte schließlich: »Ist bei dir alles gut? Läuft die Arbeit?«

»Wie immer«, antwortete sie zwischen zwei krümeligen Bissen. »Der normale Wahnsinn. Jetzt ist auch noch Caroline schwanger geworden. Ich bin gespannt, ob die Klinikleitung Ersatz organisiert. Wir können es nicht mehr übernehmen, sind alle am Limit.«

»Willst du dich nicht doch mal selbstständig machen?«

»Mit einer eigenen Praxis und mich mit dem ganzen Abrechnungskram und der Organisation beschäftigen? Nein, danke. Ich bin Ärztin, keine Managerin.«

»Dafür gibt es Personal.«

»Das du nirgends findest. Kein Gutes zumindest.« Sie winkte ab. »Das lief mal vor dreißig Jahren gut, aber heute … Nein, danke.«

»Aber der Klinikalltag ist doch auch nicht das Gelbe vom Ei.«

»Na ja, ich kann mich immerhin auf mein Fachgebiet konzentrieren. Die meiste Zeit zumindest, wenn ich nicht gerade Hunden Beruhigungsmittel spritzen muss.«

Alains Mundwinkel hoben sich, aber nur minimal.

»Isst du den nicht?« Laura zeigte auf Alains Kuchenstück.

»Nein, nimm nur. Ich hab keinen Hunger.«

»Wie du magst.« Sie zog sich auch seinen Kuchen heran und

machte sich darüber her. Und da sagte sie, sie würde generell nicht frühstücken. Alain konnte nur den Kopf schütteln.

Als Laura sich gerade den vorletzten Bissen in den Mund schob, klingelte ihr Handy. Sie warf einen prüfenden Blick aufs Handy und sagte dann: »Oh, das ist Erik.«

»Ein neuer Freund?«

»Nein. Ein Kollege, den ich gebeten habe, dein Fleisch zu untersuchen.«

»Ach, das hatte ich in der Aufregung ganz vergessen.«

»Ich auch.« Laura wischte sich einen Krümel aus dem Mundwinkel und ging ran. »Ja, Erik? Was gibt es?«

Erik sagte etwas, das Alain nicht verstand. Er hörte nur seine gemurmelte Stimme, die aufgeregt klang.

Irgendetwas schien auch nicht zu stimmen, denn Lauras Blick traf ihn und Sorge zeigte sich auf ihrem Gesicht. Ernste Sorge. »Wirklich?«, fragte sie. »Bist du dir sicher?«

Eine gemurmelte Antwort.

»Und das kann kein Messfehler oder so sein?«

Wieder Gemurmel. Dann Stille.

»Was ist?«, fragte Alain leise. Das Telefonat gefiel ihm nicht, ganz und gar nicht.

Laura hob die Hand, lauschte, dann sagte sie: »Okay. Wir kommen umgehend«, und legte auf.

Alains Puls beschleunigte sich. Seine Finger wurden schweißfeucht. »Was ist los?«

»Das weiß ich noch nicht genau, aber wir beide fahren jetzt sofort in die Klinik.«

»Wir? Wieso das?«

»Weil das Schwein, das du geschossen hast, verstrahlt war.«

Alain schluckte. »Wie stark?«

»Das ist der Punkt. Zu stark. So stark, dass auch du was abbekommen haben kannst.«

Alain spürte, wie ihm die Farbe aus dem Gesicht wich. »Und Fridolin …«

6



Schweiz, Kanton Genf, nördlich von Genf

Der Aufprall war heftiger gewesen, als er erwartet hatte. Viel heftiger. Wie kam man auch auf die bescheuerte Idee, mit einem Mittelklassewagen einen LKW zu rammen?

Halts Maul!, schimpfte er mit sich selbst und stöhnte. *Wir mussten den LKW nur ablenken. Nur ablenken!*

Hatte es funktioniert?

Er hatte keine Ahnung, denn der Zusammenprall hatte seinen Wagen wie ein Spielzeug weggeschleudert – und ihn offenbar trotz Gurt durchs Fenster hinaus. Er lag auf dem Grünstreifen zwischen LKW- und PKW-Parkplatz.

Irgendwo heulte eine Sirene los.

Der Laut ging ihm durch und durch. Wie konnten Einsatzkräfte so schnell vor Ort sein? War er ohnmächtig geworden?

Er rappelte sich auf. Sein Schädel brummte, aber er schien sich nichts gebrochen zu haben. Den Protektoren sei Dank.

Keuchend kämpfte er sich auf die Beine und sah sich um. Heiners LKW stand mit blinkenden Warnlichtern schräg mitten auf dem LKW-Parkplatz. Leute rannten zum Fahrerhaus. Isabellas Wagen war auch noch da, wo sie ihn abgestellt hatte. Sein Plan hatte also funktioniert. Aber wo waren Isabella und Paola?

Kalte Angst beschlich ihn und schnürte ihm die Kehle zu. Plötzlich waren ihm der Helm und die Protektoren viel zu eng und er riss sich beides vom Leib, warf alles achtlos in die Wiese. *Isabella!*, wollte er schreien, verkniff es sich aber. Sie durfte nicht wissen, dass er hier war. Jemals hier gewesen war.

Trotzdem taumelte er Richtung Wagen, vor dem sie noch zuvor mit Paola gestanden hatte. Als er ihn erreichte, wusste er, warum er sie nicht mehr hatte sehen können.

Sie lagen knapp zwanzig Meter weiter am Boden. Isabella umklammerte immer noch ihre Tochter, aber beide rührten sich nicht. Sie sahen auch nicht natürlich aus, sondern irgendwie seltsam. *Wie von einem zornigen Gott davongewischt.*

Seine Beine wurden weich, und er sank in die Knie. »Nein!«, schrie er. »Nein! Nein! Nein!« Immer wieder: »Nein!«

Schließlich kamen auch zu ihnen Leute vom Parkplatz gerannt. Jemand sah nach Isabella und der Kleinen und schüttelte den Kopf.

Das gab ihm den Rest. Er sank weinend auf den Parkplatz und gab sich seiner Wut hin. Wieder hatte er versagt. Wieder einmal.

Irgendwann beugte sich jemand über ihn. »Hallo? Hören Sie mich?«

Er greinte nur und drehte sich wie ein kleines Kind auf die Seite.

»Ist mit Ihnen alles in Ordnung? Sind Sie verletzt?«

»Nein!«, stieß er hervor. »Gehen Sie einfach!«

Tatsächlich verschwand das Gesicht aus seinem Blickfeld. Niemand behelligte ihn mehr, und keine drei Minuten später hatte er sich wieder unter Kontrolle.

Mit starrer Miene und trocknenden Tränen auf den Wangen stapfte er dann doch noch zu Isabella und Paola, versicherte sich, dass sie auch wirklich tot waren, aber daran bestand kein Zweifel. Der Hänger hatte sie noch voll erwischt. Seine Berechnungen waren falsch gewesen. Er hatte die Fliehkräfte der Ladung wohl falsch eingeschätzt. Er könnte sich dafür in den Arsch beißen, aber es war, wie es war. Alles Fluchen half nichts. Ihm blieb nur noch eines …

Er bückte sich, durchsuchte Isabellas Hosentaschen, fand das Handy und steckte es ein. Dann bemerkte er den bunten Igel Mayo halb unter Paolas Leichnam und steckte auch ihn ein.

Zuletzt setzte sich der Mann auf den Bordstein unweit der Leichen und wartete auf die Polizei.

7



Schweiz, Kanton Waadt, Montreux

Ein frischer Aprilwind strich Jonathan durchs kurze Haar. Er stand vor dem Schuhstadel in Montreux, der noch geschlossen hatte, aber Jonathan interessierte sich nicht für die Schuhe im Schaufenster, sondern nur für das Logo darüber. Es war exakt derselbe Schriftzug wie in Raalis Video. Allein das beschleunigte seinen Puls. Er war auf der richtigen Fährte.

Mit einem lange nicht mehr verspürten Gefühl der Kriminalistik sah sich Jonathan genauer um. Er hatte vier Möglichkeiten, da das Geschäft in einem Eckhaus an einer Kreuzung lag. Von der Richtung her müsste Raalis Halbkeller allerdings nördlich davon liegen, sonst hätte er nicht zum Kraftwerk filmen können. Jonathan entschied sich also für die naheliegendste Straße und machte sich zu Fuß auf den Weg.

Minutenlang spazierte er die Straße entlang und überprüfte alle Gartenzäune nach dem Schild – ohne Erfolg. Vielleicht musste er in eine Parallelstraße oder – was ziemlich doof wäre – der Pfeil auf dem Schild machte am Ende einen Knick, der nicht mit auf dem Video war. Dann kämen noch etliche Querstraßen infrage.

Aber davon ließ sich Jonathan nicht abschrecken; kleinteilige, systematische Ermittlungsarbeit gehörte einfach dazu, und wenn er ehrlich war: Er mochte sie. Lieber, als Berichte schreiben.

Mit den Händen in den Hosentaschen lief er also weiter, eine Querstraße zurück bis zum Schuhgeschäft und dann in die nächste Straße hinein.

Nach einigen Minuten entdeckte er das Schild an einem Zaun. Mit roten Wangen stand er davor, machte zum Beweis ein Foto und sah sich anschließend auf der gegenüberliegenden Seite um, die Screenshots des Videos auf dem Display.

Er war eindeutig richtig. Der Zaun, die Hecke, das Haus dahinter und die Straßenlaterne auf der Ecke. Das Video musste in dem unscheinbaren Einfamilienhaus vor ihm aufgenommen worden sein. Er entdeckte auch drei infrage kommende Kellerfenster. Die Rollos waren allerdings nicht heruntergelassen. Ein Wagen stand nicht in der Einfahrt. Zu sehen war auch niemand.

Jonathan betrat das Grundstück und ging zur Eingangstür. RAALI stand auf dem Klingelschild.

Jonathan ballte die Hand zur Faust. Das lief besser als gedacht. Schon hatte er den Finger auf die Glocke gepresst.

Während es im Haus hörbar schrillte, sah sich Jonathan im Vorgarten um. Der war ziemlich ungepflegt. Nach dem Winter war noch nichts für den Sommer vorbereitet worden. Kein Rückschnitt und keine Entmoosung des Rasens. Wenn Jonathan ehrlich zu sich selbst war, wirkte das Haus eher verlassen als bewohnt.

Es öffnete auch niemand. Auch nicht auf ein zweites und drittes Klingeln.

Wäre auch zu einfach gewesen.

Jonathan stieg die vier Stufen von der Eingangstür hinab und ging zu einem der Kellerfenster. Die Scheibe war ziemlich verdreckt, trotzdem erkannte er dahinter eine Waschküche. Leinen spannten sich durch den Raum, Wäsche hing aber nicht daran. Das zweite Fenster war mit einem blickdichten Vorhang versehen. Hinter dem dritten lag ein Vorratskeller. Etliche Kartons standen in Metallregalen. Außerdem entdeckte er einen Stapel Reifen und ein Fahrrad, das verkehrt herum auf Lenker und Sattel stand. Die Räder waren ausgebaut, lagen ohne Schläuche achtlos daneben auf dem Fliesenboden.

Jonathan aktivierte auf seinem Handy die Kamera und versuchte, vor dem Fenster den Film nachzustellen. Es passte, hinter dieser Scheibe war höchstwahrscheinlich das Video aufgenommen worden.

Aber wann?

Der Garten sah ähnlich ungepflegt aus, auch wenn das bei der wackeligen Aufnahme und dem grellen Licht schwer zu beurteilen war. Aber definitiv war das Video nicht im Winter aufgenommen worden, und auch nicht im Sommer, sonst sähe der eine Busch ganz anders aus.

Ein Räuspern ertönte hinter Jonathan, gefolgt von einem: »Entschuldigung.«

Er richtete sich bewusst langsam auf und wandte sich um. »Ja?«

Ein älterer Herr musterte ihn argwöhnisch vom Gehsteig aus. »Darf ich fragen, was Sie auf dem Grundstück machen?«

»Ich suche Herrn Raali. Wissen Sie, ob er hier ist? Es öffnet niemand.«

»Das wundert mich nicht. Herr Raali war schon seit Wochen nicht mehr hier.«

»Seit Wochen?«

»Sicher zwei Monate. Der ist aber generell viel unterwegs. Macht irgendwas beruflich im Anlagenbau. Fragen Sie mich nicht. Warum suchen Sie ihn eigentlich? Hat er was verbrochen?«

»Gibt es dazu denn einen Anlass, das zu glauben?«

Der Herr schüttelte sofort den Kopf. »Nein, nein. Ich … Ich kenne Herrn Raali nur flüchtig. Hab mal eine Zeit lang seine Pakete angenommen, als er beruflich verreist war. Das war mir aber zu stressig. Ständig kommt die Post, wenn man nicht zuhause ist, und dann darf man das Zeug auch noch abholen. Na ja, mittlerweile lässt er alles zu einer Bekannten schicken.«

»Ah ja, haben Sie eine Nummer? Oder sogar die von Herrn Raali selbst? Ich müsste ihn wirklich dringend sprechen.«

Der Alte schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, da muss ich passen.«

»Schade. Trotzdem danke.«

Jonathan lächelte dem Herrn hinterher, der zum Nebenhaus schlurfte, und sah sich dann noch einmal um, aber ihm fiel sonst nichts mehr auf. Es gab auch keinen Grund, die Geschichte des Nachbarn infrage zu stellen.

Nur wie passte das alles zusammen? Wie konnte ein Urs Raali ein erstklassig gefaktes Video von hier posten, wenn er gar nicht vor Ort war? Oder war es gar kein Fake, sondern alt? Hatte mal ein Haus in Richtung Kernkraftwerk gebrannt, und Raali hatte geglaubt, es wäre dort zu einem Unfall gekommen? War er ein Verschwörungstheoretiker? Davon gab es jede Menge, gerade in Bezug auf Atomanlagen. Die Kernenergie war einfach schwer fassbar, weil sie eben unsichtbar war. Da glaubten manche Leute die wildesten Sachen. Jonathan erinnerte sich an eine ältere Dame noch zu Ausbildungszeiten bei der Streife. Zu der war wirklich einmal im Monat ein Kollege gefahren, um mit einem herkömmlichen Staubsauger in ihrer Wohnung radioaktive Strahlung einzusaugen. Die Dame behauptete, die Nachbarn würden sie vergiften, weil sie auf ihre größere Wohnung spekulierten. Da der Kollege die Nachbarn persönlich kannte – ein total nettes, junges Paar – ging er auf die Story ein und saugte die angebliche Strahlung weg. So herrschte Ruhe im Haus, bis der alte Kollege in Rente ging, niemand mehr kam, um den Dreck einzusaugen, die ältere Dame völlig abdrehte und schlussendlich in einer psychiatrischen Klinik landete.

Aber warum sollte Raali gerade jetzt ein älteres Video posten? Das ergab auch keinen Sinn.

Jonathan wollte unbedingt mit dem Kerl sprechen. Zumindest kannte er jetzt dessen Adresse, mit deren Hilfe Nicole bei der örtlichen Polizei sicherlich mehr bewegen konnte als nur mit einem Usernamen.

»Kannst du das wiederholen?« Jonathan stand der Mund offen.

Nicole seufzte in der Leitung. »Also: Ein Herr Urs Raali, Jahrgang neunzehnfünfundachtzig, ist wirklich auf die Adresse gemeldet. Man

hat eine Streife vorbeigeschickt, die nur feststellen konnte, dass er nicht zu Hause ist.«

Jonathan schloss die Augen. »Das hatte ich doch schon selbst festgestellt.«

»Jaja, ich weiß. Reg dich bitte nicht auf, du weißt, wie das manchmal mit Behörden läuft. Mit anderen Behörden.«

Oh ja, das wusste er nur zu gut.

»Auf jeden Fall«, fuhr Nicole fort, »habe ich daraufhin nachgebohrt und beim Vorgesetzten Druck gemacht, und der hat mir nun die Info geschickt, dass Urs Raali eine jüngere Schwester hat, wohnhaft in Vevey, nicht allzu weit weg. Die Adresse hab ich dir eben per E-Mail geschickt. Eine Telefonnummer hab ich leider nicht.«

Jonathan seufzte. »Ich fahr hin.«

»Mach das. Das Video ist wirklich beängstigend realistisch.«

»Find ich auch. Ich hab auch sicherheitshalber in der Personalabteilung des Kraftwerks nachgefragt, ob Raali für sie arbeitet oder gearbeitet hat, aber den Namen haben sie nie gehört.«

»Du meinst, weil der Nachbar von Anlagenbau gesprochen hat.«

»Jo. Hätte ja sein können, aber egal. Ich beende hier noch meine weiteren Checks, dann fahr ich zur Schwester.«

»Noch irgendwas gefunden?«

»Nichts. Du musst dir das Kraftwerk wirklich selbst ansehen, Nicole. Picobello. Alles vom Feinsten. Das ist beste Schweizer Wertarbeit. Einzig das Forschungszentrum habe ich noch nicht von innen gesehen, das werde ich auch heute nicht mehr schaffen.«

»Da wird auch noch nicht viel los sein, oder?«

»Na ja, einige Forschungsbereiche und Teams arbeiten bereits dort. Das meiste sind Vorbereitungen für die nächsten Wochen, wenn die Reaktoren hochgefahren sind. So wie ich das mitbekommen habe, wird Reaktorblock eins vorerst für die Stromerzeugung genutzt, Reaktorblock zwei für Testzwecke. Der soll auch erst einmal mit weniger Last fahren. Eine ganze Latte von Versuchen steht wohl auf der Liste. Davon habe ich eine Übersicht angefordert. Das ist das Einzige, was mir nicht gefällt.«

»Inwiefern?«

»Man wollte mir die Versuchsliste nicht aushändigen. Auch in den Vorabunterlagen gibt es keine Infos dazu.«

»Da schau an.«

»Ja. Na ja. Es arbeiten halt auch etliche Teams an verschiedenen Baustellen, und du kennst Forscher. Die lassen sich ungern in die Karten schauen, bevor sie ihre Artikel nicht in Fachmagazinen veröffentlicht haben. Könnte ihnen ja jemand anderes zuvorkommen.«

»Du klingst fast, als hätte dich das Sicherheitsmarketing eingelullt.«

»Womöglich. Ich soll die Liste bis spätestens morgen früh um acht haben, dann werden wir sehen, ob man Wort hält. Aber tatsächlich bin ich einfach nur begeistert von dem Kraftwerk. Wenn alle so arbeiten würden, Nicole, dann wären wir arbeitslos.«

Kurzes Schweigen. »Wärst du das gern?«

Jonathan grinste. »Vielleicht.«

Ihre Stimme wurde leise. »Pass auf, dass du es nicht wirst.«

»Da muss ich nicht aufpassen.«

»Weil du weißt, dass du eins der besten Pferde im Stall bist.«

»Ich würde eher sagen, ein Beagle mit einer sehr, sehr feinen Nase.«

»Dann schnüffel weiter, *Jonny!*«

Jonathan schnaubte nur und legte auf.

Erschnüffelt hatte er nichts mehr, aber vielleicht würde Annalena Raali mehr Licht ins Dunkel bringen. Sie öffnete ihm glücklicherweise die Tür. »Ja?«

»Guten Abend! Frau Annalena Raali?«

»Ja. Und wer sind Sie?«

»Jonathan Beck von der internationalen Atomenergie-Organisation.«

Da wollte sie die Tür schon schließen. »Ich kauf nichts.«

»Halt! Keine Sorge! Ich möchte nur mit Ihnen über Ihren Bruder Urs sprechen.«

»Ach ja. Hat er was verbrochen?«

Zum zweiten Mal die Frage ... »Wieso sollte er?«

»Ach, Urs ist ein Träumer. Der lässt sich leicht beeinflussen, und ich warte nur darauf, dass er an den Falschen gerät.« Sie musterte ihn durchdringend. »Atomsicherheit, sagen Sie? Muss ich mir Sorgen machen?«

»Sagen Sie es mir.« Jonathan hielt ihr das Handy mit Urs' Instagram-Profil vor die Nase.

Annalena furchte die Stirn, las das Posting und sah sich das Video an. Immer mehr Verwirrung zeigte sich auf ihrem Gesicht. »Ist das echt?«, fragte sie schließlich.

»Das hoffte ich, von Ihnen zu hören. Ist das Ihr Bruder?«

»Ja. Ganz eindeutig, aber als ich ihn das letzte Mal gesehen habe, hatte er keinen Bart. Der hatte noch nie einen Bart.«

»Wann haben Sie ihn das letzte Mal gesehen?«

»Vor einer Woche habe ich mit ihm telefoniert.«

»Per Video?«

»Nein ... Ach so ... Puh, dann hab ich ihn das letzte Mal vor seiner

Reise gesehen. Er musste mit der Firma nach Kroatien, irgendeine neue Anlage hochziehen.«

»In welchem Bereich arbeitet er?«

»Textilmaschinenbau. Kleidungsindustrie.«

Jonathan kratzte sich am Kinn. »Und er ist immer noch in Kroatien?«

»Ja. Warten Sie, ich hole kurz den Kalender.« Annalena verschwand in der Wohnung und kam kurz darauf mit einem Zettel zurück. »Also … Urs kommt in zwei Tagen wieder. Flug von Zagreb nach Zürich. Er wollte dann am nächsten Tag vorbeikommen und seine Pakete abholen. Dafür braucht er mittlerweile einen verdammten LKW.« Annalena schüttelte verwirrt den Kopf. »Kann ich das Video noch einmal sehen?«

»Klar.«

Schweigend sahen sie es sich an, dann wieder ein Kopfschütteln. »Also das verstehe ich nicht. Das ist eindeutig bei ihm, vom Keller aus gefilmt. Aber ohne Witz, ich habe Urs noch nie mit Bart gesehen. Never ever! Gott, sieht er scheiße aus!«

»Hmmm … Können Sie ihn vielleicht anrufen? Am besten als Videocall?«

»Klar.« Annalena rief eine Nummer in ihren Favoriten auf und hielt ihr Handy auf Geschichtshöhe. Es klingelte dreimal, dann ging Urs ran. Ein bärtiger Urs. Er grinste in die Kamera. »Anna! Das ist ja eine Überraschung! Seit wann rufst du mit Video an?«

»Ähmm … Seit wann trägst du einen Bart?«

Urs fuhr sich mit den Fingern durch das dichte Gestrüpp. »Wette mit einem Arbeitskollegen verloren«, sagte er und lachte. »Eine saudumme Geschichte. Peter meinte auf dem Flug, dass wir jetzt alle den Bart so lange nicht mehr stutzen und uns erst wieder rasieren dürfen, wenn wir eine hübsche Kroatin abgeschleppt haben.«

Ein Lächeln zuckte über Annalenas Gesicht. »Und du hast noch keine aufgerissen?«

Urs lachte herzhaft. »Leider nein, aber die anderen auch nicht. Du müsstest sie sehen, wir sehen alle aus wie die Zwerge aus der Herr der Ringe.« Dann wurde er ernst. »Aber was ist los? Du siehst so ernst aus.«

»Ich hab deine beiden Postings auf Instagram gesehen.«

Verwirrung zeigte sich auf seinem Gesicht. »Welche Postings?«

»Na, das Bild und das Video.«

»Hä? Ich hab nichts gepostet. Schon gar nicht auf Instagram. Du weißt, dass ich den Mist verachte.«

»Und was ist dann das?« Annalena griff beherzt nach Jonathans Handy und hielt es vor die Kamera. Als das Video ablief, wurde Urs blass.

»D-d-das war ich nicht! Ich schwöre! Wie auch? Ich war die ganze Zeit hier in Kroatien!«

»Wirklich?«, mischte sich Jonathan zum ersten Mal ins Gespräch ein und zeigte sich.

Angst kroch über Urs' Gesicht. »Wer bitte sind Sie?«

»Jemand von der Atomsicherheitsbehörde. Wir untersuchen Ihren Fall, weil Sie glaubhaft über einen nuklearen Unfall gepostet haben.«

»Aber das war ich nicht!«, rief Urs entsetzt. »Sie können meine Kollegen fragen. Ich war die ganze Zeit über hier!«

Und hast versucht, süße Kroatinnen aufzureißen. Irgendwie glaubte Jonathan dem Kerl jedes Wort. Aber wer hatte dann aus Raalis Keller ein Video mit seinem Gesicht und seiner Stimme gepostet? Und warum?

8



Frankreich, Grenoble, Klinikum

Laura kämpfte mit den Tränen. Wie hatte das nur passieren können? An einem Tag war ihr Vater noch fit wie ein Turnschuh gewesen – im Vergleich zu anderen fast Siebzigjährigen – und am nächsten Tag lag er verstrahlt in Quarantäne im Krankenhaus von Grenoble und kämpfte mit dem Tod.

Gerade schlief er. Sein Kopf ruhte seitlich auf dem Kissen, die Haut war gerötet, als hätte er zu lange in der Sonne gesessen. Laura wusste es besser.

Wieder kamen ihr die Tränen und sie verließ im Schutzanzug das Krankenzimmer. Im Nebenraum nahm sie die Maske ab und schälte sich aus dem Anzug. An einem Waschbecken wusch sie sich die Hände und benetzte ihr Gesicht mit kaltem Wasser. Aufs Becken gestützt, stand sie einige Zeit einfach nur da. Ein Schluchzen ließ ihren Körper erbeben. Es war so unfair. Erst Lily, dann Alain. Aber noch lebte er, und er würde es packen. Hundertprozentig. Er musste. Er konnte jetzt nicht gehen!

Es klopfte an der Tür.

Laura atmete tief durch. »Ja?«

»Ich bin es, Erik. Darf ich reinkommen?«

»Klar.«

Gustafson steckte seinen Kopf zur Tür herein, die Lippen geschürzt. »Wie geht es ihm?«

»Er schläft, aber sein Gesicht sieht aus, als hätte er einen üblen Sonnenbrand erwischt. Es wird vermutlich noch schlimmer werden.«

Erik kam ganz herein und schloss die Tür. »Wir werden alles tun, damit er durchkommt. Wir wissen noch nicht mal, wie hoch die Strahlung ausgefallen ist, die er aufgenommen hat. Und wie lange. Und welche Strahlung. Das sind alles Faktoren, die seine Chancen beeinflussen.«

»Positiv wie negativ.«

Erik seufzte. »Jetzt mal den Teufel nicht an die Wand, Laura. Viel wichtiger ist, herauszufinden, wo er sich diese Strahlung eingefangen hat, damit wir Präventivmaßnahmen ergreifen können. Oder besser gesagt, die entsprechenden Behörden.«

»Hast du schon jemanden informiert?«

»Noch nicht. Ich hatte genug mit deinem Vater zu tun. Wir sollten das aber umgehend melden, mit so vielen Informationen wie möglich. Du sagst, er ist in letzter Zeit nicht verreist?«

»Nein. Seit Mutters Tod hat er sich nur hier in der Region aufgehalten.«

»Das macht die Sache noch verrückter, zusammen mit dem Wildschwein.«

»Ja … Es muss im Wald bei der Jagd passiert sein. Im Stadtgebiet hätten wir doch weitere Fälle mitbekommen. Bleibt eigentlich nur eine abgelegene Gegend.«

»Kennst du dich in seinem Revier aus?«

»Schon. Ich war viele Jahre mit dabei, gerade als Kind und Jugendliche.«

»Interessant. Hast du selbst einen Jagdschein?«

»Nein, das war nie mein Ding. Ich mochte zwar den Wald, aber nicht die Schlachtküche. Aber ich weiß, wo er unterwegs war. Ich habe ihn vorhin noch gefragt, bevor er eingeschlafen ist.«

Sekunden schwiegen sie, bis Erik meinte: »Sollen wir mal rausfahren und nachsehen, bevor wir den Fall melden?«

Laura schüttelte den Kopf. »Ich fahr alleine raus. Reicht schon, wenn ich heute ausfalle.«

Erik winkte ab. »Mach dir deswegen keinen Kopf, das ist doch selbstverständlich. Die Kollegen schaffen das auch mal ohne dich. Und ohne mich. Die Welt bewegt sich weiter.«

Laura lächelte matt. »Danke, Erik, aber ich würde gern ein wenig allein sein. Ist gerade etwas viel. Ich mach das alleine.«

»Wirklich?«

»Ja.«

Er nickte, zog aus seiner Kittelinnentasche ein Messgerät hervor und reichte es ihr.

»Ein Dosimeter?«, fragte sie mit grimmigem Blick.

»Klar. Du musst ja wissen, ob da was strahlt oder nicht. Wichtig: Ab einhundert Millisievert brichst du ab! Verstanden?«

»Einhundert?«

»Ja. Ist voreingestellt. Das ist ein wichtiger biologischer Grenzwert. Statistisch gesehen, lässt sich dieser Wert mit einem Todesfall durch Krebs pro einhundert Menschen in Verbindung bringen.«

Laura nickte, betrachtete das Dosimeter und fragte: »Ab wann wird es wirklich gefährlich?«

Erik kniff die Augen zusammen. »Laura …«

»Ab wann, Erik?«

Ein Seufzen. »Ab zweieinhalb Sievert in kurzer Zeit kommt es zu medizinischen Problemen. Ohne medizinische Hilfe stirbt etwa die

Hälfte der Personen, die dieser Dosis ausgesetzt sind. Mit medizinischer Versorgung deutlich weniger. Wobei zweieinhalb Sievert nur bei Strahlungsunfällen erreicht werden. Das ist extrem hoch.«

»Dürfte es also nicht geben.«

»Nicht in Grenoble. Aber den Fall deines Vaters dürfte es auch nicht geben. Sei bitte extrem vorsichtig. Strahlung ist tückisch.«

Laura nickte und sah Erik tief in die Augen. »Ab wann wird es tödlich?«

Er blies die Wangen noch weiter auf. »Bei Kurzzeit-Dosen von fünf Sievert gibt es kaum Überlebende. Bei zehn Sievert ist der Tod unausweichlich. Ich hätte auch noch ein paar Regeln, die du unbedingt beachten solltest.«

»Die wären?«

»Du hältst dich so kurz wie nötig auf. Zeit erhöht die Dosis linear. In zwanzig Minuten kriegst du doppelt so viel ab wie in zehn.«

»Ist klar.«

»Gut. Zweitens: Du hältst so viel Abstand wie möglich. Du gehst nicht nah ran, falls du was finden solltest! Die Dosis wird nach dem Abstandsquadratgesetz berechnet. Doppelter Abstand, ein Viertel Belastung. Dreifacher Abstand, ein Neuntel Belastung. Vierfacher Abstand, ein Sechzehntel Belastung.«

»Verstanden.«

»Gut. Und dann muss ich dich das noch fragen: Bist du schwanger?«

Ein verwirrter Blick. »Nein. Wieso fragst du?«

»Weil ich dich dann nicht losziehen lassen dürfte.«

»Bist du neuerdings mein Strahlenschutzbeauftragter?«

»Nein, aber ich bin dein Kollege. Und ein guter Freund.« Er drückte ihr die Hand. »Soll ich doch mitkommen? Oder sollen wir sofort die Behörden informieren? Wir müssen so oder so.«

»Ich werd das machen – nachdem ich zurück bin.«

Er nickte verstehend. »Wenn was ist, ruf mich an. Ich bin jederzeit erreichbar.«

»Und du rufst mich an, falls –«

»Mach ich, aber da wird nichts sein. Dein Vater ist fit. Der packt das.«

»Ja, der packt das«, echote sie. Dabei dachte Laura allerdings an Fridolin und dessen unkontrollierte Zuckungen und war sich selbst nicht so sicher.

Ihre Finger spannten sich um das Dosimeter.

Der Schlüssel klimperte, als Laura die Haustür zu ihrem Elternhaus aufsperrte. Innen war alles ruhig. Einzig das Dosimeter knackte einmal, dann herrschte wieder Stille.

Laura hatte entschieden, auf dem Weg zum Wald hier zu halten. Sollte das Haus kontaminiert sein, würde sie ihren Vater erst einmal mit zu sich nehmen, sobald er raus durfte. Allerdings zeigte die dauerhafte Messung nur die übliche Strahlenbelastung an.

Trotzdem durchquerte sie das Haus und hielt das Dosimeter in alle Richtungen. Dabei bemerkte sie Fridolins Wassernapf mit Wasserspritzern am Boden, was ihr einen schmerzhaften Stich versetzte. Nach dem Hund musste sie morgen früh ebenfalls unbedingt sehen. Gott, wo sollte sie den unterbringen?

Sie lief ins Wohnzimmer, in die Küche und ins Schlafzimmer. Dort brach sie beinahe in Tränen aus, als sie aufs zerwühlte Bett blickte, in dem früher Lily und Alain geschlafen hatten, sie als kleines Kind dazwischen. Heute waren nur ein zerwühltes Laken und Hundehaare zu sehen, sonst nichts. Keine erhöhte Strahlung.

Sie schniefte und ging in die Jagdküche. Das Dosimeter knisterte los, doch die Messung lag auch hier im Normbereich. Einzig die Metallhaken, mit denen die Sau vermutlich aufgehängt gewesen war, zeigten eine höhere Belastung auf, die aber vom Schwein stammte.

Die Strahlenquelle musste im Wald liegen. Wie sollte auch radioaktives Material in ihr Elternhaus gelangen? Das ergab keinen Sinn.

Laura schaltete das Messgerät ab, ließ sich ein Glas Wasser in der Küche heraus und trank. Sie packte danach noch ein paar Klamotten und Dinge für den Aufenthalt im Krankenhaus für ihren Vater ein und verließ das Haus.

Keine zwanzig Minuten später hielt sie am Waldrand an und nahm eine erste Messung vor. Keine Auffälligkeiten. Das Gerät ließ sie eingeschaltet auf dem Beifahrersitz liegen, während sie im Schritttempo hinein fuhr.

Die Nachmittagssonne sprenkelte den Wald mit Licht und Schatten. Ein sanfter Wind ließ die Äste und Baumkronen wogen. Es war so ruhig und schön – und vielleicht tödlich.

Allerdings wurde das Knistern nicht lauter.

Laura fuhr parallel zum Waldrand weiter, bis sie einen Holzplatz erreichte. Dort hatte ihr Vater wohl geparkt und hangabwärts dem Wildschwein aufgelauert, das von den Feldern gekommen war.

Sie schaltete den Motor ab und stieg aus. Ein Windstoß spielte mit ihrem blonden Haar. Ein paar welke Blätter trieben vorbei.

Laura sah sich um, atmete die angenehme Waldluft ein, nahm den Duft vom Moos in sich auf und seufzte. Sie war schon lange nicht mehr hier gewesen. Zu lange. Immer nur Arbeit, Arbeit, Arbeit.

Ein Blick auf das Dosimeter – keine Auffälligkeiten.

Gemächlich lief sie los zu den Holzstößen, betrachtete den Waldboden und fand Fährten auf dem Boden, die einer Schleifspur ähnelten. Hatte Alain hier die Wildsau eingeladen?

Eine Messung des Bodens – keine Auffälligkeiten.

Laura folgte der Spur ins Unterholz und verlor sie. Dafür entdeckte sie einige Meter entfernt ein Bruchzeichen. Da musste ihr Vater die Sau getroffen haben.

Sofort war sie dort, berührte den Kiefernzweig mit den Fingerspitzen.

Keine Auffälligkeiten.

Ihr entwich ein Schnauben. Das konnte doch nicht sein.

Aufmerksam blickte sie sich um und fand eine Blutspur. Der folgte sie, bis sie den Fundort fand. Der Boden war aufgewühlt, eindeutig Fußspuren und Hundepfotenabdrücke.

Das Dosimeter schlug deutlich aus, aber der Messwert ging nur auf elf Millisievert hoch. Kein Grund zur Beunruhigung.

»Hier warst du also und hast die Sau geborgen.« Laura ging in die Hocke, strich mit den Fingern durchs Gras und schüttelte den Kopf. Hier war sonst aber gar nichts, was eine Verstrahlung hervorgerufen haben könnte. *Und jetzt?*

Sie stemmte sich wieder hoch und blickte sich um. Es war ein ruhiger Wald. Keine Auffälligkeiten – wobei ...

Es war extrem ruhig. Sie hörte keine Tiere, keinen Vogel, gar nichts. Es war kein Vergleich zu früher. Sie hatte den Wald als etwas Lebendiges in Erinnerung. Der hier kam ihr eher vor, als wäre er ... tot.

Ein Schauder strich ihre Wirbelsäule hinab. Ein toter Wald. Hatte es so was nicht auch bei Tschernobyl gegeben? Sie hatte nur eine vage Erinnerung und es plötzlich eilig, zu verschwinden.

Sie unterdrückte den Drang und sah sich weiterhin um. Angespannt lief sie bis zur Waldkante und inspizierte das Feld. Auch hier war alles still. Der Wind ließ das junge Getreide wogen. Sonst war da nichts.

Sie wollte sich gerade abwenden, als sie aus dem Augenwinkel etwas Gelbes am Boden bemerkte. Mit drei Schritten war sie dort und erschauderte.

Ein toter Vogel lag zwischen den Halmen.

Das Dosimeter begann brutal zu knirschen, und noch viel lauter, als Laura es auf den Kadaver ausrichtete.

Die Anzeige schnellte auf achtzig Millisievert empor.

»Du also auch – wie die Sau.« Laura erinnerte sich an das Abstandsquadratgesetz, machte ein paar Fotos mit dem Handy, auf denen Messwert und Vogel zu sehen waren, und entfernte sich dann

zügig. Sie versuchte, sich einen Reim auf den Fund zu machen. Warum waren zwei Tiere aus der Region radioaktiv belastet, die Region aber nicht? Wo waren die Tiere gewesen? Lag irgendwo im Wald eine Strahlenquelle verborgen, die in einer kurzen Distanz hoch strahlte? Wie konnte sich dann aber ihr Vater so viel Strahlung einfangen? Er hatte gesagt, er wäre nur am Holzplatz gewesen und hätte von dort die Sau geschossen.

Das passte alles nicht so recht zusammen.

Laura entschied, sich noch weiter umzusehen, wenn sie schon mal hier war.

Vorher aber speicherte sie ihre Geoposition mit dem Handy unter dem Vermerk *Vogelfund* ab, dann lief sie Richtung Westen los.

Nach einigen Minuten erreichte sie das Ende des Feldes – und einen weiteren toten Vogel. Er lag auf dem Rücken und reckte die Beinchen in den Himmel, die kleinen Krallen waren verkrampft. Wieder schlug die Messung aus, aber Laura ging näher heran. Der Vogel sah ziemlich mitgenommen aus, das Gefieder verklebt, die Haut um die Augen herum blutig.

Wieder machte sie ein Foto und markierte den Standort als *Vogelfund 2*. Eigentlich hätte sie nun umkehren können. Drei verstrahlte Tiere waren Beweis genug, dass hier etwas nicht stimmte. Sollten die Profis ran.

Trotzdem trieb die Neugierde sie tiefer in den Wald.

Insgesamt fand sie sieben tote Vögel und einen Fuchs. Der lebte noch, doch dessen Messwert überstieg die einhundert Millisievert. Sie traute sich nicht näher heran, beobachtete nur, wie sich der Brustkorb hob und senkte. Die Augen des Tiers starrten sie an, die Zunge hing heraus, dick geschwollen und blau verfärbt.

Laura hatte geschworen, Leben zu retten, aber Leid konnte sie nicht ertragen. Sie sah sich um, fand einen schweren Ast und packte ihn. Ihr Blick verschwamm unter Tränen, als sie ihn dem Fuchs auf den Kopf drosch, aber lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Danach fühlte sie sich so erschöpft, dass sie mehr zum Wagen taumelte anstatt zu laufen. Überhaupt war ihr schlecht, speiübel, und am Holzplatz übergab sie sich geräuschvoll neben einen der Holzstapel.

Noch während sie sich Speichel von den Lippen wischte, plärrte ihr Handy los. Das Klingeln klang so falsch im Wald, dass sie selbst erschrak. Und noch mehr, als sie den Namen auf dem Display las.

»Ja, Erik, was ist?«

Sie hörte schon an seiner Stimme, dass etwas nicht stimmte. »Komm bitte«, sagte er. »Dein Vater …«

Wieder verschwamm Lauras Welt. Ihr Kinn bebte. »Ist er …?«

»Nein, aber sein Zustand verschlechtert sich rapide. Ich hab keine Ahnung, wie lange …« Den Rest ließ er offen, und das bescherte Laura vielleicht den Ruck, der durch sie hindurchging.

Sie wischte sich die Tränen aus den Augen und sagte: »Ich komme, Erik. Ich bin schon unterwegs.«

Bevor er etwas antworten konnte, legte sie auf. »Vater«, wisperte sie. »Halte durch!«

Die Reifen ihres Wagens hinterließen zwei tiefe Furchen im weichen Waldboden.

Als das Motorengeräusch in der Ferne verhallt war, rauschte wieder nur der Wind in den Wipfeln. Irgendwo auf dem Weg patschte etwas.

Es war ein Vogel, der zu Boden gestürzt war. Sein Schnabel zuckte, dann lag er still. Still wie der Wald.

Still wie der Wald um Grenoble.

9



Schweiz, Kanton Waadt

Jonathans Kinn bebte. Tränen verschleierten seinen Blick. Sie hatten es nicht geschafft. Sie waren zu spät gekommen.

Zu spät!

Er hätte vor Hilflosigkeit schreien können, doch er sank nur erschöpft auf die Knie. Der Asphalt war warm und trocken, eine kühle Morgenbrise wehte vom Genfersee zum Kraftwerk.

Die beiden Reaktoren erhoben sich vor ihm wie fahle Diamanten. Warnlichter pulsierten an verschiedenen Stellen, tauchten die Facetten in unheimlichen Schein.

Im nächsten Moment glühte etwas an der Außenwand von Reaktor 2 bläulich auf und hüllte die Welt in kühlschrankkaltes Licht.

Zu spät! Zu spät …

Jonathan schloss die Augen mit einem Seufzen. Die richtige Explosion folgte keinen Herzschlag später. Das Aufblitzen war so gleißend hell, dass es ihn durch die geschlossenen Augenlider blendete. Schon erfasste ihn die Druckwelle und riss ihn fort. Er wirbelte durch heiße Luft und schrie aus Leibeskräften – bis der Aufprall ihm die Luft raubte. Er überschlug sich dreimal, bis er keuchend liegen blieb. Sein Herz hämmerte, Schmerzen fluteten seinen Körper. Er schmeckte Eisen im Mund. Trotzdem zwang er sich, die Augen zu öffnen, und blickte in die Hölle.

Die Gebäudehülle von Reaktor 2 war explodiert, der fahle Diamant aus Beton und Stahl aufgebrochen wie ein rohes Ei. Überall lagen Gesteinsbrocken herum, Rauch stieg auf und Flammen erhellten die gezackten Kanten der Ruine. Irgendwo schrillten Sirenen los, aber Jonathan war fast taub von der Explosion und nahm den Lärm nur am Rande wahr. Seine ganze Aufmerksamkeit gehörte dem blauen Leuchten, das vom Reaktor in die Höhe stieg und die Wolken erhellte.

Blaues Leuchten.

Tscherenkow-Strahlung. Es handelte sich dabei um elektromagnetische Strahlung, die durch Polarisation entstand. Ein Elektron schießt durch die Kühlflüssigkeit des Reaktors und verschiebt auf seinem Weg die Ladungen der berührten Moleküle. Ist das Elektron vorbei, bewegen sich die Ladungen zurück an ihren

Ursprungsplatz. Dabei werden sie beschleunigt und senden Licht aus. Jedes polarisierte Teilchen trägt also ein bisschen zum Leuchteffekt bei. Das Leuchten war typisch bei Kernkraftwerken und war auch in Tschernobyl aufgetreten, als der Kern freigelegen hatte.

Blaues Leuchten.

Es bedeutete nur eins: Sie waren zu spät.

Zu spät …

Mit einem Keuchen auf den Lippen schlug Jonathan die Augen auf. »Gott!«, stieß er heiser hervor. »Was für ein Alptraum. Der Reaktor …«

Er sank zurück in die weichen Laken, was ihm einen Schauer über den Körper jagte. Es war kalt und dunkel im Zimmer. Die wenigen Formen, die er erkannte, erschienen ihm fremd und verzerrt, aber auf Geschäftsreisen erging ihm das oft so. Ständig in einem anderen Hotel aufwachen, in einer anderen Pension frühstücken. Es war anstrengend, wenn er ehrlich zu sich selbst war. Etwas Konstanz wäre wünschenswert. Und Gesellschaft. Nicht immer allein unterwegs sein, alles selbst entscheiden, immer die Verantwortung tragen. Ja, er sehnte sich nach einer Partnerin, mit der er reden konnte. Geteiltes Leid war halbes Leid, und geteilte Freude doppelte Freude. Vielleicht sollte er endlich Schluss machen mit dem Außendienst. Er musste Nicole nur sagen, dass er keinen Bock mehr hatte. Sie würde zwar aus allen Wolken fallen und sicherlich versuchen, ihn umzustimmen, aber am Ende würde sie ihm einen Job in der Verwaltung klarmachen. Dann konnte er andere herumschicken und jede Woche in einem neuen Hotelzimmer aufwachen lassen.

»Jonathan?«

Die leise Stimme gehörte einer Frau und war ihm unbekannt.

Er riss die Augen auf und starrte um sich. War jemand in sein Zimmer eingebrochen? Aber wer, bitte? Und warum kannte diejenige seinen Namen?

»Ja?«, fragte er heiser. Seine Stimme klang ganz seltsam, fast als wären seine Zunge und die Lippen geschwollen. »Wer ist da?«

Er hörte ein Rascheln hinter sich, wie von einer Plastikplane. Ein Licht ging direkt hinter ihm an. Dann leise Schritte. Eine Gestalt trat in sein Blickfeld. Der Anblick verstörte ihn zutiefst, denn die Frau trug einen Strahlenschutzanzug. Mattes Licht schimmerte auf dem grauen Stoff und reflektierte im gerundeten Visier. Darunter sah ihn eine Frau Mitte dreißig besorgt an. Hellblondes Haar, das nicht gefärbt, sondern natürlich wirkte, war am Rande ihres Gesichts zu erkennen. Ihre Augen waren hell, die Lippen schmal. Früher musste sie ein Piercing unter der Lippe getragen haben, denn der Einstich war noch zu erkennen.

Er hatte sie definitiv noch nie zuvor gesehen.

»Wer sind Sie?«, krächzte er.

Verwirrung huschte über ihr Gesicht, und etwas anderes. Trauer? Mitleid?

»Ich bin es, Laura.«

»Laura?« Jonathan spürte ein Vibrieren in der Brust. Der Name berührte etwas in ihm, aber was? Er kannte keine Laura.

Sie trat näher ans Bett heran, ein verräterisches Glitzern in den Augenwinkeln. »Wie … Wie geht es dir?«

»Keine Ahnung.« Er wollte sich hochstemmen, schaffte es jedoch nicht. Ein Zittern erfasste seinen ganzen Körper. »Was bitte ist los? Wo bin ich?«

»Im Krankenhaus in Bern.«

»Bern?« Was zum Teufel machte er in Bern in einem Krankenhaus? Und warum trug diese Laura einen Schutzanzug?

Wieder dieser mitleidige Ausdruck auf ihrem Gesicht. »Du erinnerst dich nicht?«

»Erinnern? Wora–«

Der Gedanke überkam ihn siedend heiß. War die Explosion vorhin gar kein Traum gewesen? War der Versuchsreaktor in Villeneuve explodiert? Hatte er das Unglück nicht mehr verhindern können? *Zu spät …*

Er schüttelte den Kopf, was ihn unglaubliche Kraft kostete. »Das kann nicht sein! Ich kenne Sie nicht! Wir sind uns nie begegnet!« Sein Herz pochte heftiger von der Aufregung.

»Jonathan!«

»Nein!«, schrie er. »Nein! Lassen Sie mich! Lassen Sie mich!«

Die Frau namens Laura zögerte, doch dann beugte sie sich zu ihm herab und nahm seine Hand. Die Schmerzen, die dabei durch seine Finger schossen, raubten ihm den Atem.

»Jonathan.« Sie schluckte. »Es tut mir so leid.« Dabei hob sie seine Hand ein Stück empor, damit er sie sehen konnte. Die Haut war fleckig, grau und weiß und rot. Rot und roh. Fleisch glänzte wie bei einer frischen Brandwunde.

Jonathan entwich ein Keuchen und er riss die Hand zurück, was ihm bunte Sterne vor den Augen bescherte. »Nein! *Nein!* NEIN!«

Laura sagte nichts, stand einfach nur da und blickte mitleidig und voller Schmerz auf ihn herab. Dieser Blick war es, der ihm endgültig den Rest gab. Ihm entwich ein letztes heiseres »Nein!«, dann lag er schwer schnaufend da und starrte die Blonde an. Und sie ihn.

Sekunden verstrichen, der halbdunkle Raum wurde nur noch von seinen rasselnden Atemzügen erfüllt.

Schließlich beugte sie sich nochmals zu ihm herab, um ihn an der Hand zu berühren. Dabei spiegelte sich das Bett mit der Lampe über seinem Kopf im Visier der Atemschutzmaske.

Im Bett lag eine Gestalt. Nur der Intimbereich war mit einem Tuch bedeckt. Die restliche Haut sah aus wie seine Hand, grausig entstellt und schimmernd von Wundwasser. Noch schlimmer war das Gesicht der Gestalt. Es war seines, nur völlig verbrannt. Nase und Lippen schwarz und verkrustet.

Mit einem Keuchen auf den Lippen schlug Jonathan die Augen auf. Die Erinnerung an die verstrahlte Gestalt im Bett noch im Gedächtnis, klappte er auf wie ein Springmesser. Sein Herz hämmerte, Blut rauschte in seinen Ohren.

Seine Finger tasteten umher, fanden die Nachttischlampe und den Einschalter. *Knack*. Licht.

Jonathan starrte auf seine Hände. Die Haut war so, wie sie sein sollte. Keine Verbrennungen, keine Blasen, keine Krusten, keine Flecken.

Ein zitternder Atemzug entwich ihm. »Gott!«, stieß er heiser hervor. »Was war das denn, bitte?«

Er wischte sich Schweiß von der Stirn, schob die Decke weg und prüfte sicherheitshalber auch seinen Körper unter dem T-Shirt. Alles in Ordnung. Auch da keine Brandwunden.

Erleichtert sank Jonathan zurück ins schweißnasse Bett. Es war ganz eindeutig das aus der Pension. Sein roter Hartschalenkoffer mit den vielen bunten Aufklebern lag aufgeklappt daneben, der Laptop hing am Strom, die Wasserflasche stand halbvoll neben der Nachttischlampe.

Er schnappte sich das Wasser und trank, was gegen das Kratzen im Hals half. Dann stand er auf, dehnte sich kurz, schüttelte sich, um die Traumweben abzustreifen, und stakste barfüßig in das winzige Badezimmer. Für einen Moment zögerte er mit dem Blick in den Spiegel, denn er hatte zu viele Horrorfilme in jungen Jahren gesehen, um zu wissen, dass ihm vermutlich ein verkohlter Jonathan entgegengrinsen würde, aber nein, das war Schwachsinn. Er hob den Blick und … nichts. Nur ein blasser Jonathan Beck mit dem Schatten eines Barts auf den Wagen.

»Du Depp!«, sagte er zu sich selbst und ging aufs Klo. Danach wusch er sich die Hände und kehrte zum Bett zurück. Es war kurz nach fünf Uhr morgens, er konnte ruhig noch eineinhalb Stunden schlafen. Vor sieben bekam er sowieso kein Frühstück.

Aber würde er nach so einem Alptraum noch einmal einschlafen? Einschlafen wollen?

Jonathan legte sich wieder hin und zog die Decke bis an die Brust. Sekundenlang stierte er dumm ins Zimmer, schimpfte sich einen Idioten, schaltete das Licht aus und sank tiefer in das Kissen.

»Es war nur ein Traum!«, sagte er laut in die Dunkelheit, in der

sich Schatten zu bewegen schienen. »Nur ein Traum.« *Aber was für ein realistischer!* Vor allem dieser Blick von dieser Laura. Die blonde Laura.

Wer war sie? Warum hatte sie seinetwegen so traurig ausgesehen? Jonathan war sich sicher, die Frau noch nie zuvor gesehen zu haben. An die hätte er sich doch erinnert. Sie war überaus hübsch gewesen, an sich genau sein Geschmack, so weit er das trotz des Strahlenschutzanzugs beurteilen konnte.

»Laura«, flüsterte er, schüttelte noch einmal den Kopf und vertrieb den Gedanken, doch es wollte nicht recht gelingen. Immer wieder raschelte Plastik, und dann erschien die Blonde.

Jonathan grunzte, drehte sich zur Seite und wieder zurück. Vielleicht brauchte er Urlaub. Ja, nach dem Fall würde er welchen nehmen. Am besten drei Wochen, Cornwall oder so. Ein wenig wandern, ein wenig schlemmen, ein wenig Meerluft einatmen. Meerluft. Atmen.

Das war eine Idee. Jonathan stellte sich eine frische Brise am Meer vor und konzentrierte sich auf seine Atemübungen aus dem Yoga. Tief einatmen, kurz innehalten und doppelt so lange ausatmen. Einatmen … ausausausausatmen. Einatmen … ausausausausatmen.

Es dauerte nicht lange, dann wurde er wieder schläfrig. Einmal zuckte er nochmals hoch, weil er meinte, das Knistern von Plastik zu hören, aber dann war Jonathan Beck doch wieder eingeschlafen – mit dem letzten Gedanken an die unbekannte Laura.

Jonathan belegte sich gerade ein Frühstücksbrötchen mit Schinken, Butterkäse und Tomaten, als sein Handy vibrierte. Es war seine Chefin Nicole.

»So früh schon am Start?«, fragte er.

Sie pfiff abfällig durch die Zähne. »Ich bin schon wieder müde – und habe Neuigkeiten für dich.«

»Ich auch.«

»Wer zuerst?«

»Ladys first.«

Wieder ein Pfiff. »Also, der Kommissar aus Lausanne hat mich eben angerufen. Sie haben tatsächlich gestern Abend noch mit den Kollegen von Urs Raali gesprochen, die bestätigen, dass er Kroatien während seines Aufenthalts nicht verlassen hat. Er ist da seit fast zwei Monaten.«

Jonathan blähte die Wangen auf. »Dann kann ich mir das nicht erklären. Warum sollte jemand Raalis Gesicht und Stimme faken, um ein Video auf Instagram hochzuladen, das einen GAU impliziert? Das ergibt so wenig Sinn, Nicole.«

»Ich weiß, aber ich kann dir auch nur sagen, was mir die Polizei mitteilt.«

»Vielleicht stecken die unter einer Decke?«

»Das glaubst du doch selbst nicht.« Stimmte. Woher hätten die Videoleute wissen sollen, dass jemand wegen des Videos die Polizei in Lausanne kontaktierte? Das passte alles nicht, und doch hatte nicht nur er das Video mit eigenen Augen gesehen.

Jonathan seufzte. »Ich muss das mal sacken lassen. Ich konzentriere mich heute auch auf die Versuche und das Forschungszentrum.«

»Jetzt doch?«

»Ja, man will es nicht glauben, aber vor fünf Minuten kam per E-Mail die angeforderte Liste aller geplanten Versuche.«

»Da schau an.«

»Jo. Ich hab sie nur mal überflogen. Da hat die gute Frau von der Geschäftsleitung tief gestapelt. Es sind mindestens zwanzig Teams, die an verschiedenen Themen forschen. Auf der Liste stehen locker fünfzig geplante Versuche. Das ist eine ganze Menge. Damit werde ich mindestens zwei Tage beschäftigt sein.«

»Aber nicht heute, Jonathan.«

»Wie bitte?«

»Nicht heute«, wiederholte Nicole. »Ich habe nämlich noch etwas.«

Die Veränderung in Nicoles Stimme gefiel Jonathan überhaupt nicht. »Und was?«

»Einen Strahlentoten.«

Stille. »Wo?«

»In Grenoble.«

Jonathan legte das Frühstücksmesser beiseite. »Einen Strahlentoten, sagst du?«

»Ja, ein älterer Herr. War wohl auf der Jagd und kam krank zurück. Ich sag dir, irgendwas stinkt zum Himmel. Erst die erhöhten Messwerte in Frankreich, dann dieses Video und jetzt ein Strahlentoter, keine dreihundert Kilometer entfernt.«

»Du glaubst an einen Zusammenhang?«

»Du nicht?«

Jonathan seufzte. »Glauben gehört in die Kirche.«

»Jaja. Also, wann fährst du hin?

»Wenn ich gefrühstückt habe. Kündigst du mich an? So gegen Mittag sollte ich dort sein.«

»Mach ich. Ach ja: Behandelt haben den Mann ein Herr Doktor Erik Gustafson und eine Frau Doktorin Girard. Laura Girard. Mit der wirst du sprechen, sie kann dir den Toten auch zeigen. Er war ihr Vater. Die Kontaktdaten schicke ich dir gleich durch. Brauchst du sonst noch was?«

Stille.

»Jonathan?«

Ein heiseres: »Ja?«

»Was ist?«

»Nichts … Ich … Ich war nur kurz abgelenkt.«

»Na dann. Also: Viel Glück und gute Fahrt!«

»Ja, danke.« Jonathan ließ das Handy sinken. Seine Finger zitterten, und wieder tauchte die Blonde im Schutzanzug vor seinen inneren Augen auf. Laura hatte sie sich genannt. Laura Girard vielleicht?

Entschieden schüttelte Jonathan den Kopf. Er fing langsam zu spinnen an. Laura war ein weit verbreiteter Name weltweit, besonders in Frankreich. Das war reiner Zufall. Hundertprozentig. *Reiner Zufall, oder?*

Mit einem mulmigen Gefühl in der Magengegend biss er in sein Brötchen. Komischerweise schmeckte es nach Eisen, und er meinte, einen Vorhang aus Plastik rascheln zu hören.

TEIL 2

FAKTEN



10



Frankreich, Grenoble

»Sie haben Ihr Ziel erreicht.«

Jonathan schaltete das Navi aus, fuhr auf den Parkplatz des Klinikums und stellte den Wagen in den Schatten einer prächtigen Kugelakazie. Einige Zeit musterte er das Gebäude – völlig sinnlos, aber es war seiner Aufregung geschuldet. Und Laura Girard. Er hatte vor der Abfahrt noch nach ihr gegoogelt, aber nur einen Eintrag des Klinikums gefunden, der sie als angestellte Ärztin aufführte – ohne Foto.

War sie die Blonde aus seinem Traum? Und wenn ja, wie konnte das möglich sein? Jonathan war weder gläubig noch esoterisch veranlagt, er glaubte nur an die Wissenschaft. Die hielt wenig von Vorausahnungen, von Telepathie und all dem Quatsch. Aber sollte Laura Girard die Blonde aus seinem Traum sein, würde er einen Besen fressen – quer.

Endlich schaffte er es, seine Aufregung zu besiegen und auszusteigen. Auf dem kurzen Weg zur Pforte sortierte er seine Gedanken und überlegte, was er alles in Erfahrung bringen wollte. Wenn man mit einem Plan in ein Gespräch ging, war das schon die halbe Miete.

Hinter der Pforte grüßte ihn eine Frau Ende fünfzig. Er stellte sich als Jonathan Beck vor, der einen Termin bei einem Herrn Gustafson und einer Frau Girard hatte. Ihr Gesicht wurde ernst. »Schlimme Sache«, sagte sie. »Ich weiß auch gar nicht, ob Frau Girard im Haus ist. Sie wurde von der Klinikleitung für diese Woche ausgetragen.«

Jonathan verbarg seine Enttäuschung, wobei er es verstand. Er hätte auch keinen Nerv, mit irgendeinem Wildfremden über den verstorbenen Vater zu quatschen. »Und Herr Gustafson?«

»Der ist hier. Zimmer 207 im zweiten Stock.«

»Vielen Dank!«

Jonathan machte sich auf den Weg, fand das Treppenhaus, stieg hinauf und orientierte sich. Im zweiten Stock befand sich die Nuklearmedizin im Westflügel, die Innere im Ostflügel. Er wollte gerade die Nuklearmedizin betreten, als er eine Infotafel in einer Nische entdeckte. Darauf abgebildet war das Personal beider

Abteilungen.

Mit drei schnellen Schritten war Jonathan dort und suchte nach Laura Girard – und fand sie.

Seine Beine begannen zu zittern. Eine hellblonde Frau lächelte ihn an. In jungen Jahren musste sie ein Piercing unterhalb der Lippe getragen haben, denn der Einstich war noch zu erkennen.

»Das kann nicht sein«, entwich es ihm. Laura Girard war die Frau aus seinem Traum!

Für einen Moment wurde ihm schwindelig. Wie konnte das möglich sein? Er hatte sie nie zuvor gesehen. Einhundertprozentig! Tausendprozentig! Das war unmöglich.

Plötzlich spürte er den Anflug von Angst. Was war hier los? Spielten seine Sinne verrückt? Stand er unwissentlich unter Drogen? Halluzinierte er?

Er blinzelte und rieb sich die Augen, aber die Blonde lächelte weiter auf ihn herab.

»Entschuldigung?« Eine Männerstimme. »Suchen Sie etwas?«

Jonathan fuhr herum. »Äh … Ich habe einen Termin bei Doktor Gustafson.«

»Ah ja? Den finden Sie in Zimmer 207 in der Nuklearmedizin. Kommen Sie! Ich bring Sie hin, muss sowieso in die Richtung.«

Jonathan nickte nur und folgte dem Arzt. Doch bevor er durch die Tür trat, blickte er ein letztes Mal zurück zu den Personalfotos und erschauderte.

Doktor Erik Gustafson war ein sportlicher, hagerer Kerl, der mindestens einen Meter neunzig maß. Vielleicht hatte er in jungen Jahren Basketball gespielt. Er war Ende dreißig und lächelte freundlich, auch wenn ihm die Müdigkeit anzusehen war. Der Geruch von Desinfektionsmittel umgab ihn.

»Herr Beck! Schön, Sie kennenzulernen.«

»Ganz meinerseits.« Jonathan nahm in Gustafsons Büro Platz. »Wobei mein Besuch weniger erbaulich ist.«

Gustafson hob vielsagend beide Augenbrauen. »Es ist auch für uns nicht leicht. Ein Strahlentoter in Grenoble! Sie wissen, dass die Reporter hier einfallen werden wie die Heuschrecken, sobald das publik wird.«

»Ist mir klar. Wie viele Personen wissen von dem Vorfall?«

»Bisher nur ein kleiner Personenkreis. Ich, Laura, Professor Hamilton, der die Nuklearmedizin leitet, und Petra, eine Laborassistentin, die eine Untersuchung für uns durchgeführt hat.«

»Was ist mit der Dame an der Pforte?«

Gustafson winkte ab. »Weiß nur vom Tod von Lauras Vater.«

»Okay. Das ist gut. Versuchen Sie bitte, den Vorfall so lange wie möglich unter Verschluss zu halten. Ich kann für meine Ermittlungen keinen Aufruhr gebrauchen.«

»So wenig wie wir.« Ein Seufzen. »Ich schaue, was ich tun kann. Aber jetzt werden Sie Fragen haben, oder?«

»Durchaus. Fassen Sie mal zusammen, was Sie haben.«

Das tat Erik Gustafson. Jonathan hörte sich die Geschichte ohne Unterbrechungen bis zum Ende an, dann erst stellte er seine Fragen. »Wie hoch war die Belastung des Toten?«

»Laut unseren Messungen fast sechs Sievert.«

»Sechs?« Jonathan glaubte es kaum.

»Ja.«

Das war extrem hoch. »Und Sie haben keine Ahnung, woher die Strahlung stammen könnte?«

»Nein. Laura war sogar extra im Wald, wo ihr Vater zuvor auf der Jagd war und das verstrahlte Wildschwein geschossen hat, aber sie konnte nichts finden – außer verstrahlten Tieren.«

»Tiere?«

»Ja. Tote Vögel und sogar einen Fuchs. Sie hat alles dokumentiert.«

»Dann muss ich sie unbedingt sprechen.«

»Das können Sie, sobald Laura zurück ist. Sie musste in die Tierklinik. Der Hund ihres Vaters. Zeigte auch Symptome akuter Verstrahlung, aber das weiß sonst niemand.«

»Okay. Und Sie haben wirklich keine Ahnung von der Quelle?«

»Null, Herr Beck. Herr Girard ist auch bisher der einzige Fall. Ich habe die Notaufnahmelisten geprüft und mich auf den Stationen umgehört. Keine Strahlensymptome. Was mich allerdings wirklich beunruhigt, und weshalb ich froh bin, dass Sie hier sind, ist das Ergebnis einer Untersuchung, die Petra von einer Hautprobe des Toten angefertigt hat. Sie konnte das Uranisotop 232 am Toten feststellen.«

»Zweihundert*zwei*unddreißig?«

»Korrekt, Herr Beck.« Der Mediziner musterte Jonathan aufmerksam. »Aufgrund Ihrer Betonung vermute ich, dass Sie damit etwas anfangen können.«

»Durchaus. Das ist mein Job. Ich bin nur ziemlich baff, weil Uran-232 selten vorkommt. Eigentlich nicht hier sein dürfte.« Jonathan schluckte. »Aber es erklärt ansatzweise die hohe Strahlendosis, der der Tote ausgesetzt war, denn das Radioisotop setzt beim Zerfall hochenergetisch durchdringende Gammastrahlung frei.«

»Das habe ich nachgelesen. Es hat eine Halbwertszeit von rund siebzig Jahren und zerfällt am Ende zu Blei.«

»Und kommt eigentlich nur als Nebenprodukt in Flüssigsalzreaktoren vor.« *Wie dem in Villeneuve …*

Wieder dieser durchdringende Blick des Mediziners. »Sie sehen aus, als hätten Sie einen Geist gesehen.«

»Entschuldigen Sie, ich bin nur stutzig, weil ich an einem anderen Fall arbeite, bei dem es um Uran-232 gehen könnte.«

»Darf ich fragen, an welchem Fall Sie arbeiten??«

»Dürfen Sie, aber ich darf Ihnen nicht konkret antworten.«

»Verstehe. Dann gern allgemein. Flüssigsalzreaktoren, sagen Sie? Ich dachte, die wären noch gar nicht in Betrieb.«

»Ja … und das ist der Punkt.« Jonathan strich sich über das Gesicht. »Was wissen Sie über Flüssigsalzreaktoren?«

»Nicht viel. Hab nur mal gelesen, dass man sie als Dual Fluid Reaktoren bezeichnet und besonders in Indien erforscht. Sie sollen die Zukunft der Kernenergie sein.«

»Das sagt man. Und auch das mit Indien stimmt. Indien nimmt zusammen mit China eine Vorreiterrolle ein, weil Thorium eingesetzt wird, das dort – im Gegensatz zu Uran – häufig vorkommt. Generell gibt es weltweit ein viel höheres Thorium-Vorkommen. Übrigens auch in Norwegen.«

»Spannend.«

»Durchaus. Und ein Flüssigsalzreaktor ist an sich recht einfach erklärt. Man hat zwei Kreisläufe: Im einen ein Kühlmittel – meist Blei – und im anderen das Flüssigsalz, in dem die radioaktiven Stoffe gelöst sind. Man verwendet überwiegend das nicht spaltbare Thorium. Durch einen Neutroneneinfang entsteht das spaltbare Uran-233. Wenn das zerfällt, werden im Mittel wieder zwei Neutronen frei, die den Vorgang am Laufen erhalten, bis das Thorium verbraucht ist. Man nennt das auch einen *schnellen Brüter.«*

»Heißt: Im Salz kommt es zur kontrollierten Kernspaltung, das Blei erhitzt sich durch die freigewordene Energie und gibt die Wärme über Wärmetauscher ab?«

»Genau. Damit werden – wie bei herkömmlichen Reaktoren – Turbinen über Wasserdampf betrieben, um Strom zu erzeugen.«

»Aha. Und was ist dann das Besondere an diesen Thorium-Reaktoren?«

»Dass man das Thorium erst umwandeln muss. Das kann man mit altem Atommüll bewerkstelligen, der Neutronen abgibt. Somit entsteht aus dem Thorium eben das spaltbare Uran-233. Und da wird es spannend, denn dieser Designprozess könnte eine Lösung für das bisherige Atommüllproblem sein. Aktuell hat man keine Verwendung für die ganzen alten Brennstäbe. Für Flüssigsalzreaktoren könnte man sie aber gewissermaßen recyclen. Außerdem sind die Reaktoren deutlich sicherer, da keine konkrete Explosionsgefahr entsteht wie bei den Siedereaktoren. Vereinfacht kann man sagen: Der Reaktor moderiert sich in der Theorie selbst. Aber so gut das klingt, es ist auch

nicht der Heilige Gral der Atomenergie, denn das entstehende Uran-233 kann zur Herstellung von Atombomben missbraucht werden, und Uran-232 entsteht leider auch als Nebenprodukt im Salz. Und das wiederum strahlt zwar nicht so lange wie der bisherige Atommüll, aber die Gammastrahlung setzt viel Wärme frei. Der Müll müsste also auf Dauer gekühlt werden.«

Gustafson nickte verstehend. »Man hätte also weniger Atommüll, aber dafür gefährlicheren.«

»Ja.«

»Ich sehe schon: ein komplexes Feld.«

»Ja, sehr komplex, und ich bin auch kein Atomphysiker, sondern nur für die Sicherheit von Kernkraftwerken verantwortlich. Ich bräuchte also erst mal Ihre Testergebnisse, gerade von dem Uran. Außerdem müsste ich mit Frau Girard reden. Wenn es irgendwo hier in der Gegend dieses Radioisotop gibt, müssen wir es dringend finden.« *Und woher es stammt.*

»Selbstverständlich. Ich hole Ihnen gleich die Unterlagen aus dem Büro des Professors – und einen Kaffee vielleicht?«

»Oh ja. Schwarz mit Zucker. Und ein stilles Wasser, wenn möglich.«

»Das sollte kein Problem sein. Und Laura ruf ich an. Sie müsste eigentlich schon längst wieder hier sein, aber Sie müssen Ihr die Verspätung bitte nachsehen. Ihr Vater … war nicht so schön.«

Jonathan nickte nur wissend und schloss die Augen, nachdem Gustafson das Büro verlassen hatte. Es summte hinter seiner Stirn, als würde ein Bienenschwarm durch seinen Kopf fliegen. Er musste wieder an seinen Traum denken, an seine verstrahlte Haut, die Blasen, die Nässe, die dunkle, geschwollene Zunge.

Uran-232 in Grenoble. Dazu ein Strahlentoter samt Hund, verendete Wildtiere und eine Ärztin, die er in jenem Traum in einem Strahlenschutzanzug gesehen hatte. Was bitte ging hier vor? In welchem Alptraum war er gelandet?

Als sich die Aufzugtüren hinter Laura schlossen, um sie in den zweiten Stock zu befördern, brach sie beinahe in Tränen aus. Den ganzen Tag quälten sie schon Heulanfälle. »Papa«, wisperte sie in die leere Kabine.

Sie hatte noch nicht begriffen, dass er gegangen war. Einfach so. Ohne Vorwarnung. Wie schnell sich das Leben in Sekunden ändern konnte. Sie musste an ihr gemeinsames Frühstück denken, ihr letztes gemeinsames Frühstück, und sie hatte ihm den Kuchen weggegessen …

Wieder quälte sich ein Schluchzer über ihre Lippen, doch Laura

würgte ihn ab und wischte sich die Tränen aus den Augenwinkeln. Es half alles nichts. Ein Herr Beck von der Atombehörde wartete auf sie, und dem würde sie Rede und Antwort stehen. Sie wollte selbst herausfinden, wie es zu Alains Tod gekommen war.

»Also, reiß dich zusammen!«, sagte sie zu ihrem verschwommenen Spiegelbild im krausen Metall der Aufzugkabine. »Immerhin lebt Fridolin noch.« Überraschenderweise war der Hund stabil. Er hatte sogar mit dem Schwanz gewedelt, als er Laura gesehen hatte. Das Tierklinikum wollte ihn aber noch mindestens eine weitere Nacht zur Überwachung behalten. Laura war froh darum. Was sollte sie jetzt auch mit Fridolin anfangen? Sie kam ja nicht mal mit sich selbst zurecht …

Die Fahrstuhltüren öffneten sich, und Laura atmete zweimal tief durch. Dann ging sie erhobenen Hauptes zu Eriks Büro. Sie klopfte und trat sofort ein.

Ein Kerl in ihrem Alter blickte von Unterlagen auf. Ein seltsamer Ausdruck lag in seinen Augen, den Laura noch nie bei jemandem gesehen hatte. Ansonsten wirkte der Kerl sympathisch. Raspelkurzer Haarschnitt, gepflegter Drei-Tage-Bart, legere Kleidung, die seine sportliche Figur betonte. Am besten gefielen ihr die Lachfältchen, die sich um seine Augen andeuteten.

Auch Erik war da und sprang sofort auf. »Laura! Darf ich vorstellen? Das hier ist Herr Beck von der internationalen Atomenergie-Behörde.«

Laura nickte. »Sehr erfreut.«

»Herr Beck, das ist meine Kollegin, Doktorin Girard.«

Beck nahm ihre Hand und schüttelte sie. »Die Freude ist ganz … ganz meinerseits.«

Immer noch dieser bohrende Blick … »Ähm, ja.« Sie versuchte, darüber hinwegzugehen und entzog ihm ihre Finger. »Hier bin ich. Ihr habt schon miteinander gequatscht, wie ich an den leeren Kaffeetassen sehe?«

»Ja. Über Flüssigsalzreaktoren und Uranisotope«, antwortete Erik.

»Klingt spannend. Und worüber wollen Sie nun mit mir reden, Herr Beck?«

Er musterte sie immer noch und schluckte, dann schien er sich im Griff zu haben. »Zuallererst über Ihre Funde im Wald, Frau Girard.«

»Die toten Tiere.«

»Ja. Ich würde gern Bilder davon sehen.«

»Klar.« Sie zeigte sie ihm auf ihrem Handy, und er nahm sich wirklich ausgiebig Zeit, jedes Bild genauestens zu betrachten.

»Ich habe auch zu jedem Bild die entsprechende Geoposition gespeichert«, fügte sie hinzu.

»Das ist umsichtig. Sehr gute Arbeit.« Noch einmal navigierte er

durch die Bilder, zoomte eins auf und schüttelte nachdenklich den Kopf. »Komisch, komisch. Sogar ein Fuchs. Die sind ja für ihre Reviere bekannt. Die Strahlenquelle muss also höchstwahrscheinlich im Wald sein.«

»Da war aber nichts.«

»Zumindest nicht dort, wo Sie gesucht haben.« Er zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Das war kein Vorwurf, Frau Girard. Ich bin überhaupt erstaunt, dass Sie sich auf die Suche begeben haben.«

»Was hätte ich sonst tun sollen?« Ihre Stimme war eine Spur zu scharf. »Es ging um das Leben meines Vaters.« Ihr Zorn ebbte genauso schnell ab, wie er hochgekocht war. Stattdessen wollte sie ein Heulanfall packen, aber sie beherrschte sich.

»Natürlich.« Der Kerl sah sichtlich angefasst aus. »Mein Beileid übrigens.«

»Danke.«

Stille. Mitleiderfüllte Stille, die Laura furchtbar fand. Wahrscheinlich lag es daran, dass sie aufs Handy deutete und sagte: »Wenn Sie wollen, fahren wir noch einmal raus. Ich zeige Ihnen die Umgebung und beantworte unterwegs all Ihre Fragen.«

»Würden Sie das wirklich tun?«

»Warum sollte ich nicht?«

Er hob die Achseln. »Ihr Vater ...«

»Ist tot und wird nicht wieder lebendig. Aber je schneller wir die Strahlenquelle finden, desto eher retten wir Leben.«

»Damit haben Sie recht.« Er blickte für einen Moment zum Fenster hinaus, bevor er fragte: »Haben Sie Strahlenschutzanzüge hier?«

Erik nickte. »Im Keller. Kann ich Ihnen besorgen.«

»Dann bitte zwei. Oder wollen Sie auch mit?«

Erik schüttelte für Lauras Geschmack ein wenig zu schnell den Kopf. »Ich ... ich habe hier wirklich viel zu tun. Bitte entschuldigen Sie.«

Beck nickte nur. »Kein Problem. Wir schaffen das auch zu zweit. Oder, Frau Girard?«

»Selbstverständlich.« Dass er sie bei seinen Worten wieder so komisch anstarrte, ignorierte sie einfach. Vielleicht erinnerte sie ihn an jemanden. An eine Ex oder die erste große Liebe. Manchmal gab es ja so verblüffende Ähnlichkeiten, die Leute ganz schön aus der Bahn warfen, wenn sie den Doppelgänger trafen.

Für Laura zählte in jedem Fall nur eines: seine Fachkompetenz. Und die strahlte er aus, zusammen mit einer gehörigen Portion Selbstvertrauen. Herr Beck schien ein Mann der Tat zu sein, und so jemanden brauchte sie, um herauszufinden, was ihrem Vater zugestoßen war.

11



Frankreich, nördlich von Grenoble

Die Ärztin hatte angeboten zu fahren, was Jonathan dankend angenommen hatte. Nach seinen dreihundert Kilometern quer durch Frankreich und dem grauenhaften Alptraum in der Nacht war er müde. Frau Girard sah zwar nicht fitter aus, aber sie sprühte vor Aktionismus. Wahrscheinlich brauchte sie den, um den plötzlichen Tod ihres Vaters zu verarbeiten.

Der schicke Kleinwagen mit Ledersitzen glitt vom Klinikparkplatz und fuhr durch eine edle Wohngegend von Grenoble. Jonathan mochte den französischen Flair, allerdings wanderte sein Blick ständig zu der Blondine. Er hatte immer noch keine Ahnung, wie er nachts zuvor von ihr hatte träumen können. Hatte er sie doch schon einmal irgendwo gesehen? Jemand Ähnlichen? Er konnte sich nicht daran erinnern, aber das hieß nichts. Manches blieb nur im Unterbewusstsein hängen, und man konnte sich noch so sehr anstrengen, es wieder hervorzuholen. Oder es gab doch so etwas wie eine Vorahnung.

Laura warf auch ihm einen fragenden Blick zu. »Warum schauen Sie mich eigentlich immer so an? Erinnere ich Sie an jemanden?«

Jonathan räusperte sich. »Nein … Ja, die Ähnlichkeit ist einfach verblüffend.«

Die Andeutung eines Lächelns. »Gute Erinnerungen?«

Jonathan wollte den Kopf schütteln, sagte aber dann doch: »Ja.«

»Das freut mich.« Sie konzentrierte sich einige Zeit auf die Straße, bevor sie fragte: »Wollen Sie ein wenig von sich erzählen? Arbeiten Sie hier in der Gegend, weil Sie so schnell Zeit hatten?«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Unser Büro liegt zwar in Wien, aber ich habe keinen festen Arbeitsort. Bin eigentlich immer unterwegs. Heute morgen war ich noch am Genfersee.«

»Nette Gegend. Was hat sie dorthin geführt?«

»Die baldige Eröffnung eines Atomkraftwerks. Flüssigsalzreaktor, wie ich Ihrem Kollegen vorhin schon erzählt habe.«

»Und da fahren Sie hin und schauen sich das an?«

»So ungefähr. Die IAEO kontrolliert und gibt Empfehlungen ab. Hochtrabend formuliert: Wir sollen den Beitrag der Kernenergie zu

Frieden, Gesundheit und Wohlstand weltweit beschleunigen und vergrößern.«

»Also pro Kernkraft?«

»Definitiv. Aber für mich geht es um den Schutz unserer Erde. Ich habe ein paar Jahre in einem Kraftwerk gearbeitet und mich dort bezüglich der Sicherheit ausbilden lassen. Es ist manchmal schon irre, was man da so erlebt.«

Ein kritischer Blick. »Ist es so schlimm?«

»Sagen wir es so: Es wird besser, aber nur sehr, sehr langsam.«

»Ach, kommen Sie. Wenn Sie schon miese Zustände andeuten, dann will ich auch eine Anekdote hören.«

Jonathan lächelte. »Also gut. Ein Beispiel: Es gibt Druckwasserreaktoren der dritten Generation. Die wurden nach Nine-Eleven konstruiert und gebaut. Für diese Anlagen gelten hohe Sicherheitsanforderungen. Der Reaktor hält beispielsweise einem Verkehrsflugzeug stand. Die Außenhülle ist doppelt gesichert, wir nennen das auch manchmal Betonkathedralen.«

»Okay. Klingt so, wie man das sich mit gesundem Menschenverstand vorstellt.«

»Ja, aber jetzt schauen wir uns das Gebäude neben dem Reaktor an. Dort werden die alten Atombrennstäbe in einem Becken temporär gelagert, bis sie in ein Endlager abtransportiert werden. Das ist übliche Praxis. Nur damit Sie einen Anhaltspunkt haben: Jährlich werden rund zehn Tonnen Plutonium durch Frankreich geschippert. Sogar durch Wohngebiete! Wir sind auch erst darauf aufmerksam geworden, nachdem Greenpeace mit einer Aktion die Presse aufgescheucht hat.«

Die Ärztin hob eine Augenbraue. »Sie meinen, radioaktives Plutonium?«

»Genau. In Lastwagen. Greenpeace hatte die Transporte beobachtet und Routen samt Zeiten aufgestellt. Da läuft es Ihnen kalt den Rücken runter, wie leicht man einen solchen Transport überfallen könnte. Aber darauf wollte ich nicht hinaus, sondern auf das Gebäude mit den Brennstäben.«

»Ach, die Anekdote kommt erst noch?«

»Oh ja. Und zwar hatte das Lager ein recht spannendes Dach.«

»Lassen Sie mich raten: keine doppelt gesicherte Außenhülle?«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Viel profaner.«

»Ziegel?«

»Nein … noch profaner.«

Ein irritierter Blick. »Wie geht es noch profaner?«

»Mit Wellblech.«

Stille.

»Nicht Ihr Ernst!«

»Doch. Man hat in Frankreich die Brennstäbe in einer Art Garage mit Wellblechdach gelagert. Ist nur ein paar Jahre her.«

Die Ärztin blies die Wangen auf. »Das hätte ich jetzt nicht gedacht.«

»Wir auch nicht. Und um solche Dinge kümmere ich mich.«

»Okay, ich hoffe, am Genfersee hat man besser gebaut.«

Ein mildes Lächeln. »Durchaus. Dort untersuche ich eher ein Mysterium. So wie hier.«

Neugierde schlich sich in ihren Blick. »Was ist passiert?«

»Das ist es eben: nichts. Man hat zwar erhöhte, aber noch unbedenkliche Strahlenwerte an den Grenzen gemessen, und im Netz kursieren Gerüchte über einen Unfall, aber vor Ort ist alles in bester Ordnung. Ich habe mich mit eigenen Augen davon versichert.« Jonathan fuhr sich durch den Bart. Er wusste, dass er damit schon fast zu viel gesagt hatte, aber irgendwie vertraute er der blonden Ärztin. Nein, vertrauen war das falsche Wort. Irgendwie verspürte er eine richtige Verbindung zwischen ihnen. Fast so wie im Traum, wo es gewirkt hatte, als würden sie sich bestens kennen.

Der Gedanke ließ ihn seufzen. »Was mich am meisten stutzig macht, ist das Uran-232, das Ihr Kollege gefunden hat.«

»Warum?«

»Weil es nur selten vorkommt, unter anderem in Flüssigsalzreaktoren wie dem am Genfersee.«

Ihr Blick traf ihn. »Sie meinen, es gibt eine Verbindung zwischen Ihrem Fall und dem Tod meines Vaters?«

»Keine Ahnung. Ich muss es zumindest in Erwägung ziehen.«

»Aber ist es denn möglich? Kann Strahlung sich so weit verbreiten?« Die Ärztin winkte schon ab und gab die Antwort selbst: »Klar kann sie das. Man muss ja nur an Tschernobyl denken. Damals war der halbe Kontinent betroffen.«

»Wegen des Wetters. Winde sind der größte Feind bei solchen Katastrophen. Tschernobyl war natürlich ein Sonderfall. Durch den bauartbedingten Graphitbrand gelangten Unmengen an flüchtigem und gasförmigem Material in die Atmosphäre, hauptsächlich Jod und Cäsium. Wechselnde Luftströmungen verteilten den Fallout fast über der gesamten nördlichen Halbkugel, wobei Frankreich weniger betroffen war. Österreich hat es extrem erwischt, dicht gefolgt von Bayern.« Jonathan schürzte die Lippen, weil er wie ein Lehrer klang. »Entschuldigen Sie, ich schweife etwas ab. Um auf Ihre Frage zurückzukommen: Ich habe heute Morgen vor meiner Abfahrt die Wetterdaten geprüft. Wir hatten in den letzten Tagen keine Winde vom Genfersee Richtung Grenoble. Selbst wenn etwas passiert wäre, passt das nicht.«

»Sie haben also auch keine Ahnung, wie dieses Uran an meinen

Vater gekommen ist?«

»Nicht den blassesten Schimmer. Deswegen müssen wir die Strahlenquelle finden. Vielleicht hat jemand was gestohlen.«

»Und ist damit durch Frankreich gereist? Ist das denn möglich?«

»Oh ja. Das ist sogar mehr als wahrscheinlich. Wir gehen seit Jahren von einem organisierten Schwarzhandel mit radioaktiven Stoffen aus. Es gibt sogar Software zur Errechnung von möglichen Handelsrouten und Transportmöglichkeiten.«

Ein kritischer Blick. »Aber kommt man denn an solche Materialien ran?«

»Durchaus. Kobalt-60 wird beispielsweise in der Landwirtschaft eingesetzt, um Saatgut zu sterilisieren. In anderen Industriezweigen kommen weitere radioaktive Materialien zum Einsatz. Cäsium-137, Iridium-192, Uran und so weiter. Auch Cäsium-Chlorid ist so ein Kandidat. In der Pseudomedizin wird das Salz zur Behandlung von Krebs verwendet.«

»Das hab ich schon gehört. *High ph-therapy*. Man glaubt, dass in Tumorzellen ein niedrigerer PH-Wert herrscht als in gesunden Zellen, den man durch das Cäsium anheben kann, um die Zelle zu zerstören. Allerdings gibt es keine wissenschaftlichen Nachweise dafür.«

Jonathan nickte. »Man kann sich nicht vorstellen, auf welche Ideen manche Leute kommen. Ich habe erst kürzlich gelesen, dass der russische Präsident regelmäßig in Hirschgeweihblut gebadet haben soll, weil es angeblich heilende Fähigkeiten besitzt.«

»Jaja, die Russen mal wieder.«

Beide schwiegen einige Sekunden lang, bis die Ärztin ihm etwas umständlich eine Hand entgegenstreckte und sagte: »Laura.«

Jonathans Herz schlug schneller. *Laura* … »Äh, ja. Jonathan.« Er erwiderte den Händedruck und lächelte schief.

Das ließ auch sie lächeln und schnippisch sagen: »Dir wird nicht so oft das Du angeboten, oder?«

»Nicht wirklich. Die meisten sind eher froh, wenn ich wieder weg bin.«

Sie lachte auf. Hell und klar, wenn auch nur kurz, denn sie hatten mittlerweile die Stadt hinter sich gelassen und sahen in der Ferne einen dunklen Streifen: den Wald von Grenoble. Den Wald, in dem das Unheil auf sie wartete.

Laura parkte wieder direkt auf dem Holzplatz, wie tags zuvor. Jonathan hatte derweil aus seinem Rucksack einen deutlich moderneren Geigerzähler geholt, als sie ihn im Klinikum hatten, und eingeschaltet. »Minimal erhöhte Strahlung, aber nicht auffällig«, sagte

er noch im Wagen.

»Wie gestern.«

»Wir nutzen trotzdem zusätzlich das Dosimeter. Du warst gestern schon hier, ich will auf Nummer sicher gehen.« Er zerrte ein zweites Messergerät hervor, das er ihr reichte. Sie konnte es an einem Band um den Hals hängen.

»Was ist eigentlich der Unterschied?«, fragte sie neugierig.

»Das Radiodosimeter addiert die Strahlung, damit wir wissen, wie viel wir beim jetzigen Besuch abkriegen. Der Geigerzähler zeigt nur eine Momentaufnahme der aktuellen Strahlenbelastung.«

»Ah, Stichpunkte Abstandsquadrat und Zeitintervall.«

Jonathan grinste. »Du kannst gleich bei uns anfangen.« Dann stieg er aus, holte die Schutzanzüge und wedelte damit herum. »Nach Vorschrift müssten wir die anziehen.«

»Aber?«

»Na ja«, er zeigte auf ihr Dosimeter, »bei der Belastung ist das überflüssig. Vor allem, wenn es wirklich Gammastrahlung von Uran-232 ist, bringt der Anzug gar nichts. Mein Vorschlag: Wir sehen uns erst um, danach berge ich mit Anzug die toten Tiere.«

»Wir«, korrigierte sie.

»Okay. Dann zusammen, aber erst mal übernimmst du die Führung.« Er zeigte einladend auf das Dickicht.

Laura nickte nur und ging voraus. Sie musste zugeben, dass ihr Jonathan gefiel. Seine Art war angenehm, und wie viele Männer überließen schon freiwillig einer Frau die Führung? Er schien in der Hinsicht recht modern und aufgeschlossen zu sein. Und einen guten Humor besaß er auch.

Mehr Gedanken in diese Richtung erlaubte sie sich aber nicht, denn sie entdeckte bereits einen weiteren toten Vogel, der am Vortag nicht am Boden gelegen hatte. Jonathan ging daneben in die Hocke. Er maß mit dem Geigerzähler und fertigte Fotos an, bis sein Blick ihren suchte und fand.

»Gleiches Bild wie gestern?«

Laura nickte nur. Der Anblick des toten Tieres brachte die Bilder an ihren Vater zurück. Wie er im Krankenbett gelegen hatte, seine Hand in ihrer behandschuhten, und dann einfach eingeschlafen war. Sie spürte Tränen und wandte sich ab.

Jonathan sagte nichts, gab ihr Zeit und wartete einfach, bis sie sich wieder gefangen hatte. »Entschuldigung«, murmelte sie und schniefte.

Auch das kommentierte er nicht, sondern zeigte zur Waldkante, wo ein zweites Tier lag. »Ist dir schon aufgefallen, dass beide in die gleiche Richtung liegen?«

Laura furchte die Stirn. »Stimmt. Mit dem Schnabel Richtung Süden. Bedeutet das was?«

»Keine Ahnung.« Er stapfte los, betrachtete den zweiten Vogel und wollte dann den Fuchs sehen. Mit Hilfe der Geoposition hatten sie ihn zügig erreicht. Auch er lag Richtung Süden auf dem Waldboden.

Jonathan blickte in die entgegengesetzte Richtung, aus der die Tiere gekommen sein mussten. »Was liegt da nördlich vom Wald?«

Laura überlegte kurz. »Felder. Danach wieder Wald. Also das Gelände fällt ab, steigt an und fällt dann wieder ab zu einem bewaldeten Taleinschnitt. Früher gab es dort einen Wanderweg, aber vor Jahren ist ein Hang abgesackt, und danach hat man den Weg nie saniert.«

»Okay.« Jonathan kratzte sich am Kopf. »Wollen wir mal in die Richtung gehen?«

»Klar.« Laura übernahm wieder die Führung und stapfte bis zum Waldrand. Anschließend überquerten sie ein Feld und drangen wieder in den Wald ein. Der Geigerzähler begann dort häufiger zu knacken. Ein stummer Blickkontakt, ein Nicken, und weiter ging es den Hang hinauf.

Laura kam aus der Puste und begann zu schwitzen. Sie war froh, dass sie keine Anzüge, Schutzbrillen und Masken angezogen hatten. Sie wären darunter verreckt, obwohl es erst April war.

»Dort oben gibts einen Aussichtspunkt«, stieß sie zwischen zwei Atemzügen hervor. »Ein Relikt vom alten Wanderweg. Müsste noch intakt sein.«

Auch Jonathan schnaufte schwerer. »Okay. Aussicht ist immer gut.«

Schweigend gingen sie weiter, fanden noch drei tote Vögel und erreichten schlussendlich den verwachsenen Trampelpfad, der nur zu erkennen war, wenn man ihn kannte.

Der Geigerzähler gab weiteres Knistern von sich.

Jonathan checkte kurz Lauras Dosimeter, mit einem ernsten Ausdruck im Gesicht. »Noch im Rahmen, aber die Dosis steigt. Wir sollten einen Zahn zulegen.«

»Dann los!« Sie zwängte sich zwischen den Nadelästen der Kiefern hindurch und drang tiefer in den Wald ein.

Wieder war es so unheimlich still, worauf Laura Jonathan aufmerksam machte. »Stimmt«, sagte er erstaunt. »Jetzt, wo du es sagst. Ich hatte mir schon die ganze Zeit gedacht, dass was nicht normal ist.«

»Die Tiere sind geflohen«, mutmaßte sie. »Die haben gespürt, dass was nicht stimmt.«

»Scheint so.« Jonathan musterte angestrengt das Dickicht zwischen den Kiefern. »Komm! Weiter! Irgendwie schrillen auch bei mir langsam die Alarmglocken.«

Schweigend folgten sie dem Pfad, stiegen über Wurzeln und

Moose, kamen an Sträuchern und fahlen Pilzen vorbei, bis sich der Wald plötzlich lichtete. Vor ihnen lag ein kurzer Anstieg, gesäumt von grauen Findlingen.

»Das ist es!« Laura zeigte zum höchsten Stein hinauf. »Von dort hat man einen super Blick nach unten ins Tal.« Schon eilte sie los, legte die letzten Meter zurück und erklomm die Gruppe von Findlingen.

Jonathan rief, dass sie warten sollte, aber irgendwas trieb sie an. Etwas, das die Tiere in die andere Richtung getrieben hatte?

An einer Steinkante zog sie sich aufs letzte Plateau und stemmte sich hoch.

Der Anblick war atemberaubend. Der Kiefernwald in der Talsenke leuchtete prächtig im Sonnenschein in wunderbaren Herbstfarben; fuchsrot und rostbraun, durchsetzt von fahlen, gelben Flecken.

Jonathan erklomm neben Laura das Plateau. Ihm entwich ein harter Atemzug, denn er traute seinen Augen nicht. Die Kiefern in der Senke waren großteils rot verfärbt. Kiefern! Immergrüne Kiefern!

Er hatte so etwas bisher nur auf Fotos gesehen: vom roten Wald aus Tschernobyl.

Ihm wurde heiß und kalt zugleich. Auch der Geigerzähler brüllte los, als er ihn in Richtung Talsenke hielt.

»Zurück!«, schrie er und zerrte Laura schon vom Plateau herunter.

Sie sah ihn verständnislos an. »Was ist hier los?«

»Strahlung! Enorme Strahlung! Los, weg!« Er hastete den Weg zurück, bis der Geigerzähler wieder zur Ruhe kam. Dort blieb Jonathan schwer schnaufend stehen. »Das ist unmöglich!«

Laura konnte ihm nicht folgen. »Was ist unmöglich?«

»Die Rotfärbung! Das gab es damals nur in Tschernobyl. Der Kiefernwald in der Nähe des Kraftwerks hat Unmengen radioaktiver Strahlung aufgenommen und ist in kürzester Zeit abgestorben. Dabei hat er sich rotgefärbt! Es war eines der Wahrzeichen des Reaktorunfalls, bis man den Wald wegen der Belastung und der Brandgefahr abgeholzt hat.«

Laura sah ihn immer noch verständnislos an, dann langsam zurück zu den Findlingen, hinter denen der rote Wald verschwunden war. »Also haben wir die Quelle gefunden.«

»Zumindest den Ort.« Jonathan strich sich Schweiß von der Stirn. »Der ganze Bereich muss schnellstmöglich abgeriegelt werden. Niemand darf da rein!« Er griff nach dem Dosimeter an Lauras Hals und schluckte. »Wirklich niemand! Ich ruf meine Chefin an!« Er zückte schon sein Handy, als es einen Klingelton von sich gab.

Jonathan blickte es irritiert an.

»Was ist?«, fragte Laura angespannt.

»Ein Nachrichtenalarm.« Er entsperrte das Display und öffnete die App der Neuen Zürcher Zeitung. Ein Bericht ploppte auf, und Jonathan spürte, wie ihm jegliche Farbe aus dem Gesicht wich.

»Schlechte Nachrichten?«, fragte sie und versuchte, einen Blick aufs Handy zu erhaschen, was ihr aber wegen einer Sichtschutzfolie aus ihrem Winkel nicht gelang.

»Ganz schlechte Nachrichten.« Er hielt ihr das Handy gerade hin.

Auch Laura wurde blass. Laut las sie vor: »EILMELDUNG: Offenbar kam es bei der Inbetriebnahme des Reaktors zwei des Flüssigsalzreaktors von Villeneuve am Genfersee vor wenigen Minuten zu einer Nuklearkatastrophe unbekannten Ausmaßes. Bitte bewahren Sie Ruhe. Bleiben Sie vorerst zuhause, schließen Sie Fenster, Türen und Rollläden und warten Sie auf weitere Anweisungen seitens der Polizei. Wir halten Sie auf dem Laufenden.«

12



Frankreich, nördlich von Grenoble

»Ich will umgehend mit dem Sicherheitschef sprechen!«, bellte Jonathan ins Handy. »Ja! Internationale Atomenergie-Organisation! Ich war die letzten Tage bei Ihnen vor Ort! Beck! Jonathan Beck!«

Er schloss die Augen, schirmte mit der flachen Hand das Mikro ab und meinte zu Laura: »Man kann es nicht glauben! Die Frau hat die Ruhe weg.«

Laura konnte nur mit den Achseln zucken und blickte wieder Richtung Talsenke. Dabei kontrollierte sie das Dosimeter.

Dann endlich: »Ich stelle Sie zu Herrn Stein durch, Herr Beck. Augenblick.«

»Danke!« Er konnte nur den Kopf schütteln und sich dabei die Unterlippe kneten. Was bitte ging bei denen vor sich?

»Ja?«, grüßte Stein und klang genervt. »Sie wissen schon, dass Sie mich eben aus einem wichtigen Meeting geholt haben.«

Jonathan klappte der Mund auf und wieder zu. »*Wichtiges Meeting?*«, presste er hervor. »Haben Sie schon die Nachrichten gelesen?«

»Ja! Neue Züricher Zeitung. Darum ging es gerade.« Sein Ärger war nicht zu überhören.

»Und was bitte sagen Sie dazu? Was ist los bei Ihnen?«

»Nichts!«, knurrte Stein. »Das ist es ja. Wir haben weder eine nukleare Katastrophe noch einen GAU noch eine Inbetriebnahme! Herrgott, Sie haben doch selbst die Zeitpläne geprüft! Wir starten in drei Tagen!«

Das war korrekt. Zumindest stand es so in den Protokollen. »Und wie kommt die Zeitung dann auf die Idee, von einer Inbetriebnahme samt GAU zu berichten?«

»Keine Ahnung, Herr Beck! Das muss wieder so eine Aktivistenaktion gegen uns sein.«

»Von der Neuen Züricher Zeitung? Die gelten als renommiert!«

»Das weiß ich selbst, ich habe sie abonniert. Ich habe keine Ahnung, was das soll. Und jetzt entschuldigen –«

»Nein, Herr Stein. Sie hören mir jetzt zu! Ich muss nämlich noch etwas wissen.«

Ein kurzer Moment der Stille, dann ein tiefer Atemzug. »Was denn, Herr Beck?«

»Uran-232. Gibt es bei Ihnen irgendwelche Vorkommnisse diesbezüglich?«

»Noch nicht, wieso?«

»Weil ich heute Morgen nach Grenoble gefahren bin. Ich habe hier einen Strahlentoten und ein verstrahltes Waldstück. Fuchsrote Kiefern! Sie wissen, was das bedeutet.«

Stille. Dann leise: »In Grenoble?«

»Ja, verdammt. Erste Analysen haben Uran-232 nachgewiesen! Können Sie sich das erklären?«

»Nein, Herr Beck. Ich habe keine Ahnung, wie das Isotop nach Grenoble kommen sollte. Eines weiß ich aber sicher: Es stammt definitiv nicht von uns. Wir sind noch nicht am Netz! Herrgott, was läuft da für ein großer Haufen Scheiße?«

»Das versuche ich herauszufinden. Sie haben also keine Lecks, keine Diebstähle, nichts?«

»Nein! Bei uns ist alles sauber!«

Irgendwie glaubte Jonathan dem Sicherheitschef. »Okay. Ich bitte Sie trotzdem, sich zu melden, sollten Sie irgendwas erfahren!«

»Das mache ich, darauf können Sie Gift nehmen! Ich habe so viel Arbeit in das Kraftwerk gesteckt, ich lass mir das Projekt doch nicht auf der Zielgerade von irgendwelchen Verrückten torpedieren! Guten Tag noch!«

Jonathan ließ das Handy sinken und wusste im ersten Moment nicht so recht, was er von dem Telefonat halten sollte.

»Und?«, fragte Laura. Sie war gespannt wie eine Feder.

»Nichts. Er sagt, bei ihnen wäre nichts passiert. Sie starten wie angekündigt erst in ein paar Tagen.«

»Das kann doch nicht sein! Glaubst du das?«

Jonathan zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht, was ich noch glauben soll. Überzeugend klang er auf jeden Fall, und ich war ja gerade dort. Ich rufe jetzt erst mal meine Chefin an, damit die Region hier umgehend gesperrt wird.«

Und das tat er, doch Nicole wollte es genauso wenig glauben wie er. »Uran-232?«, fragte sie entgeistert. »Unmöglich.«

»Ja, aber der Test war eindeutig. Ich kann dir die Daten hochladen!«

»Schon okay, ich glaub dir ja. Ich versteh es nur nicht. Aber ich informiere umgehend die örtlichen Behörden und schicke dir ein Team zur Verstärkung. Und was ist bitte in Villeneuve los?«

»Das frage ich mich auch. Ich habe eben mit dem Sicherheitschef telefoniert. Nichts ist los, sagt er.«

»Das sagen sie uns auch. Und ich muss es bestätigen. Wir messen

keine erhöhte Strahlung am Genfersee.«

»Immerhin.« Jonathan atmete tief durch. »Gut, ich lass dich weiter organisieren. Wir telefonieren später wieder.«

Er steckte das Handy weg und strich sich über das verschwitzte Gesicht. »Offenbar handelt es sich um eine PR-Aktion gegen das Kraftwerk.«

Laura hob eine Augenbraue. »Und was ist das da hinten? Ein Teil einer Pressestrategie?«

»Keine Ahnung, Laura.«

Die Antwort befriedigte sie nicht, stattdessen blitzte Zorn in ihren Augen auf. »Willst du mir gerade ernsthaft sagen, dass mein Vater wegen einer PR-Aktion gestorben ist?«

»Ich weiß es nicht!«

Beide funkelten sich an, dann hob sie entschuldigend die Hände. »Tut mir leid, das war nicht fair.«

»Schon gut.«

»Nein, nein, du kannst ja nichts dazu. Ich stelle es mir nur gerade vor: Jemand verseucht hier den Wald mit diesem Uranisotop, um eine Katastrophe zu simulieren, und ich sage dir, das wird klappen. Sobald in den Medien was von diesem verstrahlten Wald gebracht wird, dazu ein Toter, brennt die Hütte.«

Damit hatte sie recht. Spätestens dann würden die Medien sich überschlagen und jegliche Aussagen vom Kraftwerkbetreiber als Vertuschungsversuche betiteln. Das war ja schon öfter so vorgekommen, wie 1979 in Pennsylvania, als es zu einer Teilkernschmelze im Kernkraftwerk Three Mile Island gekommen war und der Betreiber lange beschwichtigte, dass keine Strahlung entwichen sei. Oder Tschernobyl, wo die Sowjetunion ihren Ruf als fehlerfreie Nation wahren wollte und den Westen nicht informierte, bis man in Norwegen erhöhte Strahlung registrierte. So verrückt es klang, es schien wirklich ein perfider Plan gegen die Atomenergie zu sein.

Er wollte etwas erwidern, als erneut sein Handy klingelte. Diesmal war es wieder Instagram. Urs Raali hatte ein neues Video hochgeladen.

Schwere Atemzüge. Dunkelheit. Urs' bärtiges Gesicht. Schnelle Schritte. »Leute!«, keuchte er. »Ich bin jetzt raus. Habs nicht mehr alleine im Keller ausgehalten. Ich hau jetzt ab. Allerdings springt der Bock nicht an. Scheißkarre. Und das Fahrrad ist auch platt.« Er schaute irgendwohin in die Dunkelheit, wo Hausfassaden von seinem Gerenne zu wackeln schienen. Er schluckte schwer. »Ich versuch, bis

zu meiner Schwester zu kommen und mit der zu fliehen. Wenn das klappt, haben wir noch zwei Plätze in ihrem Wagen frei. Meldet euch, falls ihr eine Mitfahrgelegenheit braucht! Hört ihr? Zwei Plätze sind frei!«

Plötzlich stolperte er, ein Schrei, das Bild wirbelte herum, ein Zittern, und dann blieb das Handy auf dem Boden liegen. Die Kamera filmte in den Himmel. Flammend rot beschienene Wolkenbäuche hingen tief. In der Ferne glitzerte etwas bläulich.

Urs’ Gesicht schob sich wieder in die Kamera. Blut glänzte auf seiner Stirn. »Scheiße!«, presste er hervor. »Ich bin gestürzt.« Vor Schmerzen verzog er das Gesicht, rappelte sich auf und blickte in die Richtung, aus der er vermutlich gekommen war. »Guter Gott!« Seine Augen wurden weit, das Weiß leuchtete in der Nacht. »Seht ihr das?« Er deutete mit dem Finger in die Ferne, dann zog er die Kamera nach.

Man sah einen blauen Schimmer am Nachthimmel, über den Hausdächern, der einen Strahl umwölkte, der lotrecht in die Wolken ragte.

Dann brach das Video ab.

Darunter stand diesmal nur: *#nucleardisaster #gau #Villeneuve #genfersee.*

Laura hob den Blick und musterte Jonathans ernste Gesichtszüge. »Und mit dem Typen hast du telefoniert?«

»Ja. Sogar per Video. Der sitzt in Zagreb und versucht, Kroatinnen aufzureißen. Seine Kollegen haben das polizeilich bestätigt.«

»Und wie erklärst du das dann?« Sie zeigte wieder aufs Handy.

»Überhaupt nicht. Es ist völlig verrückt. Siehst du diesen blauen Schimmer? Der kann durch atomare Strahlung entstehen. Tscherenkow-Strahlung nennt man das.« Er musterte sie wieder mit diesem komischen Blick, bevor er sich schüttelte, als wollte er eine Erinnerung vertreiben. »Wer auch immer diese Videos produziert hat, hat erstklassige Arbeit geleistet. Es ist unglaublich authentisch.«

»Aber im Video ist Nacht. Wir haben hingegen Nachmittag. Wirklich passen tut es nicht.«

»Das stimmt. Andererseits war es kein Live-Video, sondern nur ein Upload. Der kann zeitversetzt sein.«

»Aber welchen Sinn ergibt das? Und schau dir nur das Wetter an. Dichte Wolken.« Laura zeigte in den Himmel. »Wir haben blendenden Sonnenschein. Wie sieht es am Genfersee aus?«

»Moment.« Jonathan rief die Wetterapp auf und checkte das Wetter in Villeneuve. »Ebenfalls wolkenlos. Erst in den kommenden Tagen wird es bewölkt, und dann kommt Regen.«

»Siehst du! Das ergibt keinen Sinn. Allein daran kann man das Video als Fake erkennen.« Laura seufzte. »Die Frage ist nur, wie lange das dauert und was bis dahin noch alles passiert ist. Wie viele Leben das noch kostet.« Sie blickte noch einmal zur Findlingsgruppe, hinter der der rote Wald lag. Ihr stiegen Tränen in die Augen.

Zu ihrer Überraschung spürte sie seine Hand an ihrem Arm. »Es wird kein weiteres Leben kosten! Dafür werden wir sorgen!«

Laura nickte und schniefte. »Und jetzt?«

»Gehen wir zurück zum Auto. Hast du zufällig eine Karte dabei?«

»Mit Sicherheit. Straßenkarten. Zwar alt, aber die gesamte Region ist drauf. Wozu?«

»Ich will das betroffene Waldstück skizzieren und schon mal meiner Chefin schicken. Je mehr Daten sie hat, umso besser kann sie arbeiten.«

»Alles klar, dann lass uns gehen!«

»Gleich. Ich steige nur noch einmal hoch und mache ein Beweisfoto.« Ein harter Glanz zeigte sich in seinen Augen. Der Glanz von Entschlossenheit und Furcht zugleich.

Fotos vom Wald und einigen toten Tieren schickte er noch umgehend an seine Chefin, dann brachen sie auf und marschierten zurück. Zuerst liefen sie schweigend hintereinander, dann nebeneinander, nachdem sie den Trampelpfad verlassen hatten. Beide hingen ihren eigenen Gedanken nach.

Jonathan versuchte, all die Ereignisse einzuordnen und in einen Zusammenhang zu setzen, doch der einzig plausible schien wirklich eine PR-Aktion von Atomkraftgegnern zu sein. Aber gingen Aktivisten so weit, sogar das Leben von Unschuldigen zu riskieren? Sprach man dann nicht eher von Fanatikern?

Fanatiker. Irgendwie würde es doch passen, denn wer Uran-232 beschaffte und in einem Wald verbreitete, musste völlig einen an der Klatsche haben. Die Gammastrahlung des Isotops war so gefährlich, weil man sich nicht vor ihr schützen konnte. Selbst Schutzanzüge brachten dagegen nichts. Die verhinderten nur, dass die gefährlichen Radionuklide an die Haut gelangten und in den Körper eindrangen. Aber das half gegen Alpha- und nur bedingt gegen Beta-Strahlung. Und bei Gamma-Strahlung war jeder Anzug eine Farce.

Wer opferte also sein Leben, um so eine Aktion durchzuziehen? Urs Raali vielleicht?

Jonathan glaubte es nicht, spann den Faden aber weiter. Raali produzierte also Videos über den GAU und lud sie in die sozialen Medien hoch. Parallel kam es zu einer Meldung in einer renommierten

Zeitung. Dazu der verstrahlte Wald knapp dreihundert Kilometer entfernt. Aus Gegnersicht ergab das schon Sinn; man deutete eine Katastrophe großen Ausmaßes an. Wenn wirklich Raali dahintersteckte und als Nächstes anfing, Videos von sich in verstrahltem Zustand zu posten … das wäre natürlich noch glaubwürdiger. Genügend Leute würden darauf hereinfallen. Oder fiel *er* auf irgendetwas rein?

Jonathan warf einen verstohlenen Blick zu Laura. Konnte es sein, dass ihr Vater involviert war? Vielleicht hatte er das Uran verteilt und sich dabei verstrahlt.

Auch den Ansatz konnte er nicht unter den Tisch kehren. Bisher hatte er angenommen, dass Alain Girard Opfer war, aber wirklich wissen tat er es nicht. Was konnte man heutzutage überhaupt noch wissen? Wusste vielleicht sogar seine Tochter mehr, als sie zugab? Zog sie eine erstklassige Inszenierung ab? War er Teil des Spiels?

Der Gedanke war grotesk, ergab aber Sinn. Hatte man ihn absichtlich geholt, um jemanden von der IAEO im *Team* zu haben? Um so jeden Schritt der Behörde im Vorfeld zu erfahren?

Laura blieb stehen und musterte ihn mit einem seltsamen Blick.

Auch Jonathan blieb stehen. »Was ist?«, fragte er.

»Das frage ich dich. Wieder starrst du mich so an? Wer war sie?«

»Wer?«

»Meine Doppelgängerin.«

Jonathan brauchte einen Moment, um zu begreifen. Einen zu langen Moment. »Ach …«

Sie verschränkte die Arme vor der Brust. »Was, *ach*?«

»Ach … Es gibt keine Doppelgängerin.«

»Sondern?«

»Es ist viel verrückter. Ich hab von dir geträumt.«

Verwirrung huschte über Lauras Gesicht. »Von mir?«

»Ja, gestern Nacht in Villeneuve.«

»Und was, bitte? Irgendeinen Schweinkram? Wird das jetzt so eine Nummer?«

Jonathan schüttelte den Kopf. »Ich habe von einem GAU in Villeneuve geträumt. Einem GAU, den ich nicht verhindern konnte. Eine Explosion hat mich erfasst. Danach bin ich in Bern im Krankenhaus aufgewacht, verstrahlt und dem Tode nahe. Du hast – im Strahlenschutzanzug – am Fußende des Krankenhausbetts gestanden und traurig ausgesehen. Du hast sogar meine Hand gehalten und dich im Traum als Laura vorgestellt.«

Die Verwirrung auf ihrem Gesicht hatte astronomische Ausmaße angenommen. »Das ist wirklich strange!«, stieß sie hervor und schüttelte den Kopf, dass ihre hellblonden Haare nur so flogen.

»Ich weiß. Irgendwie ist alles momentan strange. Vielleicht träume

ich auch nur und wache gleich auf.«

Unvermittelt zwickte sie ihn in den Unterarm.

Er rief »Au!«, mehr aus Erstaunen als aus Schmerz.

»Du träumst nicht«, stellte sie nüchtern fest und zwickte sich selbst, so fest, dass die Stelle am Unterarm rot wurde. »Und ich auch nicht. Ich hab zwar keine Ahnung, was vor sich geht, aber etwas passiert!«

»Ja, irgendwas …« Jonathan fröstelte es bei dem Gedanken. Er schob die hochgekrempelten Ärmel zurück über die nackten Unterarme und rieb sich sogar die Oberarme. Wärmer wurde ihm davon allerdings nicht.

Kurz darauf erreichten sie wieder Lauras Wagen. Aus einer Tasche hinterm Fahrersitz kramte sie alte Straßenkarten hervor, suchte eine von der Region heraus und reichte sie Jonathan.

Der breitete sie auf der Motorhaube aus und studierte die Karte. »Also … Wir sind jetzt hier, oder?« Er deutete mit der Spitze seines Kugelschreibers, den er immer dabeihatte, auf den Rand eines Waldstücks.

»Genau. Wir sind diese Straße von Grenoble hochgekommen. Und dann sind wir hier quer durch den Wald gelaufen, und das hier hinten ist das Tal.«

Jonathan nickte und kreiste die betroffene Region ein. »Und hier ungefähr waren die Tierfunde.« Er machte am Waldrand entlang mehrere Kreuze.

»Genau. Das passt auch. Die sind aus dem roten Wald geflohen.«

Jonathan nickte nachdenklich. »Und dein Vater war im Endeffekt nur hier am Waldrand.«

»Hat er zumindest gesagt.«

Jonathan musterte Laura und nahm die Steilvorlage an. »Könnte er irgendetwas mit dem Fall zu tun haben?«

Sie sog tief die Luft ein und winkte ab. »Ich hab keine Ahnung. Wir haben zwar regelmäßig telefoniert, uns aber auch nicht ständig gesehen. Du musst wissen, dass meine Mutter vor ein paar Jahren an Krebs gestorben ist. Seitdem hat er mit dem Hund allein gelebt. Ich … Ich war schon für ihn da, aber als Ärztin im Klinikum …« Sie hob die Schultern. »Viel Zeit bleibt da nicht.«

»Verstehe. Aber hat er jemals etwas in Richtung Atomenergie geäußert? Wie war sein Standpunkt?«

»Keine Ahnung. Ich weiß es wirklich nicht. Er hat eigentlich nur von der Jagd gesprochen. Das war sein einziges, großes Hobby, seit ich denken kann.«

Jonathan schürzte die Lippen und deutete wieder auf die Karte.

»Was war sein Revier?«

»Das hier.« Laura markierte ein Gebiet am Hang. Es gab keine Überschneidungen mit der verstrahlten Region.

»Hmm … bringt uns auch nicht weiter. Und warum sollte ein passionierter Jäger ein Waldstück in unmittelbarer Nähe zu seiner Pacht vernichten? Da drüben wird jahrzehntelang nichts mehr wachsen, wenn es dumm läuft. Das passt doch nicht.«

Laura sagte nichts dazu, zuckte nur mit den Schultern.

Auch Jonathan blickte wieder auf die Karte. Er wurde aus dem Ganzen nicht schlau. Was kontaminierte eine so große Region in kurzer Zeit? Ein Behältnis mit einem radioaktiven Stoff ergab wenig Sinn. Durch das Abstandsquadratgesetz müsste es einen hochverstrahlten Mittelpunkt geben. So einen sah man aber auf den Fotos nicht. Der Wald war ziemlich gleichmäßig betroffen. Das würde eher auf eine flächige Kontamination mit einem flüchtigen Stoff hindeuten, der durch Wind verteilt worden war. Radioaktiver Staub oder so etwas.

Der Gedanke packte ihn, was ihn seine Überlegungen mit Laura teilen ließ. Die runzelte nur die Stirn und betrachtete die Karte. »Und wie könnte man das Zeug verteilt haben?«

»Vielleicht mit Hilfe einer Drohne«, kam es Jonathan in den Sinn. »Das würde keiner merken. Einfach nachts darüberfliegen und *wusch!*«

Sie schnaubte. »Das klingt wirklich plausibel. So könnte mein Vater was davon abbekommen haben. Ein Windstoß, und schon ist es passiert.«

»Ja.« Jonathan zückte sein Handy, um eine spezielle Wetterdatenapp aufzurufen. Darin konnte er die Windströmungen verfolgen. Er suchte Grenoble und lud die Wetterdaten aus der Datenbank. Über einen Regler konnte er die Werte visualisiert anzeigen. Schob er ihn nach links, liefen die Windströmungen rückwärts, schob er nach rechts, liefen sie vorwärts.

»So … das ist die Nacht, in der dein Vater jagen war.« Jonathan schob den Regler hin und her. »Siehst du? Wir haben kaum Windbewegungen in der Region. Eigentlich ideal, wenn man gezielt einen Wald verseuchen will.«

Laura sah nicht ganz so überzeugt aus. »Ist aber recht grob visualisiert.«

»Genauer kann es die App leider nicht. Sicher gibt es noch lokale Verwirbelungen, die vom Satelliten erfasst werden, aber sich hier kaum darstellen lassen. Dazu müsste ich in der Zentrale anrufen. Aber das könnte wirklich eine Theorie sein. Ich werde das durchgeben, damit man auch nach Drohnenflügen in den letzten Tagen suchen kann. Womöglich kann die Polizei damit was anfangen.«

Er wollte die App schließen, doch Laura nahm ihm das Handy aus

der Hand und spielte selbst am Regler herum. Sie schob ihn überwiegend nach rechts zum heutigen Datum. Auf der Karte wurden deutlichere Winde sichtbar, die von Norden nach Süden wehten.

Ihr Blick kam hoch, und da begriff Jonathan, was sie gerade dachte. Er schluckte hart.

»Nicht gut«, sagte er. »Gar nicht gut.«

13



Frankreich, nördlich von Grenoble

»Wind ist richtig, richtig scheiße!« Jonathan sah sich selbst noch die aktuellen Wetterdaten an, und tatsächlich sollten Winde aufkommen. Die App prognostizierte sogar zwei Tage im Voraus, und die Prognose gefiel ihm überhaupt nicht.

Er schloss für einige Augenblicke die Augen, weil es hinter seiner Stirn schmerzhaft summte. Schließlich fragte er: »Wie viele Einwohner hat Grenoble?«

»Knapp einhundertsechzigtausend. Dazu kommen die Touristen, wobei im Frühjahr nicht mehr so viel los ist. Wir haben ja hauptsächlich Wintertourismus.« Auch Laura sah besorgt drein. »Kann der Staub ein Problem werden?«

»Wenn Staub zum Einsatz kam, dann schon. Die Winde könnten ihn aufwirbeln und Richtung Grenoble treiben. Zu heftiger Wind wird auch die verseuchten Kiefernnadeln abreißen. Und schau dir die Lage von Grenoble an. Umgeben von Bergen. Ich bin kein Fachmann für Windverwirbelungen, aber bei Wind aus Norden weht es doch den ganzen Mist hinab ins Tal und Richtung Stadt.«

Laura biss sich auf die Unterlippe. »Evakuierung?«

»Womöglich. Vorausgesetzt, es kam Staub zum Einsatz. Das ist ja bisher nur eine Theorie.«

»Aber nehmen wir die mal an. Ist ein wenig Staub so gefährlich? Ich kann mir das so schwer vorstellen.«

»Glaub mir, radioaktiver Staub ist brutal, selbst in geringen Mengen. Erinnere dich nur mal an den Kriegsbeginn in der Ukraine. Da sind russische Soldaten in Tschernobyl eingelaufen. Die sind durch den ehemaligen roten Wald gefahren. Ohne Schutz, ohne Atemmasken. Die haben dabei radioaktiven Staub aufgewirbelt und sich teilweise verstrahlt. Wir haben beim Angriff erhöhte Strahlenwerte gemessen – über dreißig Jahre nach dem Unglück, und das, obwohl der Wald damals abgeholzt worden war. Radioaktiver Staub und Wind … das sind Killer.

In den USA hat ein Forscherteam an der Universität Princeton eine Software entwickelt, um die Verseuchung eines Gebiets nach einem Brand in einem Abklingbecken zu simulieren. Die nutzen dafür reale

Wetterdaten. Ich erinnere mich an eine Berechnung für einen Brand in Indian Point, einem 2021 stillgelegten Kraftwerk knapp fünfzig Kilometer von Manhattan entfernt. Die Simulation war wenig erbaulich. In einem guten Fall würde *nur* ein Gebiet von sechzigtausend Quadratkilometern kontaminiert und man müsste *nur* ein paar Millionen Menschen umsiedeln. Im schlimmsten Fall allerdings fünfunddreißig Millionen!«

Laura runzelte wieder ihre Stirn. »Ein einzelner Brand in einem Kraftwerk?«

»Ja, wobei Indian Point wirklich für solche Schreckensszenarien prädestiniert ist. Es liegt im bevölkerungsreichsten Fleck der USA. Rund sechzehn Millionen Menschen leben in einem Umkreis von achtzig Kilometern um das Kraftwerk herum. Ein Unfall dort hätte in den USA den größten negativen Effekt. Aber auch hier in Frankreich hat das Institut für Strahlenschutz und nukleare Sicherheit Studien durchgeführt. Die Ergebnisse sind nicht viel besser. Halb Frankreich sowie Teile von Luxemburg und Deutschland könnten betroffen sein – abhängig von Wind und Regen. Entscheidend sind also die Klimaverhältnisse – und die kann man vorher nicht planen.«

Laura konnte nur den Kopf schütteln. »Warum baut man dann Kraftwerke so nah an dicht besiedelte Regionen? In Europa, okay, das kann ich verstehen, hier ist es nicht so weitläufig, aber in den USA? Nahe Manhattan? Das ist doch völlig verrückt.«

»Na ja, man hat halt in den Sechzigerjahren die Risiken unterschätzt.«

»Nicht nur damals, wie mir scheint. Unglaublich. Je mehr du erzählst, desto mehr frage ich mich, wie bescheuert wir alle sind. Oder die Entscheider. Warum arbeitest du eigentlich für die IAEO? Findest du gut, was da läuft?«

Jonathan seufzte. »Das ist eine recht komplexe Frage.«

»Find ich nicht. Ich sehe irgendwie nur Risiken und Gefahren. Unkontrollierbare Gefahren.«

»Das ist richtig, aber Kernenergie hat auch viele Vorteile. Sie ist klimaneutral, wenn man von den Brennstäben absieht. Es wird kein CO2 ausgestoßen. Dazu kommt, dass die Energie konstant erzeugt wird, und davon brauchen wir einfach eine gewisse Menge im Stromnetz. Das ist der große Nachteil an Windkraft und Solar: Es gibt zwar Angebotsspitzen, aber zu anderen Zeiten als Nachfragespitzen. Das ist ein riesiges Problem.«

Laura wollte etwas erwidern, doch Jonathan hob die Hand. »Sicher hast du recht: Es gibt Gefahren, und deswegen arbeite ich für die IAEO. Wenn man mit der Kernkraft richtig umgeht, überwiegen in meinen Augen aber die positiven Aspekte. Wir sind noch lange nicht dort, wo ich gern wäre, das sieht man an all den Unfällen in den

letzten Jahrzehnten; Three Mile Island, Tschernobyl, Fukushima. Alle wären vermeidbar gewesen, aber du musst eines bedenken: Wir stehen noch am Anfang dieser Technologie.«

»Am Anfang? Wann hat man damit angefangen? In den Fünfzigerjahren?«

»1951 in den USA, ja.«

»Und das nennst du *am Anfang?*«

»Ja. In den letzten Jahrzehnten ist nicht viel passiert, aber es beschleunigt sich wieder durch den Klimawandel. Wie ich schon gesagt habe: Weltweit arbeitet man daran, mit den Flüssigsalzreaktoren den alten Brennstoff zu recyclen und für neue Energie zu nutzen. Ja, wir können die Atomenergie schwer steuern, aber ich glaube, wir können sie nur *noch nicht* richtig steuern. Wir werden aber Lösungen finden. Denk nur mal an die unglaublichen Fortschritte von Elon Musk mit *SpaceX* in Sachen Raumfahrt. Wiederverwendbare Raketen! Das war bis vor ein paar Jahren Science-Fiction, heute ist es Realität.«

»Du willst Atommüll ins Weltall schießen?«

»Warum nicht? Stell es dir nur vor: Man kann mit wiederverwendbaren Raketen den Müll kostengünstiger ins All bringen. Vielleicht gibt es sogar bald Antriebe, die von den alten Brennstäben befeuert werden und den Müll einfach davonfliegen lassen. Ich mein, der Kosmos ist so unvorstellbar riesig, dass es auf ein paar Tonnen Atommüll nicht ankommt. Allein die kosmische Strahlung ist schon unvorstellbar. Geh auf den Mars. Nach etwa drei Jahren Aufenthalt ohne Strahlenschutz sind menschliche Grenzwerte erreicht. Auf der Erde haben wir nur das Glück unserer Atmosphäre, die einen Großteil davon abschirmt. Lange Rede, kurzer Sinn: Fortschritt ist immer durch Forschung entstanden. Durch Experimente. Wir haben zwar jetzt Probleme, die riesig erscheinen, aber ich bin überzeugt, dass wir auch dafür Lösungen finden werden. Und deswegen bin ich bei der IAEO.«

Laura sagte nichts dazu, allerdings arbeitete es sichtlich hinter ihrer Stirn. Dann kam die Pragmatikerin in ihr durch, denn sie kehrte einfach zum Thema zurück und deutete auf die Karte und Jonathans Handy: »Und was machen wir jetzt damit?«

Jonathan seufzte. »Ich schicke die Daten einem Kollegen. Der arbeitet in der Zentrale in Wien, ist Meteorologe und hat noch mehr Möglichkeiten als wir mit der doch recht rudimentären App. Für erste Einschätzungen taugt die, aber für belastbare Berechnungen lasse ich doch lieber den Profi ran.«

Und das tat er. Nachdem er die Daten per E-Mail verschickt hatte, rief er gleich Hannes an und erläuterte dem den Sachverhalt und ihre Befürchtungen.

Hannes blies geräuschvoll die Luft aus, was über die Freisprecheinrichtung gut zu hören war. »Ich mach mich gleich an die Simulation, Jonathan, und ruf dich zurück, sobald ich was habe.«

»Mach das.«

»Und was machen wir derweil?«, fragte Laura. »Die toten Tiere einsammeln?«

Jonathan blickte in den Wald und nickte. »Wird das beste sein. Ich telefoniere nur vorher noch einmal mit meiner Chefin und geb alles durch. Du kannst ja schon mal den Anzug anziehen.«

»Willst du mich unbedingt darin sehen?«

»Eigentlich nicht.«

»Ach so, der *Traum*.«

Jonathan stöhnte. »Ich hätte doch meinen Mund halten sollen.«

»Nein, nein«, sagte Laura sofort. »Ich muss nur zugeben: So eine Story hab ich auch noch nie gehört. Da träumt ein Kerl von mir im Strahlenschutzanzug. Schon … anders, oder?«

Jonathan bleckte die Zähne. »Lieber anders als gewöhnlich. Und es hätte schlimmer kommen können.«

»Schlimmer? Was bitte könnte schlimmer sein?«

»Keine Ahnung. Vielleicht … Zwerge in hautengen Latexanzügen, die mit Grillwürstchen nach uns werfen.«

Das ließ Laura verschmitzt die Augenbrauen heben. »Da hat aber jemand eine blühende Fantasie.«

»Ich arbeite daran. Aber mir scheint, sie ist nicht blühend genug. Oder die Realität ist noch viel verrückter, als wir denken.« Seufzend öffnete Jonathan den Kofferraum, holte einen der noch originalverpackten Strahlenschutzanzüge hervor und warf ihn ihr zu.

Laura Girard sah im Anzug wirklich aus wie in seinem Traum. Im ersten Moment hatte Jonathan schwer geschluckt, sich dann aber auf sein Telefonat mit Nicole konzentriert. Die rotierte bereits und versicherte ihm, dass ihr Ohr schon von all den Telefonaten glühen würde. In der Zentrale stünden sie alle Kopf.

»Wir auch«, sagte Jonathan, während er Laura hinterherblickte, die bereits in den Wald stakste. Der Anblick war extrem befremdlich. Der graue Schutzanzug und die Atemmaske mit den Filtern ließen sie wie aus einem Horrorfilm aussehen. Wenn er sich dazu noch die toten Tiere vorstellte …

Jonathan erschauderte, beendete das Telefonat und warf sich selbst in den zweiten Anzug. Danach folgte er Laura, um die toten Tiere zu bergen.

Sie sammelten die Vögel in den Tüten der Schutzanzüge. Es war

eine grausige Arbeit, und keinem der beiden war nach Konversation.

Jonathan war schließlich froh, als Hannes anrief.

»Also, ich hab mir die Location angesehen und alle Wetterdaten eingespeist. Die Simulation gibt eine niedrige Gefährdung für Grenoble aus. Es kommen zwar Winde auf, aber die Talsenke liegt so geschützt, dass es bei den Windstärken nicht zu Verwirbelungen kommen sollte. Wirklich problematisch wird es erst in drei Tagen. Dann drängt ein Tiefdruckgebiet von Island über England nach Europa und bringt Wolken, Wind, Regen und womöglich Sturm. Das könnte kritisch werden.«

»Verwirbelungen, die danach vom Regen ausgewaschen werden«, formulierte Jonathan anders.

»Korrekt. Je nachdem, wo das Zeug dann runtergeht, kann es zu potenziellen Vergiftungen kommen. Aber ein paar Tage sind genug Zeit, um den Wald in einem ersten Durchgang zu dekontaminieren.«

Laura hatte ebenfalls dem Gespräch gelauscht und fragte: »Einen Wald dekontaminieren? Wie soll das gehen?«

»Man kann den Wald abwaschen und so den Staub binden«, erklärte Hannes. »Man kann mit speziellen Maschinen die Kiefern samt Nadeln absaugen. Man kann den Waldboden abtransportieren. Es gibt zig Möglichkeiten. Mit Tschernobyl hat man da jede Menge Erfahrungen gesammelt. Die Leute dafür nannte man Liquidatoren. Irgendwas zwischen sechshunderttausend und achthunderttausend gab es damals.«

Laura atmete tief ein. »Wahnsinn, das wusste ich nicht.«

»Muss man sich auch mit beschäftigen«, sagte Hannes. »Ist auch egal, heute haben wir für solche Fälle bessere Robotertechnik als damals. Wenn ihr also recht habt und Staub zum Einsatz gekommen ist, dann können wir was machen. Soll ich die Daten direkt an Nicole schicken?«

»Ja, bitte. Und zusätzlich an mich.«

»Selbstverständlich, *Kommissar Beck.*« Hannes kicherte und verabschiedete sich.

»Kommissar?«, fragte Laura neugierig, nachdem Jonathan das Telefon weggepackt hatte. »Ist mir was entgangen?«

»Nein. Meine Berufskarriere hat nur bei der Polizei begonnen.«

»Aha, so richtig mit Pistole und so?«

»Jo. Dann Spezialausbildung im Kernkraftwerk zum Sicherheitspolizisten. Wir wurden in Terrorismusbekämpfung et cetera geschult. So kam ich zur IAEO.«

»Spannender Werdegang.«

»Ich sag ja: lieber anders als konventionell.« Jonathan lächelte. Auch Laura lächelte – unter ihrer Maske. Ihr hellblondes Haar spitzte dabei seitlich ihres Halses hervor, genau wie im Traum. *Genau wie im*

Traum …

Für einen Moment lag Jonathan wieder auf dem Bett, die Haut blasig, nässend und schwärend. Sein Puls raste. Sein Atem brannte bei jedem Atemzug in seinen Lungen und noch viel mehr im Hals. Er konnte die Lippen nicht mehr bewegen, und die Zunge schien ein trockenes Stück Stoff zu sein. Von der Strahlung waren seine Speicheldrüsen zerstört worden, wie die Ärzte in Bern gesagt hatten. Sie konnten ihm nicht mehr helfen. Nur noch mit Morphium. Und selbst das wirkte nur bedingt gegen die Schmerzen.

»Jonathan?«

Ihm entwich ein erschrockener Atemzug. Laura stand vor ihm, hielt ihn an den Armen, das Gesicht blass hinter der Maske. Der Wald um sie herum spiegelte sich seitlich im Glas.

Wald … Ich bin in Grenoble. Grenoble. »Ja?«, krächzte er.

»Was ist los? Du hast plötzlich die Augen verdreht und bist beinahe gestürzt.«

Er schüttelte sich. »Ich weiß nicht. Ich war plötzlich wieder in Bern.«

»Im *Traum?*«

»Ja. Es war ganz komisch. Ich … meine Zunge …« Wieder stieg ihm die Vorstellung eines schwarzen, vertrockneten Etwas vor die Augen, und er fasste sich an den Hals, was wegen des Anzugs nicht ging. Panik wollte ihn übermannen, aber Laura war da.

»Beruhig dich! Ganz ruhig! Tief einatmen … und ausatmen. Einatmen … Ja, genau so. Alles ist gut.«

Jonathan nickte. »Es geht schon wieder. Danke.«

»Sicher?«

»Ja … Ich weiß auch nicht, was das war.«

»Nimmst du irgendwelche Medikamente?«

»Null. Auch keine Drogen, falls du das wissen willst.«

»Dann wird es der Stress sein. Oder du bist unterzuckert. Wann hast du das letzte Mal etwas gegessen?«

»Puh … ein Croissant heute Vormittag an ’nem Rastplatz. Und später den Kaffee bei deinem Kollegen.«

»Nicht viel für einen Kerl wie dich. Komm! Lass uns noch die letzten Tiere einsammeln und dann nach Grenoble zurückfahren. Hier können wir sowieso nichts mehr machen.«

Das ließ sich Jonathan nicht zweimal sagen. Wenn er ehrlich war, wollte er nur noch weg und raus aus dem Strahlenschutzanzug. Nein, er wollte, dass Laura ihn ablegte – und nie mehr anzog. Irgendwie wurde er nämlich das Gefühl nicht los, dass sein Traum mehr war als ein Traum, und die Vorstellung verstörte ihn zutiefst.

14



Italien, östlich von Turin

Riccardo jagte mit seinem Mountainbike den Hang hinab. Alessia raste voraus, die Verrückte. Als hätte sie ihr Leben lang nichts anderes gemacht, schlängelte sie sich den schmalen Pfad hinab, und das in einem Affentempo, sodass Riccardo sich mächtig ins Zeug legen musste, um ihr zu folgen.

Es war der perfekte Tag für die Runde östlich von Turin. Zuerst Passerella Chiaves, dann Carrara, zuletzt Verso Pino. Der Großteil der knapp 45 Kilometer langen Strecke führte durch Waldgebiet, aber es gab mehrere wundervolle Aussichtspunkte. Wobei Riccardo die Aussicht weniger interessierte; er war auf die schmalen Pfade heiß, und je steiler sie waren, desto besser. Dann war er ganz bei sich, nur bei sich. Da schweiften seine Gedanken nicht mehr zur Arbeit ab, wie sie es sonst so gern taten.

Eine harte Linkskurve zwang ihn zum Bremsen. Alessia jauchzte vor ihm, rutschte fast schon elegant um einen jungen Baum herum und raste weiter. Erde spritzte von ihrem Hinterreifen in die Höhe, sprenkelte ihren Hintern und den Rücken.

Der Anblick ihrer Rückansicht lenkte ihn für einen Moment ab, und beinahe hätte er die Kurve nicht mehr bekommen. Es war aber auch gemein, denn nach jeder Tour stiegen sie gemeinsam unter die Dusche und genossen noch ein After-Workout-Workout.

Mit Alessia hatte er wirklich einen tollen Fang gemacht. Die gebürtige Turinerin arbeitete in der Softwareentwicklung, hatte ein Informatikstudium mit Auszeichnung absolviert und lachte den ganzen Tag. Sie war so eine Frohnatur und gleichzeitig eher wie ein Kumpel. Das passte wirklich erstklassig zusammen.

Wieder jauchzte sie, preschte einen steilen Pfad hinab, dass das Fahrrad nur so knallte, und verschwand hinter jungen Laubbäumen.

Riccardo schnaubte nur und trat in die Pedale. Dann ging es abwärts, *wusch!*, *wusch!*, *wusch!, über einen* Stein, unter einem Ast hindurch, vorbei an Wurzeln, das Rauschen von Blättern im Ohr. Auch ihm entwich ein Schrei der Begeisterung. So schmeckte das Leben!

Wieder ein Schrei, diesmal anders, angsterfüllt. Etwas knallte, Bremsen quietschten.

Riccardo pochte das Herz bis zum Hals. Was war passiert? Er schoss um die junge Baumgruppe und sah sie. Alessia lag am Boden, das Bike drei Meter weiter entfernt. Vor ihr ruhte ein weiterer Mountainbiker, der offenbar einen Unfall gehabt hatte. Sein Rad war gegen einen Baum geprallt.

Riccardo stieß hart die Luft aus und bremste, was das Zeug hielt. Er kam gerade noch vor Alessia zum Stehen. Schon sprang er ab und war an ihrer Seite. »Alles okay? Hast du dich verletzt?«

Sie sah blass aus, schüttelte aber den Kopf. »Ich konnte gerade noch ausweichen. Dabei ist mir das Hinterrad auf dem ganzen Laub weggerutscht.« Sie verzog das Gesicht, als sie sich hochstemmte. »Das war echt knapp.« Sie wischte sich das welke Laub von den Händen an die Shorts.

Riccardo wollte sie stützen, doch Alessia winkte ab. »Schau bitte nach ihm. Ich komm zurecht.«

Ein Nicken, dann war Riccardo bei dem Kerl. Er lag bäuchlings auf dem Waldboden und rührte sich nicht. »Hey!« Riccardo ging in die Hocke. »Hörst du mich?«

Keine Antwort.

»Scheiße.« Riccardo versuchte, sich an den Erste-Hilfe-Kurs zu erinnern. Erst mal den Verletzten nicht bewegen. Vielleicht hatte er sich beim Sturz die Wirbelsäule gebrochen oder so. *Dann Puls fühlen. Ja!* Riccardo suchte am Handgelenk des Mannes danach, fand aber keinen. Ihm brach der Schweiß aus. »Kein Puls!«, rief er. »Zumindest finde ich keinen! Ich ruf die Rettung!« Er kramte aus der integrierten Tasche an seinem Rücken sein Handy hervor, um den Notarzt zu rufen, bekam aber keine Verbindung.

»Fuck! Alessia! Kannst du die Rettung rufen? Ich hab kein Netz.«

Sie antwortete nicht.

Riccardo wandte sich um. »Alessia? Alles okay?«

Sie stand zwei Meter neben ihm und starrte ihre Hände an.

»Alessia?«

Endlich kam ihr Blick hoch. Nackte Panik stand auf ihrem Gesicht. »Was ist hier los?«, fragte sie heiser. Dabei drehte sie ihre Handflächen zu ihm. Die Haut war feuerrot.

»Keine Ahnung. Vielleicht vom Sturz. Tut es weh?«

»Es brennt! Ahhhh! Es brennt wie Hölle!« Sie sah sich entgeistert um, bemerkte ein weiteres Blatt an ihrem Unterarm, das dort klebte, und schrie auf. Hektisch wischte sie es ab. Die Haut darunter war in Blattform genauso rot wie ihre Hände.

Riccardo schluckte. Sein Blick glitt zum Laub, das überall um sie herum den Boden bedeckte. Wo kam das eigentlich her? Es war Ende April, die Bäume trieben doch erst aus. Allerdings nicht um sie herum, wie ihm jetzt auffiel. Oben am Hang war alles saftig grün, aber hier

ragten nur kahle Äste in den Weg herein.

»Riccardo.« Alessia wimmerte. »Bitte. Mach was! Es brennt so sehr!«

Er wollte etwas antworten, doch stattdessen fiel sein Blick auf den ohnmächtigen Biker. Der lag mit dem Gesicht im Laub. Im Laub. Im Laub.

Obwohl Alessia hinter ihm zu schluchzen begann, packte Riccardo den Kerl an den Schultern und drehte ihn – entgegen aller Erste-Hilfe-Regeln – auf den Rücken.

Der Schrei blieb ihm im Hals stecken. Der Kerl hatte kein Gesicht. Es war einfach nur eine einzige, flammendrote Blase.

15



Frankreich, Grenoble

Laura seifte sich zum vierten Mal die Hände ein und wusch sie ausgiebig unter fließendem Wasser ab. *Eine mögliche Kontamination entfernen,* hatte Jonathan gesagt. Er selbst war danach auf der Herrentoilette des Cafés verschwunden, um seine Hände zu waschen.

Er war wirklich ein netter Kerl, wie Laura zugeben musste. Nur die Sache mit dem Traum war komisch. Sie wusste noch nicht, was sie davon halten sollte. Hatte Jonathan einen Spleen? Zu viel überbordende Fantasie? Andererseits hatte seine Panik vorhin so echt gewirkt, dass sie sich kaum vorstellen konnte, dass er es vorgespielt hatte. Seine Augen waren wirklich weggekippt. Gruselig.

Sie entschied, dass es mit dem Händewaschen reichte, und trocknete sich ab. Danach prüfte sie noch kurz ihr Aussehen im Spiegel und verließ die Damentoilette.

Jonathan saß bereits an einem der Tische, zwei Cappuccinos und zwei belegte Baguettes vor sich, und telefonierte. Er sah ernst aus, und als sie sich ihm gegenüber setzte, bat er sie mit einer Geste, noch kurz still zu sein.

Das hätte Laura aus Höflichkeit sowieso getan, aber so machte es sie noch neugieriger.

»Alles klar«, sagte er noch. »Danke für die Info. Ja, ich melde mich.« Dann legte er auf.

»Schlechte Neuigkeiten?«, wollte Laura wissen.

»Ja.« Er rieb sich über das müde Gesicht. »Es gibt einen weiteren Strahlentoten, dazu zwei Personen mit akuten Symptomen, die aktuell behandelt werden.«

»Wo? Bei uns im Krankenhaus?«

»Nein.« Etwas funkelte in seinen Augen, das ihr Angst machte, als er hinterherschob: »In Turin.«

»In Italien?«

»Ja. Frag mich nicht, meine Chefin wusste nur, dass die drei bei einer Mountainbiketour östlich von Turin unterwegs waren und mit dem Heli in die Stadt geflogen worden sind. Das war heute Morgen.«

Laura blähte die Wangen auf. »Turin. Hast du die Karten mit reingenommen?«

»Ja.« Er breitete sie zwischen ihnen auf dem Tisch aus. Diesmal nahm er eine Übersichtskarte von Südostfrankreich samt angrenzender Regionen.

»Also, hier haben wir den Genfersee und an dessen rechtem Ende Villeneuve.« Er markierte den Punkt mit einem Stift.

»Und hier, südlich davon, liegt Grenoble.« Laura legte den Finger auf die Stelle.

»Und Turin liegt östlich fast auf gleicher Höhe von Grenoble. Wie viele Kilometer sind das? Knapp einhundertfünfzig Luftlinie?«

»Ja, so was.« Laura musterte das fast perfekte Dreieck, das die drei Punkte bildeten. »Irgendeine Erklärung?«

»Null. Außer die Aktivisten sind so verrückt, wirklich an mehreren Stellen zeitgleich zuzuschlagen.«

»Du klingst nicht sehr überzeugt davon.«

»Bin ich auch nicht. Eine so umfangreich koordinierte Aktion wäre uns nicht entgangen. Aber was mich mehr stört, ist was ganz anderes: Wenn man schon den eigenen Tod in Kauf nimmt, um radioaktives Material zu verbreiten, warum dann in Waldstücken? Warum nicht in Grenoble? Warum nicht in Turin?«

»Weil man keine Leute gefährden möchte?«

Jonathan verzog das Gesicht. »Macht das aus Tätersicht Sinn? Wenn man wirklich dem Atomsektor schaden will, dann bräuchte man doch einen großen Impact. Viele Tote, viel Drama, viel Medienberichterstattung.«

»Puh … Ich weiß nicht, da muss man schon hart drauf sein.«

»Klar, aber in Täterlogik wäre das die beste Lösung.«

»Das stimmt.« Laura nippte an ihrem Kaffee, während sie über die Neuigkeiten nachdachte. Auch er trank und griff dann nach dem mit Camembert und wilden Preiselbeeren belegten Baguette.

Minutenlang aßen sie schweigend, bis Laura den Rest zurück auf den Teller legte und meinte: »Also nehmen wir an, keine Aktivisten. Wie soll sich die Radioaktivität sonst verteilt haben, wenn nicht durch Menschenhand?«

Er zuckte mit den Achseln. »Das frage ich mich auch. Es gibt eigentlich nur das Wetter als Verteiler.«

»Und das haben wir überprüft. Vielleicht nicht weit genug zurück?«

»Vierzehn Tage! Länger kann das Zeug nicht vor Ort sein. Das wäre aufgefallen.«

»Vielleicht kommt es ja nicht aus Villeneuve, sondern von einem anderen Reaktor?«

»Das ist eigentlich nicht möglich. Italien hat gar keine Reaktoren, die sind 1987 per Volksentscheid ausgestiegen. Österreich hat auch keine, Deutschland hat kaum mehr welche, die auch noch alle in

naher Zukunft abgeschaltet werden. Bleiben also nur Reaktoren in Frankreich und der Schweiz übrig, aber das sind – mit Ausnahme von Villeneuve – alles keine Flüssigsalzreaktoren, sondern überwiegend Siede- oder Druckwasserreaktoren. Der Unterschied besteht in den Kühlkreisläufen, aber für uns ist das Uran-232 wichtig, und das fällt bei diesen Reaktoren nicht an.«

Es war so frustrierend. »Aber wo soll es dann herkommen?«

Jonathan hob hilflos die Schultern. »Ich hab keine Ahnung. Wir übersehen irgendetwas. Irgendein Detail.«

»Kann es nicht von viel weiter her kommen? Ich meine, manchmal haben wir Saharastaub als Niederschlag. Kann der Mist nicht aus China oder Indien kommen?«

»Wie denn?« Jonathan holte sein Handy hervor und öffnete die Wetterapp. »Wir hatten keine entsprechenden Wetterlagen die letzten Tage. Hier!« Er zeigte ihr die vergangenen Tage, dann schaltete er die App wieder auf die normale Ansicht des heutigen Tags und der kommenden Tage und runzelte die Stirn.

»Was ist? Ein Gedanke?«

Jonathan antwortete nicht, sondern scrollte die Wettervorschau für Grenoble weiter. Dann suchte er nach Turin und sah sich den Wetterbericht an. Zuletzt den für den Genfersee.

Schließlich wanderte sein verwirrter Blick nach oben.

Laura wurde kalt und heiß zugleich. »Was ist, Jonathan?«

»Das kommt erst noch zu uns!«

»Wie bitte?«

»Das Wetter! In ein paar Tagen, wie Hannes gesagt hat! Es kommt erst, Laura! Verstehst du? Es ist noch gar nicht passiert!«

Laura verstand nur Bahnhof. »Moment, Moment, Moment! Was ist noch gar nicht passiert?«

»Das Unglück von Villeneuve.«

»Hä? Ich hab keine Ahnung, wovon du da brabbelst.«

Jonathan atmete tief aus. »Ich auch nicht. Es klingt auch verrückt, aber damit passen alle Puzzleteile zusammen!« Er sah sich nach irgendetwas um, fand es offenbar nicht, und schrieb dann einfach mit dem Stift auf die weiß beschichtete Tischplatte: *Reaktorunfall bei Inbetriebnahme.*

»Damit fängt alles an. In Villeneuve. Etwas passiert, die Neue Züricher Zeitung berichtet darüber. Zeitgleich postet Urs Raali davon.« Direkt darunter schrieb er *Zeitung* und darunter *Raali.*

»Der in Zagreb ist.«

»Ja, vergiss das mal. Er kommt ja bald zurück. Bärtig, weil er es

nicht geschafft hat, eine Kroatin abzuschleppen. Er ist zu Hause, hört die Sirenen, geht in den Keller, postet erst den Text, später das erste Video.« Jonathan zeichnete einen Zeitstrahl mit dem Beginn beim Reaktorunglück, und rechts davon *Posting 1, Video 1, Video 2*.

Laura runzelte die Stirn, sagte aber nichts.

»Dann postet er, dass er abhauen will. Sein Auto springt nicht an, klar, der alte Bock stand rund zwei Monate in der Garage und wurde nicht bewegt. Das Fahrrad kann er auch nicht nehmen, das steht nämlich mit einem Platten zerlegt im Keller! Ich habs mit eigenen Augen durchs Fenster gesehen.« Jonathan schluckte vor Aufregung und kritzelte ein stilisiertes Fahrrad links vor den Reaktorunfall. »Er postet das also, stürzt dabei. Wir sehen im Video das Tscherenkow-Leuchten und das schlechte Wetter!« Jonathan öffnete wieder die Wetterapp samt Vorschau für den Genfersee. »Hier. Wolken und Regen in drei Tagen. Tiefdruckgebiet.« Er wischte nach links auf Grenoble. »Hier. Schlechtes Wetter in drei Tagen.« Noch einmal wischte er weiter auf Turin. »Mieses Wetter in drei Tagen. Mit dem Reaktor passiert also irgendwas bei der Inbetriebnahme, Uran-232 wird freigesetzt und vom Wettergeschehen nach Grenoble und Turin getragen.«

»In drei Tagen?«

»Ja. Das klingt verrückt, aber es passt.« Fieberhaft hantierte er auf seinem Handy herum, bis er den Wetterbericht für ganz Europa auf dem Display hatte. »Hier! Tiefdruckgebiet Thalke. Es kommt von Island über England, Irland und zieht über die Schweiz nach Frankreich und Italien. Der Ausläufer über Süddeutschland. Das erklärt auch die erhöhten Messwerte an den Grenzen!«

Laura hatte immer noch die Stirn tief gefurcht. »In drei Tagen?«

»Ja!«

»Und wie soll das gehen, *Kommissar Beck?*«

Er lehnte sich erschöpft auf dem Stuhl zurück, verschränkte die Arme vor der Brust, als wäre ihm kalt, und musterte die Skizze auf der Tischplatte. »Ich hab keine Ahnung, Laura, aber selbst mein Traum ergibt plötzlich Sinn. Daher kannte ich dich, weil wir uns jetzt kennengelernt haben!« Er schluckte. »Und offenbar sind wir zu spät gekommen, um das Unglück zu verhindern.« Seine Augen weiteten sich. »Großer Gott, ich werde in drei Tagen sterben.«

»Wir sollen *was?*«

Jonathan knirschte mit den Zähnen; er hatte schon vermutet, dass er bei Harald Stein auf Granit biss. »Nur ein paar Tage. Eine Woche oder so.«

»Kommt nicht in Frage, Herr Beck! Wir arbeiten seit Jahren auf diesen Tag hin. Alles steht, alles läuft nach Vorschrift. Sie haben es selbst gesehen! Außerdem werden wir uns nicht irgendwelchen Verrückten beugen, die uns schlechtreden wollen. Wo kommen wir denn da hin? Wir haben nichts verbrochen! Wir können alle Daten offenlegen, und Sie, Herr Beck, können bestätigen, dass hier alles mit rechten Dingen zugeht.«

»Das ist richtig, und trotzdem bitte ich Sie, die Inbetriebnahme zu verschieben.«

»Warum sollten wir?«

Ja, warum? Wegen einer total verrückten Idee, von der Jonathan selbst nicht wusste, was er davon halten sollte. Stein würde ihn dafür auslachen. »Wir brauchen einfach mehr Zeit, um den Vorfall zu untersuchen. Herrgott, wir haben weitere Verstrahlte in Turin! Irgendwo muss das Uranisotop herkommen.«

»Aber nicht von uns!« Stein atmete hörbar durch. »Entschuldigen Sie, Herr Beck, dass ich so emotional werde, aber wir haben uns nichts zuschulden kommen lassen, wir haben nichts zu verbergen, wir müssten als Privatkonzern nicht mal mit Ihnen zusammenarbeiten und tun es trotzdem – aus Transparenzgründen. Sie glauben gar nicht, welche Unsummen uns die bisherigen Verzögerungen schon gekostet haben. Nein, wir werden wie geplant ans Netz gehen. Und jetzt entschuldigen Sie mich, ich habe zu tun!« Stein legte einfach auf.

Jonathan knallte das Handy so auf den Tisch, dass es beinahe heruntergefallen wäre. »Scheiße!«, knurrte er. »Die werden nicht verzögern.«

»Würde ich auch nicht«, gab Laura leise zu. »Warum auch, wenn es keine Anhaltspunkte für ein Problem gibt?«

Jonathan fuhr nicht wieder auf, sondern blieb ruhig. »Ja, du hast recht. Niemand wird uns glauben, dass es erst passieren wird.«

»Dir«, korrigierte sie. »Ich glaub das ehrlich gesagt auch nicht. Wie sollten wir drei Tage in der Zeit hinterherhinken? Das ist doch völliger Quatsch. Ich habe in der Schule gelernt, dass die Zeit nur eine Richtung kennt: von der Vergangenheit in die Zukunft.«

Jonathan seufzte. »Das ist richtig, die Gesetze der Thermodynamik geben eine eindeutige Richtung vor. Ich habe aber erst kürzlich in einem Artikel gelesen, dass es Forschern gelungen ist, Qubits eines Quantencomputers für Sekundenbruchteile dazu zu bringen, sich gegen die Zeit zu entwickeln. Offen gesagt, hab ich das zwar neugierig gelesen, aber nicht ganz verstanden. Es gibt jedoch Physiker, die der Meinung sind, dass sich die Zeit sogar umkehren könnte. Stell dir das nur mal vor! Beim GAU passiert etwas völlig Verrücktes, das die Zeit umkehrt.«

»Die Uhren laufen aber in die korrekte Richtung.« Laura zeigte zu

einer Wanduhr, die über der Bar hing. »Und wir haben uns kennengelernt, nicht verabschiedet.«

»Ja, aber vielleicht sind nur bestimmte Teilchen beeinflusst worden. Das Uran-232 zum Beispiel.« Sie sah skeptisch drein, was ihn seufzen ließ. »Keine Ahnung, Laura, ich versteh es doch auch nicht. Ich weiß nur, dass alle Hinweise, die wir haben, nur dann Sinn ergeben, wenn der Unfall erst noch passiert!«

»Wir haben einfach irgendetwas übersehen.«

»Aber was?«

Darauf hatte Laura keine Antwort, und beide verfielen in Schweigen. In das hinein kam die Bedienung an ihren Tisch, musterte mit gerunzelter Stirn das Gekrakel und fragte, ob sie noch etwas trinken wollten. Beide schüttelten den Kopf und verlangten stattdessen die Rechnung.

»Mach ich Ihnen, aber die Sauerei entfernen Sie schon wieder, oder?«

»Klar. Hätten Sie dafür einen Lappen?«

Die Bedienung brummte etwas, das wie eine Zustimmung klang, und verschwand hinterm Tresen.

Jonathan musterte abermals sein Geschmiere auf dem Tisch. Umgekehrte Zeit. Irgendetwas packte ihn an der Idee, er wusste nur nicht, was es war. Vielleicht die atomaren Teilchen, die sowohl im Kernkraftwerk die entscheidende Rolle spielten als auch bei den Gedankenexperimenten bezüglich der Zeit? Da ging es doch um Quantenphysik, Elementarteilchen, Antimaterie, die Stringtheorie und –

Jonathan fuhr hoch, als hätte ihn ein elektrischer Schlag getroffen. »Das ist es!«, flüsterte er.

»Wieder eine Idee, Herr Kommissar?«

»Ja, und was für eine.« Er riss seinen Rucksack auf und kramte darin herum, bis ihm einfiel, dass die Unterlagen per E-Mail und nicht per Post gekommen waren. Er suchte die Daten aus Villeneuve heraus, speziell die Liste der geplanten Experimente des Forschungszentrums, und las fieberhaft.

»Wonach suchst du?«, wollte Laura wissen, wobei sie ihm neugierig über die Schulter schaute.

»Nach einem Experiment von … einem Physiker namens Max Silk, das für die ersten Tage nach Inbetriebnahme geplant wurde. Hier!« Jonathan stieß einen triumphierenden Schrei aus. »Das glaub ich nicht!«

»Was denn? Komm, lass lesen!« Sie nahm ihm das Handy aus der Hand und las den Eintrag – und noch einmal.

Allein an ihrer Verwirrung und den größer werdenden Augen wusste Jonathan, dass sie es verstand.

»Das ist es, oder?«, fragte er.

Lauras Lippen bewegten sich lautlos, als sie den Eintrag ein drittes Mal las, dann schüttelte sie den Kopf. »Max Silk will anhand einer mathematischen Gleichung und eines Elementarteilchenversuchs beweisen, dass unsere Welt mehrfach existiert?«

Jonathan nickte. »Es geht nicht um rückwärtslaufende Zeit, Laura, sondern um parallele Welten.«

TEIL 3

THEORIEN



16



Norditalien auf der Flucht

Die italienische Regierung in Rom hat soeben bekanntgegeben, dass die Regionen Lombardei, Piemont, Ligurien und der westliche Teil von Emilia-Romagna sicherheitshalber evakuiert werden. Die Wetterlage treibe den radioaktiven Ausstoß von Villeneuve in diese Richtung. Drohender Niederschlag verschärfe die Gefahrenlage.

Alle Einwohner der betroffenen Regionen werden angehalten, Ruhe zu bewahren. Erste Notunterkünfte wurden in Südtirol und der Toskana bereits eingerichtet, weitere folgen in Süditalien. Die Einwohner werden gebeten, sich bis zum Aufbruch nur im Inneren aufzuhalten und nur das Allernötigste mitzunehmen. Das Militär ist bereits unterwegs, um eine geregelte Evakuierung zu gewährleisten. Der Ministerpräsident wird heute Abend um 19 Uhr eine Rede zur Nation halten und persönlich über die aktuelle Lage informieren. Entscheidend ist, dass bisher keine Gefahr für Leib und Leben besteht. Es handelt sich um eine Vorsichtsmaßnahme. Bewahren Sie Ruhe! Die Lage ist unter Kontrolle.

Urs Raalis grimmiges Gesicht, getaucht in diffuses Tageslicht. Er saß in einem Wagen. Regen prasselte auf die Scheibe, und immer wieder quietschten die Scheibenwischer gotterbärmlich hin und her.

»Es ist einfach nur der Wahnsinn«, sagte er nach sekundenlangem Schweigen in die Kamera. »Ich bin jetzt auf einem Rastplatz an der A6 Richtung Paris. Bin einfach nur entgegen des Wetters gefahren, einfach nur weg Richtung Nordwesten.« Sein Blick glitt irgendwohin in die Ferne, bevor er Sekunden später zurückkehrte. »Gerade haben Sie im Radio gesagt, dass Norditalien evakuiert wird. Ein Witz. *Es bestehe keine Gefahr für Leib und Leben.* Als ob das irgendjemand glaubt, wenn man Millionen Menschen evakuiert. Noch besser sind die in Frankreich. Die diskutieren sogar noch, ob der Süden dem italienischen Beispiel folgen soll. Offenbar ist nicht ganz klar, wie sich das Wetter entwickelt. Sie sprachen gerade von zwei Varianten: Entweder, das Tief zieht aufs Mittelmeer hinaus Richtung Korsika und Sardinien, was wohl die bevorzugte Variante wäre, damit sich der

Fallout über dem Meer ausregnen kann. Allerdings könnte das Tief auch nach Westen abdrehen und dann über die Provence samt Monaco und Marseille Richtung Katalonien ziehen.« Urs schüttelte den Kopf. »Ernsthaft? Die Franzosen *diskutieren* noch? Ich sag euch eins: Packt eure Koffer und verschwindet, wenn ihr dort wohnt. Wenn das Wetter drehen sollte, sind die Straßen innerhalb von Minuten voll. Dann bricht die große Panik aus. Die Spanier machen es da besser. Gerade haben sie gesagt, dass die spanische Regierung den Notstand ausgerufen hat, um anders agieren zu können. Der Bürgermeister von Barcelona hat sogar seine Einwohner aufgefordert, einen Notkoffer zu packen und bereitzustellen. Mann, Mann, Mann … Das ist die Apokalypse, das sag ich euch. Vorhin hat ein Fachmann im Radiointerview gesagt, dass, wenn es dumm läuft, das Mittelmeer jahrzehntelang so belastet sein könnte, dass keine Strände mehr betreten werden dürfen – und das wäre die gute Variante. Jetzt stellt euch vor, der ganze radioaktive Dreck geht über Südfrankreich, Norditalien und Ostspanien runter. Wie viele Leute leben da? Ich hab keine Ahnung, aber das wäre das Ende für Europa!«

Urs schnaubte und griff aus dem Bild, wohl zur Mittelkonsole, um eine Coke von McDonalds in die Finger zu nehmen. Sekundenlang trank er aus dem Papierstrohhalm, nur um dann wieder den Kopf zu schütteln. »Ich hätte in Zagreb bleiben sollen. Scheiße.« Er blickte über die Schulter zur Rücksitzbank, dann wieder in die Kamera. Leiser sagte er: »Ich mach mal Schluss. Meine Schwester schläft wieder. Die hats irgendwie erwischt. Hat ein ganz rotes Gesicht, wie von einem Sonnenbrand.« Er atmete hörbar aus. »Hoffentlich geht das gut aus. Hoffentlich.«

Ein undeutbarer Blick, dann wurde die Videoübertragung beendet.

Diesmal folgten keine Hashtags.

17



Schweiz, Kanton Waadt, Villeneuve

Laura musterte das Kernkraftwerk von Villeneuve mit gemischten Gefühlen. Es sah im Morgengrauen gar nicht wie ein typisches AKW aus. Sie hatte immer die Bilder von jahrzehntealten, regengrauen Kühltürmen im Kopf, an denen Warnlichter leuchteten, aber die Anlage wirkte eher futuristisch. Sie fügte sich sogar angenehm in die Umgebung ein.

»Schicke Anlage, oder?«, meinte Jonathan. Sie waren noch am Abend in Grenoble aufgebrochen und hatten die Nacht in einer Pension am Genfersee verbracht, in der Jonathan zuvor einquartiert gewesen war.

Laura zuckte mit den Achseln. »Ja, aber es ist und bleibt ein Atomkraftwerk.«

»Das stimmt, ein Solarpark wird nicht daraus.« Er seufzte und blickte auf seine Armbanduhr. »In fünfzehn Minuten öffnet die Pforte.«

»Und du glaubst, die lassen mich einfach so rein?«

»Das werden wir sehen. Ich stelle dich einfach als meine geschätzte Kollegin vor und fertig.«

»Und wenn doch jemand nachfragt?«

»Dann sagst du, du bist Laura Girard von der IAEO aus Wien. Bitte mit entschiedenem, kühlem Tonfall. Das zieht immer.«

»Wenn du das sagst.«

»Oh ja! Du glaubst nicht, wie verhasst wir sind.«

»Weil ihr mäkelt und den Finger in die Wunde legt?«

»Genau. Ich hab früher immer gesagt, dass ich einen tollen Job hätte. Ich werde fürs Motzen bezahlt. Heute seh ich das etwas anders, aber ja … Man muss allen auf die Finger schauen. Macht man es nicht, machen die auch nichts. Manchmal fühle ich mich wie im Kindergarten. Ich werde zwar nie begreifen, warum die Menschen so sind, aber bei der Vernunft hat jemand da oben wohl gespart.«

»Dafür gibts Dummheit unbudgetiert.«

Jonathan grinste. »Guter Spruch! Den muss ich mir merken. Ich kannte bisher nur den von Albert Einstein in diese Richtung: Der Hauptgrund für Stress ist der alltägliche Kontakt mit Idioten.«

»Auch gut. Aber ist es wirklich so schlimm? Ich meine, es geht doch um die eigene Sicherheit.«

Jonathan zuckte mit den Achseln. »Die interessiert wohl niemanden. Ist doch bei dir als Ärztin auch nichts anderes. Hören die Leute zu trinken oder zu rauchen auf, obwohl sie wissen, dass es schädlich ist? Nein, nur wenn was passiert ist – und dann ist es meist zu spät.«

»Das stimmt.« Ihr Blick glitt wieder zum Kraftwerk in einiger Distanz. Die Sonne tauchte die Oberkanten der Kühltürme in flammenden Schein. Dann schüttelte sie den Kopf. »Parallele Welten ... Ich glaub nicht ganz, dass wir jetzt wirklich da reinspazieren wollen, um mit einem Forscher die Wahrscheinlichkeit zu diskutieren, dass es eine parallele Welt zu unserer gibt, in der ein Unfall genau dort passiert sein soll. Das ist völlig gaga.«

»Aber nicht unwahrscheinlich.«

Laura winkte ab. »Das ist doch alles nur Theorie. Wie war das online erklärt? Da wir nur einen begrenzten Raum sehen können, unser Universum, schließt das nicht aus, dass sich abseits davon weitere Universen gebildet haben könnten.«

»Wie Kugeln nebeneinander, hintereinander, übereinander, jede Kugel ein Universum. Die Wahrscheinlichkeit ist sogar recht hoch dafür, denn warum sollte sich nur unser Universum gebildet haben?«

»Warum nicht? Also ich komm mit dem Konzept nicht zurecht. Das erklärt nämlich auch nicht, wie es plötzlich eine Überschneidung geben sollte, wenn man so weit voneinander entfernt ist.«

»Deswegen sind wir ja auch hier und werden mit Herrn Silk reden. Und jetzt komm! Lass uns fünf Minuten zu früh da sein. Das macht Druck.«

Laura seufzte. »Gott, das ist so gar nicht meine Art.«

»Meine auch nicht, aber man gewöhnt sich an die Rolle des Arschlochs.«

»Wirklich?«

»Oh ja. Es geht sogar recht schnell.«

Die Arschloch-Nummer zog auch diesmal, und man ließ Jonathan und Laura umgehend aufs Gelände und kündigte sie bei der Geschäftsleitung an. Wieder kam die vollbusige Assistenz angewackelt, aber als sie Laura an Jonathans Seite erblickte, ließ sie urplötzlich ihr Gehabe stecken. Sie hörte auf mit dem lasziven Hüftschwung und knöpfte sich in einem Moment des Unbeobachtetseins den obersten Blusenknopf zu.

Laura entging die Aktion trotzdem nicht. Sie sparte sich aber einen

schnippischen Kommentar und dachte an Jonathans Worte, dass sie einfach distanziert und forsch auftreten sollte.

»Und Sie möchten Herrn Silk sprechen?«, wollte Frau Laurent wissen.

»Unbedingt«, sagte Jonathan. »Wir haben bezüglich seiner Experimente einige Fragen.«

»Welcher Art?«

»Nun, in Ihrer Liste«, Jonathan zeigte sie auf seinem Handy, »sind seine geplanten Versuche recht schwammig beschrieben. Wir hätten gern Konkreteres. Jetzt.«

Frau Laurent nickte sichtlich genervt. »Also gut, ich bringe Sie ins Forschungszentrum. Ob Herr Silk aber Zeit für Sie hat, kann ich nicht garantieren. Das Forschungszentrum ist gewissermaßen abgekoppelt vom Kraftwerk. Die Forscher unterliegen zwar den generellen Sicherheitsweisungen, sind aber ihre eigenen Herren und Damen.«

»Alles gut. Würden Sie dann?«

Frau Laurent nickte nur und fuhr sie mit ihrem Elektrowägelchen schweigend zum Forschungszentrum.

Dort wurden sie in einen Wartebereich verfrachtet und sitzen gelassen. Frau Laurent hatte andere Termine, wie sie ihnen mitteilte, und stöckelte davon. Jonathan und Laura tauschten nur vielsagende Blicke und warteten schweigend.

Nach einigen Minuten kam ein dunkelhaariger Mann Anfang vierzig auf sie zu. Er trug eine Nickelbrille mit ultradünnem Rahmen, dazu die Haare gewollt zerstrubbelt. Die Kleidung war unauffällig, dunkle Stoffhose und hellgraues Langarmshirt. Er stellte sich als Russo vor.

»Eduardo Russo.« Ein freundliches Lächeln blitzte unter einer akkurat rasierten Lippe.

»Beck«, erwiderte Jonathan den Gruß, zeigte seinen Ausweis und stellte Laura vor. »Wir würden gern persönlich mit Herrn Silk sprechen.«

Russo schürzte die Lippen. »Herr Silk ist leider verhindert.«

Das fängt ja gut an. Jonathan zeigte aber weiterhin sein distanziertes Lächeln. »Ist er in einem Meeting? Wir haben keine Eile, sondern den ganzen Tag Zeit.«

»Das ist schön für Sie, aber Herr Silk hat sich vor zwanzig Minuten leider krankgemeldet. Magen-Darm-Grippe. Ich glaube nicht, dass er heute noch erscheinen wird. Aber ich möchte Sie auch nicht warten lassen. Ich bin sein persönlicher Assistent und kann für die Internationale Atomenergie-Behörde gern eine halbe Stunde

abzwacken, auch wenn gerade der Bär steppt. Sie wissen ja vermutlich Bescheid über die Inbetriebnahme in wenigen Tagen.«

»Ja, deswegen sind wir hier.«

»Dachte ich mir. Nun denn, wollen wir in die Caféteria gehen? Dort ist es netter als hier. Und keine Sorge, Sie hätten von Herrn Silk auch keine anderen Antworten erhalten als von mir.« Ein nettes Lächeln zeigte sich auf seinem Gesicht, das Jonathan durchaus für echt hielt.

Er warf Laura einen Blick zu. Sie nickte und sagte distanziert: »Nur, wenn es guten Kaffee gibt.«

Der Italiener lächelte noch breiter. »Den gibt es. Ich empfehle den caffè doppio. Aber nehmen Sie sich in Acht. Es ist die Forschervariante. Extra stark und extra süß.« Dabei bewegte er die Augenbrauen vielsagend, ganz der italienische Charmeur, was Laura allerdings keine Miene verziehen ließ. Mit den hellblonden Haaren und dem harten Blick sah sie wirklich wie eine Sicherheitsexpertin aus. Eine unangenehme Sicherheitsexpertin. Jonathan gefiel es ausgenommen gut.

Der Forscher rührte sich wirklich vier Stück Zucker in seinen doppelten Espresso. Danach schleckte er die Crema vom Löffel und fragte: »Womit kann ich Ihnen nun dienen?«

»Mit Informationen über Ihren geplanten Versuch zur Inbetriebnahme.«

Ein Funkeln trat in Russos Augen. »Sie meinen das Multiversum-Experiment! Das ist wirklich einzigartig, aber warum interessiert sich Ihre Behörde speziell dafür?«

»Weil die Angaben, die wir von der Geschäftsleitung bekommen haben, ein wenig ... schwammig sind.«

»Verstehe. Bezüglich Sicherheit und so.« Er seufzte. »Ich weiß nur nicht, wo ich da anfangen soll. Das Projekt ist ziemlich komplex, weswegen wir es auch so allgemein formuliert haben.«

Laura meinte: »Fangen Sie einfach mal von vorne an. Wir machen das wie bei der klassischen Patientenanamnese. Wir unterbrechen Sie, wenn wir was genauer wissen wollen.«

»Okay. Sie wissen, was ein Multiversum ist?«

»Das Konzept von parallelen Welten«, antwortete Jonathan.

Russo wackelte mit dem Kopf. »Ich könnte jetzt schon beim Wort *Konzept* einhaken, aber ich bremse mich. Und ja, es geht um parallele Welten, um ein sogenanntes Multiversum. Auch da gibt es wieder Unterscheidungen, von Ebene 1 bis Ebene 4 und noch andere Varianten, aber ich will Sie nicht unnötig verwirren. Auf jeden Fall

versuchen wir, endlich zu beweisen, dass es Multiversen gibt.«

»Und wie wollen Sie das bewerkstelligen?«, fragte Laura, jetzt mehr neugierig als distanziert.

»Das ist die Einhundert-Punkte-Frage.« Ein Lächeln. »Ich fange anders an. Wir gehen davon aus, dass die ewige Inflation ganz viele Universen erzeugt hat und weiterhin erzeugt. Und das ist überaus logisch. Ich versuche es mit einem Vergleich: Wenn wir in der Natur etwas entdecken, fragen wir uns nach dem Ursprung des Objekts. Ein Mensch wird von seiner Mutter geboren. Ein Welpe von einer Hündin. Ein Stift kommt aus einer Stiftefabrik. Eine Kugel Eis aus der Eismaschine und so weiter. Es ist also überaus vernünftig, anzunehmen, dass der Mechanismus, der unser Universum erschaffen hat, nicht nur ein einziges hervorgebracht hat. Es gibt ja viele Menschen, viele Stifte und so weiter.« Russo hob den ausgestreckten Zeigefinger. »Bevor Sie widersprechen, ein weiterer Gedankenansatz: Warum sollte sich ausgerechnet nur ein Universum herausgebildet haben, das genau so ist wie dieses? Wie hoch ist dafür die Warscheinlichkeit? Äußerst gering, oder nicht?«

»Das mag sein, aber ich könnte dagegenhalten: Das Universum hat sich für das Leben entschieden«, sagte Laura.

»Eher ein esoterischer Ansatz, meinen Sie nicht?« Ein Zwinkern. »Mathematisch betrachtet ist es viel wahrscheinlicher, dass es unendlich viele Universen gibt, manche mit nur marginalen Abweichungen zu diesem, andere könnten völlig anders gestaltet sein, sogar mit anderen physikalischen Eigenschaften. Ich weiß, das klingt verrückt, aber mathematisch liegt das im Rahmen des Möglichen.«

»Was nicht beweist, dass es so ist.«

»Eben, und da wollen wir ansetzen.«

»Und wie?«, fragte Jonathan.

Russo seufzte tief. »Stellen Sie sich das Universum wie ein Auto vor. Es hat einen Haufen ›Knöpfe‹ und ›Hebel‹, mit denen die einzelnen Funktionen kontrolliert werden. Licht an, Licht aus. Vorwärtsgang, Rückwärtsgang und so weiter. Beim Universum sind das die Naturgesetze, die man uns in der Schule fälschlicherweise als gegeben und unumstößlich beigebracht hat, egal wann und wo wir auf sie treffen, sie gelten immer. Das stimmt aber nicht. Wir haben durch Beobachtung und Erfahrung nur gelernt, dass wir im Auto mit eingelegtem Vorwärtsgang vorwärtsfahren. Erst wenn wir erkennen, dass man auch den Rückwärtsgang einlegen kann, lernen wir, dass es auch in eine andere Richtung fährt. An der Stelle kommt die Physik als Disziplin ins Spiel: Sie zerlegt das Auto namens Universum in die kleinsten Teile, schaut sich sozusagen das Getriebe an und kommt zum Schluss, das Fahrzeug müsste auch rückwärtsfahren können, auch wenn wir den Rückwärtsgang noch nicht gefunden haben.«

»Und was hat das nun mit Ihrem Versuch zu tun?«

»Nun, wir verändern im ganz Kleinen, auf subatomarer Ebene, einen solchen Knopf oder Hebel, indem wir eine große Menge Energie – die Energie des Reaktors – nutzen, um in einem Kraftfeld parallele Welten zu erzeugen. Ich kann Ihnen das zwar konkreter erklären, aber Sie würden es vermutlich nicht verstehen, wenn ich von Quantenphysik und der Stringtheorie anfange. Das angestrebte Ergebnis ist allerdings einfach zu verstehen: Wenn wir es schaffen, ist es der Beweis, dass sich die Naturgesetze verändern lassen, und wenn die nicht zwingend gesetzt sind, heißt es, dass auch Universen mit völlig anderen Gesetzen existieren können.«

»Aber nicht müssen«, warf Laura ein.

Russo zwinkerte. »Sie sind eine harte Nuss, was? Unser Versuch ist auch deutlich komplexer. Wir beweisen eigentlich, dass alles Mathematik ist. Sie auch. Sie sind eine hochkomplexe mathematische Struktur. Aber ich habe mich nun fünfzehn Jahre lang mit der Thematik befasst, Max fast dreißig, die Kolleginnen und Kollegen jeweils etliche Jahre. Ich erwarte nicht, dass Sie das bei einem caffè doppio bis ins Detail durchdringen. Es geht um die Simulation der ewigen Inflation, um die dabei entstehenden Interferenzen, und das bei subatomaren Teilchen.«

»Sie wollen den Urknall reproduzieren?«, fragte Jonathan irritiert.

»Im Prinzip ja, nur mit anderen Bedingungen. Wenn es uns gelingt, auf kleinstem Raum eine homogene Energiedichte wie vor dem Urknall zu erzeugen und wir diesen Raum sich unglaublich schnell ausdehnen lassen, sind wir nah dran. Dabei werden wir die subatomaren Teilchen verändern und beobachten und über recht komplexe Mathematik nachweisen, dass es parallele Welten gibt. Ein Teil davon ist sogar ein alter Hut: Sorgfältige Messungen haben schon vor Jahren ergeben, dass es subatomaren Teilchen möglich ist, an unterschiedlichen Orten gleichzeitig zu sein. Ja, an unterschiedlichen Orten gleichzeitig! Lassen Sie das bitte mal sacken. Und dann denken Sie bitte daran, dass Sie aus solchen subatomaren Teilchen bestehen. Ist dann nicht die Frage berechtigt, warum Sie nicht auch in anderen Welten existieren sollten? Wir könnten genau in dieser Konstellation gerade in einem Paralleluniversum sitzen und statt Espresso Tee trinken. Oder Sie haben sich für Cola entschieden, weil ein einzelnes Kalziumatom in einen bestimmten Spalt Ihres präfrontalen Kortex eingedrungen ist und ein bestimmtes Neuron dazu angeregt hat, ein elektrisches Signal zu feuern, wegen dem Sie nun mir ins Gesicht rülpsen, woraufhin ich aufgebracht verschwinde. Spaß beiseite, aber stellen Sie sich nur einmal die Möglichkeiten vor, die der Ansatz mehrerer paralleler Existenzen bietet! Und dann denken Sie weiter. Was wäre, wenn Sie in dem einen Universum sterben würden, im

anderen aber nicht?«

Jonathan runzelte die Stirn. »Dann würde ich nie sterben können, weil ich immer irgendwo lebe.«

Russo grinste breit. »Bingo! Determinismustheorien wären passé. Es gäbe auch keinen Tod mehr, weil sie unendlich oft existieren würden, in allen nur erdenklichen Varianten. Das katholische Weltbild wäre damit widerlegt, und … Ach, ich schweife ab, aber das sind alles Fragen, die wir mit einem einzigen Versuch beantworten würden und werden.«

Jonathan verschränkte die Hände auf der Tischplatte. »Das macht Ihnen Spaß, oder?«

»Was? Meine Arbeit? Natürlich! Dafür lebe ich!«

»Nein, ich meine, uns zu verwirren und unseren Fragen auszuweichen.«

»Tue ich das?« Ein beleidigter Blick. »Sie machen Ihrer Berufsgruppe wirklich alle Ehre, Herr Beck. Ich versuche gerade, Ihnen die Angst vor dem Tod zu nehmen und die Mysterien der Welt zu erklären, und Sie unterstellen mir arglistige Täuschung!«

»Verwirrung! Das ist etwas anderes, Herr Russo. So wie Sie Ihre Arbeit lieben, lieben wir unsere. Und ich sorge mich um die Sicherheit des Kraftwerks, und diesbezüglich ist Ihr Test ein großes Fragezeichen.«

Russo seufzte tief. Das konnte er gut. »Ist es nicht. Wir zwacken im Endeffekt die Energie von Reaktor zwei nach Inbetriebnahme ab und erzeugen damit in einem hochkomplexen Versuchsaufbau ein homogenes Feld, das wir hoffentlich lange genug aufrechterhalten und invertieren können, bis es sich von selbst durch natürliche Interferenzen aufbläht. Ihr Reaktor ist dabei gar nicht involviert. Er liefert nur die Energie für den Versuchsaufbau. Sie müssen sich keinerlei Sorgen machen. Es kann nichts passieren.« Russos Handy klingelte einmal. Er warf einen Blick darauf und sagte: »Oh! Das ist eine Nachricht von meiner Frau. Die ist zur Kur, und da müsste ich mal dringend zurückrufen. Haben Sie noch Fragen? Ich habe noch Zeit für maximal zwei kurze Antworten.«

Jonathan wollte den Mund aufmachen, doch Laura sagte: »Vorerst nicht, Herr Russo. Vielen Dank für Ihre Zeit und Ihre Erklärungen.«

Schweigend verließen sie die Caféteria und stapften über das Gelände zum Haupteingang. »Und?«, fragte Laura, als sie sicher war, dass sie ungestört waren. »Hat dir das Gespräch jetzt was gebracht?«

»Ein paar nette Denkansätze, aber bezüglich der Sicherheit nicht viel. Er ist eigentlich genau den Fragen ausgewichen.«

»Weil er uns für zu dumm hält.«

»Oder nicht reden will oder nicht darf.« Jonathan blickte zum Reaktorblock zwei empor, einen seltsamen Glanz in den Augen.

Auch Laura musterte das Gebäude. Bei der Vorstellung, dass es in fünf Tagen explodieren würde, wurde ihr ganz flau im Magen. »Und jetzt?«

»Fahren wir zu Herrn Silk.«

»Privat? Dürfen wir das?«

Jonathan zuckte mit den Achseln. »Wir machen es einfach. Entschuldigen kann man sich noch hinterher.«

18



Schweiz, Kanton Waadt, Villeneuve

»Dank dir, Tina! Du hast was gut bei mir.« Jonathan legte auf und grinste Laura an. »Alte Polizeikontakte sind nicht zu unterschätzen.«

»Hast du seine Meldeadresse bekommen?«

»Jo, nicht weit weg von hier in Lausanne.«

Jonathan gab schon die Adresse ins Navi ein und startete den Wagen. Während sie vom Parkplatz des Kraftwerks fuhren, fragte Laura: »Und was willst du ihm sagen? Grüß Gott, Herr Silk, Ihr Assistent hat uns leider nicht zufriedenstellend aufgeklärt, deswegen sind wir hier?«

»So in etwa.« Ein Schulterzucken. »Ich lass das einfach mal auf uns zukommen. Vielleicht kotzt er sich auch wirklich die Seele aus dem Leib, dann erledigt sich die Befragung sowieso, aber irgendwas …«

»Was, *irgendwas?*«

»Keine Ahnung. Ich hab da so ein seltsames Bauchgefühl, dass etwas nicht stimmt.«

»Und wie zuverlässig ist dein *Bauchgefühl*?«

»Sechzig zu vierzig, würde ich sagen. Kennst du das nicht, als Ärztin? Du hast einen Patienten vor dir sitzen und bist dir sicher, irgendwas stimmt nicht mit ihm. Du kommst nur nicht darauf, was es ist. So gehts mir oft mit der Sicherheit von Kraftwerken.«

»Na, dann bin ich gespannt, *Herr Kommissar.«*



Max Silk wohnte in einer noblen Wohngegend nahe Lausanne. Architektenvilla reihte sich an Architektenvilla. Die Straße zwischen den Häusern war breit und beidseitig mit Bäumen und Rasenstreifen begrünt. Es sah ruhig, gemütlich und entsprechend teuer aus. Die aufpolierten SUVs in den Einfahrten bestätigten die Vermutung.

»Dort vorn müsste es sein.« Jonathan zeigte die Straße hinab auf eine nicht ganz so protzige Villa. Die bestand aus dunkelgrau gefärbtem Sichtbeton, akzentuiert mit schwarzen Fensterrahmen und Jalousien. Immergrüne Büsche schützten die Fenster im Erdgeschoss vor direkten Einblicken. Ein schwarzer Porsche stand in der Einfahrt.

Anhand der Ziffern konnte man keine Rückschlüsse auf den Besitzer ziehen, aber das Auto passte zum Gesamtarrangement.

Jonathan parkte direkt vorm Haus und musterte das Anwesen. Laura sagte: »Ich wusste gar nicht, dass Forscher so gut verdienen.«

»Das variiert massiv. In Cern, wo Silk vorher beschäftigt war, kann ein Ingenieur in guter Position schnell mal 120 000 Schweizer Franken pro Jahr verdienen. Ein Forschungsinhaber wie Silk deutlich mehr. So eine Bude kann er sich schon leisten.«

»Es sieht recht ruhig aus. Alle Jalousien sind heruntergelassen. Vielleicht ist er wirklich krank.«

»Das werden wir gleich sehen.« Jonathan stieg aus. Laura folgte ihm.

Neben dem hohen Einfahrtstor gab es eine Türsprecheinrichtung mit Videokamera. Jonathan klingelte umgehend und zückte seinen Ausweis von der IAEO.

Es geschah nur nichts.

»Komisch.« Er klingelte abermals, länger diesmal, doch wieder öffnete niemand.

»Vielleicht ist er zum Arzt?«, mutmaßte Laura, die zwischen den Stäben zum Haus spähte.

»Mit Magen-Darm-Grippe?«

»Du willst nicht wissen, was manche alles mit Scheißerei machen. Die kommen sogar zu uns damit ins Klinikum.« Sie deutete zum Haus. »Da tut sich gar nichts.«

Jonathan klingelte ein drittes Mal, aber wieder passierte nichts.

Verärgert atmete er durch. »Das ist doch Mist. Wenn wirklich in zwei Tagen der Reaktor hochgeht, dann zählt womöglich jede Minute.« Jonathan sah sich das Tor und den Gitterzaun an.

Laura legte die Stirn in Falten. »Das willst du jetzt nicht tun?«

»Doch. Du stehst Schmiere.«

»Gott!« Ihr Blick wanderte schon die Straße hoch und runter. »Ich muss völlig verrückt sein.«

»Nein, du spürst nur, dass an unserer Theorie was dran ist! Pfeif einfach laut, falls jemand kommt.« Schon packte Jonathan den Zaun und kletterte geschickt empor. Mit einem Satz ließ er sich auf der anderen Seite herunter, nickte ihr zu und hastete zum Haus. Hinter einem immergrünen Kirschlorbeer verschwand er.

Laura begann zu schwitzen. Sie sah sich weiterhin um, aber niemand war zu sehen. Sie stellte sich abermals an die Klingel und tat so, als würde sie warten.

Sekunden verstrichen.

Eine halbe Minute.

Eine Minute. *Gott, wo blieb er?*

Motorengeräusch ließ sie die Straße hinabblicken. Ein schwarzer

Jeep näherte sich dem Haus.

Laura pfiff zweimal, so laut sie konnte, steckte die Hände in die Hosentaschen und spazierte zum Auto. Hoffentlich hatte er den Schlüssel stecken lassen!

Hatte er. Erleichtert sah sie ihn im Schloss und öffnete gerade die Wagentür, als der schwarze Jeep direkt neben ihr hielt. Die hinteren Scheiben waren getönt und nicht einsehbar. Zwei grimmig aussehende Kerle musterten sie, der Beifahrer ließ die Scheibe herunter und fragte: »Was wollen Sie hier?«

»Ich … äh … Ich schaue mir nur die Wohngegend an?«

»Wozu?«

»Ich überlege, hier eine Villa zu kaufen. Heute war ich in Lausanne und dachte, ich schau mir mal die Nachbarschaft an. Ist ziemlich nett hier. Und so ruhig. Wohnen Sie hier?«

»Nein. Nur Besuch. Würden Sie wegfahren?«

Unfreundlicher ging es kaum. »Klar.« Laura stieg endlich ein und spürte ihr Herz heftig pochen. *Was waren das bitte für Kerle?* Sie startete den Wagen. Von Jonathan fehlte jede Spur, aber er kam sicher selbst zurecht. Sie parkte aus und fuhr am Jeep vorbei die Straße weiter. Im Rückspiegel beobachtete sie, wie sich das Tor zu Silks Villa öffnete und der Jeep aufs Grundstück fuhr.

Das Ende der Straße näherte sich, Laura bog ab und suchte den nächsten freien Parkplatz. Dort blieb sie stehen, atmete mehrmals tief durch und sagte laut: »Scheiße!«

Jonathan hörte den Doppelpfiff und verschwand sofort zwischen zwei dichten Sträuchern. Er hatte den Garten ausgekundschaftet, aber auch dort hatte man alle Jalousien heruntergelassen. Die Villa wirkte fast wie für einen Urlaub eingemottet oder wie für einen längeren Aufenthalt im Ausland präpariert.

Die Unterhaltung zwischen Laura und einem Kerl, die plötzlich herüberwehte, sprach eine andere Sprache. Jonathan verfolgte angespannt, wie Laura eine saubere Lüge auftischte und den Wagen startete. Dann summten im Gebüsch die Motoren für das sich öffnende Tor.

Jonathan zwängte sich noch tiefer zwischen die immergrünen Äste und sah sich nach einem Fluchtweg um. Hier kam er nur nicht über die Gartenmauer; zu glatt und ohne Klettermöglichkeiten wie am Tor. Er würde warten müssen.

Vorsichtig ging er in die Hocke, um einen Blick zur Einfahrt zu erhaschen. Ein schwarzer Jeep rollte in seinem Sichtfeld vor die Haustür. Die Fahrertür ging auf. Schwarze Stiefel stiegen aus.

Soldatenqualität. Darüber eine Cargohose. Ein zweiter Mann stieg auf der anderen Seite aus und fragte: »Glaubst du der Tussi die Story?«

Eine tiefe Stimme antwortete: »Keine Ahnung. Sah zumindest nicht nach einem Profi aus.«

»Zu stümperhaft, ja. Na ja, vielleicht wirklich nur ein reiches Tüsschen auf Immobiliensuche. Wir bleiben wachsam. Checkst du das Haus?«

»Ja.« Die Stiefel verschwanden Richtung Eingangstür, während der andere Kerl am Wagen auf und ab lief und dann in Jonathans Richtung kam.

Der hielt den Atem an und sank lautlos tiefer, bis ihm der Geruch der Erde in die Nase stieg. Der Kerl lief an ihm vorbei, blieb stehen, und ging langsam zurück zum Wagen. Etwas raschelte, das Ratschen eines Feuerzeugs, ein tiefer Atemzug.

Dann kam der mit der tiefen Stimme zurück. »Alles sauber.«

»Gut.« Der Raucher pochte an den Wagen, die hintere Tür ging auf, und ein weiteres Paar Stiefel kam zum Vorschein. Dem folgte ein Paar Schweizer Edelsneaker.

»Ab ins Haus!«, bellte der Beifahrer.

Jemand erwiderte: »Jaja, schon gut. Es ist immer noch mein Haus!« Dann waren alle vier verschwunden, und die Haustür glitt ins Schloss.

Jonathan zählte bis dreißig, verließ sein Versteck und hastete zur Einfahrt. Ein schneller Blick in den Jeep, wo eine Beretta auf dem Beifahrersitz lag. *Also doch!* Schnell zum Tor und daran hochziehen. Mit einem Satz war er auf dem Gehweg und hastete weiter, wobei er angestrengt lauschte. Nichts war zu hören. Vermutlich hatte man ihn nicht entdeckt. Glück gehabt.

Er verfiel in einen Trab und erreichte das Ende der Straße. Hundert Meter weiter entdeckte er ihren Wagen, *gute Frau!*, und hielt darauf zu.

Laura bemerkte ihn offenbar im Rückspiegel, denn sie stieg bereits aus und hob fragend die Hände.

Er signalisierte ihr, wieder einzusteigen, joggte die letzten Meter zur Beifahrertür und schwang sich hinein.

Sie musterte ihn mit einer Mischung aus Furcht und Neugierde. »Und? Was waren das für Typen?«

»Vermutlich keine guten«, knurrte Jonathan. »Waren bewaffnet. Drei Mann. Ich tippe auf ehemalige Soldaten oder Spezialeinsatzkräfte; ein privater Sicherheitsdienst oder so.«

»Und Silk?«

»Der war auch dabei. Also nichts mit Magen-Darm-Grippe.«

Laura blähte die Wangen auf. »Was läuft da bitte für ein Scheiß?«

»Keine Ahnung, aber ich fress einen Besen, wenn das nichts mit

dem Unfall zu tun hat!«



Sie hatten sich entschlossen, das Gebäude zu observieren. Jonathan hatte dazu den Wagen in der Seitenstraße so umgeparkt, dass sie gerade noch die Einfahrt sehen konnten. Sollte der Jeep das Haus verlassen, würden sie es mitbekommen.

Allerdings schüttelte Laura schon nach wenigen Minuten den Kopf. »Das ist doch Käse so. Wir sollten die Polizei rufen.«

»Und dann?«

»Dann sollen die ran. Wir haben bewaffnete Männer bei einem Physiker, der in einem Atomkraftwerk arbeitet. Da schrillen doch alle Alarmglocken!«

»Sicher, aber die kurze Unterhaltung hat sich nicht danach angehört, als ob Silk ein Gefangener wäre. Einer hat sogar das Haus gecheckt, also ob es sicher ist.«

Laura strich sich durchs blonde Haar und zupfte an ihrer Unterlippe. Vermutlich hatte sie zuzeiten des Piercings damit gespielt. »Du glaubst, es könnten gar keine Bösen sein?«

»Ich glaube gar nichts, Laura, deswegen sitzen wir hier. Ich weiß nur, dass nichts zusammenpasst. Ausgesehen haben sie wie miese Söldner, ihr Verhalten war aber eher beschützend. Und was hat der eine über dich gesagt? Du hättest nicht wie ein Profi ausgesehen.«

Laura pfiff abfällig durch die Zähne. »Profi … Was für ein Profi?«

»Eine Killerin vielleicht?«

»*Eine Killerin?* Du und deine Fantasie …«

»Warum denn? So nennt man das! Egal. Mein Vorschlag: Wir warten ab. Wenn sich bis heute Abend nichts tut, ruf ich meine Chefin an und beratschlage mich mit ihr, wie wir verfahren.«

»Du willst die örtlichen Behörden nicht einschalten?«

Jonathan seufzte. »Ist immer schwierig. Weißt du, irgendeiner mit Profilierungswut prescht dann vor und macht jeglichen Vorteil der Überraschung oder sonst was zunichte. Bei so was muss man vorsichtig vorgehen. Wir haben immerhin noch ein paar Tage und nicht nur Stunden.«

»Das ist auch wieder wahr. Dann lass uns warten. Ist ja auch mal spannend, so was.«

Laura fielen allerdings nach wenigen Minuten bereits die Augen zu. Die Müdigkeit, die sie übermannte, war unglaublich. Sie gähnte ungeniert. »Ist das normal?«

Jonathan grinste. »Schon. Du kannst dir das mal nachts um vier Uhr morgens vorstellen. Deswegen macht man so was auch zu zweit. Ich find es immer wieder witzig, wenn im Fernsehen die Cops alleine

beschatten. Das sind absolute und zu vermeidende Einzelfälle.«

Er wollte noch etwas sagen, als auf der anderen Seite ein weißer Kleinbus in die Straße einbog und im Schritttempo entlangfuhr. Bei Silks Villa wurde der Bus noch langsamer, hielt aber nicht an. Jonathan wollte Laura darauf aufmerksam machen, als ihm ein Detail auffiel.

Unvermittelt zog er Laura zu sich heran. »Lächeln!«, sagte er und grinste selbst über beide Ohren. Seine Hand fuhr ihr am Hinterkopf durchs Haar.

Laura war zu perplex, um sich zu wehren, und entdeckte offenbar auch den Van aus dem Augenwinkel. »Was ist?«, fragte sie leise.

»Ein Spezialeinsatzkommando«, wisperte er und kam ihr noch näher, wie zwei Liebende, die sich im Wagen einen Kuss gaben. Er roch herb nach Aftershave, doch seine Hände waren warm und angenehm. Es fühlte sich ziemlich … gut an.

Der Moment war so schnell vorbei, wie er gekommen war, und Jonathan ließ sie los, blickte dem Van hinterher, der in einer anderen Straße verschwand.

»Entschuldige«, sagte er verlegen.

Sie lächelte andeutungsweise. »Schon okay. War das wirklich ein Spezialeinsatzkommando?«

»Ich glaube, ja. Wenn du aufgepasst hast, sind dir vielleicht die Antennen auf dem Wagendach aufgefallen.«

Laura schüttelte den Kopf. »Daran erkennt man das?«

»Nicht immer, aber das gerade war auffällig. Jemand beobachtet Silks –«

Jonathan verstummte und deutete die Straße hinunter. Der schwarze Jeep glitt aus der Einfahrt. »Runter!«, sagte er. Gleichzeitig stieß er die Tür auf und stieg aus, um zum Kofferraum zu laufen, ihn zu öffnen und irgendwas darin zu suchen.

Laura quetschte sich in den Fußraum und stellte sich vor, sie wäre die Fußmatte. Sie hörte den Jeep vorbeifahren, dann stieg Jonathan wieder bei ihr ein. »Zwei Mann sind weggefahren. Vermutlich dem Van hinterher.«

»Und jetzt?«

»Heißt es für uns: Showtime.«

Laura musterte ihn verständnislos. »Was, bitte, hast du vor?«

Er lächelte, doch diesmal ohne Freude. »Wir statten dem Forscher jetzt unseren Besuch ab.«

»Jetzt?«

»Ja, weniger Trubel wird es hier wohl nicht mehr. Komm!« Er warf die Tür ins Schloss und machte sich auf den Weg zur Villa.

19



Schweiz, Kanton Waadt, Lausanne

Max Silk stand an seinen seltenen freien Tagen gern an der breiten Fensterfront in seinem Haus, trank einen Kaffee und genoss den Blick in den Garten. Dort sprudelte im Sommer Wasser aus einem Quellstein, umgeben von wunderbarem Bambus. Das Plätschern beruhigte Max immer ungeheuerlich.

Heute hörte er allerdings nur das Knacken eines Funkgeräts und starrte auf eine heruntergelassene Jalousie.

Die Stimme von einem seiner *Gäste* tönte aus dem Funk. »Verfolgen den weißen Van. Sieht verdammt nach einer Observation aus. Falls es zu einer Konfrontation kommt, melden wir uns.«

Der Kerl vor Ort aktivierte die Übertragung. »Verstanden! Ich halte mich für den Notfall bereit.« Seine Stiefel polterten auf dem Echtholzparkett. »Packen Sie bitte das Nötigste ein, Herr Silk. Womöglich sind wir gezwungen, zu fliehen.«

Max wandte sich von der Jalousie ab und musterte seinen Gast. »Das ist nicht Ihr Ernst?!«

Der Kerl sah nicht nach Späßen aus. »Leider doch. Bitte, Herr Silk. Es ist alles nur zu Ihrem Besten.«

Max schnaubte. »Fühlt sich nur nicht so an.« Er winkte ab und machte sich auf den Weg ins Schlafzimmer, um sein Köfferchen für Fortbildungen und Tagungen zu holen. Das war grundausgestattet, er musste also nur seinen Kulturbeutel zusammenstellen und einpacken. Und sein Laptop natürlich.

Während er im Schlafzimmer und Bad das Zeug zusammenpackte, fragte er sich, wie er nur in dieses Schlamassel hineingeraten war und was er am Ende überhaupt glauben sollte. Die Geschichte der drei Gäste klang so abstrus, dass er am Anfang gelacht hatte, aber dann hatten sie ihm Details seiner Arbeit präsentiert. Details, die sie nicht haben durften! Max hatte also zugehört und war immer stiller geworden. Es war Wahnsinn, was sie ihm erzählt hatten, blanker Wahnsinn!

Er packte gerade seinen Kulturbeutel in das Köfferchen, als es an der Tür klingelte. Sofort war sein Gast mit grimmigem Gesicht bei ihm. »Erwarten Sie Besuch?«

»Nein! Sie waren selbst dabei, als ich mich heute Morgen krankgemeldet habe.«

»Was war mit der Tussi von vorhin? Der Blonden?«

»Nie gesehen.«

Der Kerl sah den Flur entlang, als es ein zweites Mal klingelte. »Kommen Sie! Sie haben doch sicher Video.«

»Klar.« Sie liefen ins Foyer, wo die Gegensprecheinrichtung hinter einem Sichtschutz lag. Auf einem Monitor war der Eingangsbereich zu sehen. Ein Kerl mit militärisch kurzem Haarschnitt und Drei-Tage-Bart stand davor und hielt einen Ausweis in die Kamera.

»Internationale Atomenergie-Behörde«, las Max laut vor und suchte den Blick seines Gastes. »Hab den Kerl nie gesehen, aber die IAEO war die letzten Tage im Kraftwerk. Das hab ich mitbekommen.«

Der Gast dachte angestrengt nach, bevor er fragte: »Gehen Sie ran! Bleiben Sie bei Ihrer Story mit dem Magen-Darm-Virus! Fragen Sie, was er hier will!«

Max nickte, atmete tief durch und aktivierte die Sprecheinrichtung. »Ja?«, fragte er mit zurückhaltender Stimme.

»Herr Silk?« Der Beamte blickte direkt und nicht unfreundlich in die Kamera.

»Ja? Wer ist da?«

»Beck. Jonathan Beck. IAEO. Ich hätte ein paar dringliche Fragen an Sie.«

»Ich bin krank. Können wir das nicht verschieben?«

»Leider nein, ich muss morgen schon wieder abreisen und habe meinen Check des Atomkraftwerks soweit fertig. Es fehlen nur einige Aspekte Ihres Versuchs zur Inbetriebnahme. Ich habe heute Morgen auch schon mit Ihrem Assistenten gesprochen, Herrn Russo. Er hat mich zu Ihnen geschickt.«

Max seufzte. »Das ist schön und recht, aber mir geht es wirklich nicht so gut. Was wollen Sie denn wissen?«

»Das würde ich gern mit Ihnen persönlich klären. Das sind keine Fragen, die man zwischen Tür und Angel stellen sollte.«

Max suchte den Blick seines Gastes, der die unausgesprochene Frage verstand, kurz überlegte und dann nickte.

»Okay«, sagte Max. »Ich mach Ihnen auf.« Er drückte auf den Öffner und fragte den Gast: »Und jetzt?«

»Führen Sie ihn ins Wohnzimmer und beantworten Sie seine Fragen. Ich bleibe direkt in der Küche, höre alles mit an und greife ein, sollte etwas nicht passen. Und falls Sie ein schlechtes Gefühl haben oder irgendetwas ist, sagen sie laut ›Heieiaia! Diese verdammte Grippe!‹, und ich komme sofort zu ihnen.«

Max grunzte. »Heieiaia! Diese verdammte Grippe.« Dann nickte er und trat zur Wohnungstür, während sich sein Gast lautlos zurückzog,

eine Pistole schussbereit in der Hand.

Jonathan hörte das Summen der Gartentür und stieß sie auf. Er pfiff einmal, und Laura kam ums Eck geeilt und duckte sich unter der Kamera hindurch. Zusammen eilten sie zur Haustür. Am Hauseck bog Laura jedoch ab und verschwand im Garten. Sie würde auf Jonathans Zeichen warten und sich so lange verstecken. Er wollte nicht, dass sie direkt aufflogen.

Jonathan zupfte den Kragen seines Langarmshirts zurecht, räusperte sich und lächelte freundlich. Dann ging auch schon die Tür auf, und Max Silk musterte ihn argwöhnisch.

»IAEO also. Sie sind wirklich so lästig und bissig, wie man Ihnen nachsagt.«

Jonathan lächelte milde. »Das ist leider mein Job, Herr Silk, aber ich bin Ihnen wirklich sehr zu Dank verpflichtet, dass Sie es einrichten konnten.«

»Jaja, schon gut. Kommen Sie rein.«

Jonathan folgte dem Forscher ins Haus und zog die Tür hinter sich zu. Dabei ließ er sie nicht ins Schloss einrasten, sondern drückte sie nur bis zur Gummidichtung, damit Laura ins Haus konnte, wenn sie wollte. Er hoffte, dass Silk es nicht bemerkte.

Der hatte offenbar nichts davon mitbekommen. *Gut.* Blieb die Frage, wo der dritte Kerl steckte? Jonathan sah sich verstohlen um, während er in ein schickes Wohnzimmer mit Essecke geführt wurde. Eine halb offenstehende Tür führte vermutlich in die Küche. Eine Holztreppe mit Glasgeländer auf eine Art Galerie im ersten Stock, die sich über die gesamte Länge des Wohnzimmers erstreckte. Durch die Galerie bekam der Raum eine angenehme Weite und gleichzeitig Charme. Jonathan entdeckte jede Menge Bücherregale und moderne Kunst im oberen Stock, dazu eine futuristische Hängelampe in Form eines Raumschiffs und eine Tür, die in ein weiteres Zimmer führte. Aber definitiv keinen Kerl.

»Kann ich Ihnen was anbieten, Herr Beck?«

»Nein, danke, ich will meinen Besuch auch kurz halten angesichts Ihrer Grippe. Ähm … Ja, es geht primär um Ihren Versuch zur Inbetriebnahme. Die Unterlagen, die mir die Geschäftsleitung des Kraftwerks zur Verfügung gestellt hat, sind ziemlich schwammig formuliert, und Ihr Assistent hat auch nicht viel Licht ins Dunkel gebracht.«

Silk rollte mit den Augen. »Das ist typisch. Hat Eduardo wieder nur über die ungeahnten Möglichkeiten geschwätzt, die unser Versuch bietet?«

»So ungefähr. Determinismus adé, Tod adé, katholische Kirche adé.«

Der Forscher schüttelte den Kopf. »Dann versteh ich, dass Sie hier aufkreuzen. Was wollen Sie über die Sicherheit wissen?«

»Überhaupt, was Sie da vorhaben.«

Silk wandte den Blick zu den heruntergelassenen Jalousien und fragte sich womöglich, wie es auf einen Sicherheitsbeamten wirken mochte, dass alle Fenster verdunkelt waren, dann sagte er jedoch: »Im Unterschied zu Reaktor eins hat Nummer zwei neben dem regulären Kühlkreislauf zur Stromerzeugung einen zweiten, der ins Forschungszentrum führt. Die entstehende Wärme nutzen wir in einem Wärmetauscher zur direkten Energieabnahme. Mit der Energie befeuern wir ein komplexes Magnetfeld, um darin einen energetisch dichten Raum zu erzeugen.«

»Wie vor der ewigen Inflation?«

Silk nickte angenehm überrascht. »Der ist zwar nicht ganz so heiß wie vor dem Urknall, denn dafür müssten wir ein Vielfaches der Temperatur der Sonne erzeugen, und deren Kern hat rund fünfzehn Millionen Grad Celsius. Das schaffen wir nur mit einer besonderen Verdichtung, die wir auf kleinster Ebene erzeugen werden. Die Temperatur ist nicht mal das Problem, im *Large Hadron Collider* in Genf haben wir schon fünf Komma fünf Billionen Grad erzeugt. Dort haben wir Blei-Ionen kollidieren lassen. Hier machen wir das anders, mit Gold-Ionen, und nutzen die sekundäre Energie des Reaktors in Form von Strom. Bevor ich aber zu Details abschweife: Das ist der simplifizierte Versuchsaufbau. Ein Kraftfeld, Kollision von Gold-Ionen und der Versuch der Stabilisierung und Expansion des Feldes. Für die Reaktorsicherheit bedeutet das unterm Strich kein Risiko. Der Reaktor liefert nur die Energie, wird ansonsten nicht berührt.«

»Und wie haben Sie die enorme Hitze im Griff?«

»Das, Herr Beck, sind unveröffentlichte Forschungsinternas, die ich Ihnen nicht erzählen werde. Ihnen geht es um den Reaktor, das verstehe ich, und diesbezüglich kann ich Entwarnung geben. Haben Sie sonst noch Fragen? Ich bin – offen gesagt – sehr erschöpft und möchte mich wieder hinlegen.«

»Kein Problem. Eine Frage hätte ich nur noch: Können Sie sich – trotz aller Sicherheitsvorkehrungen – vorstellen, dass es bei Ihrem Versuch zu Komplikationen kommt?«

Silk kniff die Augen zusammen. »Komplikationen? Worauf wollen Sie hinaus?«

»Nun, Sie wollen auf subatomarer Ebene ein Multiversum erzeugen, wenn ich das recht verstanden habe. Bestehen dabei keine Gefahren? Kennen Sie die Auswirkungen auf unsere Welt?«

Silk musterte ihn jetzt durchdringend. Jonathan war sich sofort

sicher, dass der Forscher etwas wusste. Der schüttelte jedoch den Kopf und sagte: »Nein, auf unsere Welt hat das keinerlei Auswirkungen. Dürfte ich Sie nun bitten, zu gehen?«

»Selbstverständlich.« Jonathan wandte sich zum Gehen, wobei er die Küchentür musterte, denn er meinte, auf dem Boden dahinter die Bewegung eines Schattens gesehen zu haben. Spontan blieb er stehen. »Ach, könnte ich vielleicht doch noch ein Glas Wasser haben, bevor ich fahre? Oder machen wir es viel einfacher, ich trinke kurz aus der Leitung, dann brauchen Sie nichts abspülen.« Jonathan trat schnell zur Küchentür und stieß sie nach innen auf.

Wieder bewegte sich der Schatten – und kam hinter der Tür hervor.

Jonathan duckte sich instinktiv und warf sich auf Hüfthöhe auf den Kerl, um ihn umzuwerfen. Der versuchte, eine Pistole hochzureißen, doch Jonathan war schneller und rammte ihn vorher. Keuchend gingen die beiden Kerle zu Boden.

Seit Jonathan bei der IAEO war, hatte er nicht mehr kämpfen müssen, aber die Ausbildung bei der Anti-Terror-Einheit vergaß man nicht. Reflexe und Körperbewegungen wurden so intensiv geschult, dass sie einem in Fleisch und Blut übergingen.

Mit einer schnellen Drehung versuchte er, sich auf den Angreifer zu schieben, um sein Körpergewicht einzusetzen, aber der Kerl roch den Braten. Er trat nach Jonathan und probierte, ihm das Bein um den Hals zu schlingen. Die Oberschenkel gehörten zu den stärksten Muskeln im Körper, eine wirklich gefährliche Taktik. Gleichzeitig zielte er mit der Pistole auf Jonathans Seite.

Der grunzte und stieß die Waffe weg. Ein Schuss krachte. Glas splitterte. Der Forscher schrie.

Jonathan bekam den Lauf der Pistole zu fassen und verdrehte ihn mit einem Ruck, sodass der Kerl entweder loslassen musste oder sich die Finger brechen würde. Wieder ein Schrei, dann traf ihn etwas hart in die Nierengegend. Jonathan ächzte, drehte sich schützend zur Seite und donnerte seinen Hinterkopf nach hinten. Er traf die Nase des anderen. Es knackte laut, und wieder krachte ein Schuss. Diesmal klopfte es in einem der Küchenschränke.

Wieder bekam Jonathan einen Tritt mit dem Knie in die Seite, was ihm bunte Sterne vor den Augen bescherte, aber er ließ nicht locker. Er verlagerte sein Gewicht mehr auf den anderen Arm, um seinen Ellbogen in das weiche Fleisch am Oberarm des Kerls zu bohren. Der schrie, ließ endlich die Pistole los und grabschte nach Jonathans Gesicht. Ein Fingernagel kratzte ihm über die Wange, knapp am Auge vorbei, dann schlug Jonathan ein zweites Mal mit dem Kopf nach hinten und traf die Nase erneut. Diesmal war der Schrei ohrenbetäubend, und der Kerl zuckte zurück – um mit den Stiefeln

nach ihm zu treten. Der Tritt traf ihn an der Schulter und schleuderte ihn gegen die Kochinsel. Holz brach. Jonathan sah schwarze Schlieren, als er sich aufrappelte.

Wieder traf ihn ein Stiefel, seitlich am Hals, und ließ ihn halb über die Insel fallen. Gläser stürzten zu Boden, explodierten in Tausende Scherben.

Jonathan begriff, dass er sich verschätzt hatte. Der Kerl war erstklassig ausgebildet und er selbst nicht im Training. Er wollte nach Laura schreien, als er Silk bemerkte. Der stand in der Tür, eine massige Vase mit filigranem Blumenmuster in der Hand, und schleuderte sie nach ihm.

Jonathan ließ sich fallen. Die Glasvase flog knapp über ihn hinweg und krachte dem anderen gegen die Brust. Der Moment reichte Jonathan, um nachzusetzen. Er verpasste dem Typen einen harten Schlag seitlich gegen den Hals und einen zweiten aufs Ohr. Das ließ ihn endgültig taumeln und rückwärts stürzen. Er knallte mit dem Hinterkopf gegen die Arbeitsplatte aus Granit, ächzte und sank erschlafft zu Boden.

Jonathan fuhr schon herum, denn der Forscher schien Partei ergriffen zu haben, und tatsächlich … Er hatte aus einem Messerblock ein japanisches Hackmesser gezogen, das vermutlich noch nie benutzt worden war, und zeigte damit auf Jonathan.

»Keine Bewegung!« Silks Augen weiteten sich vor Angst. »Sie rühren sich nicht vom Fleck!«

Jonathan hob langsam die Hände. »Ganz ruhig, Herr Silk! Ich will Ihnen helfen.«

»Jaja, Arschlecken drei fünfzig!«

»Nein, im Ernst! Wir haben vorhin gesehen, wie Sie von den drei Kerlen hergebracht worden sind. Wollten die Ihnen nichts Böses?«

Silk starrte ihn nur verständnislos an, dann schüttelte er den Kopf. »Hinknien!«

Jonathan seufzte. »Und dann, Herr Silk? Was soll das bringen?«

»Dann … dann …« Er wackelte mit dem Hackmesser herum und …

»Hände hoch!«

Silk erstarrte. Ganz langsam drehte er sich um und sah sich Laura gegenüber. Die hatte die Pistole des Kerls in der Hand und zielte auf ihn. »Doch keine Immobilientante«, knurrte er und ließ das Messer sinken. »Scheiße.«

»Eigentlich nicht«, sagte Jonathan, der ihm schnell das Messer entwand und danach nach dem Ohnmächtigen schaute. »Ich meinte es vorhin ernst: Wir wollen Ihnen helfen.«

Silk schnaubte verächtlich. »Das haben die anderen drei auch gesagt. ›Wir wollen Sie nur beschützen.‹«

»Vor wem?«, wollte Laura wissen. Sie zielte immer noch auf den

Forscher, hatte aber den Finger vom Abzug genommen.

»Keine Ahnung!«, stieß er hervor. »Vor irgendwelchen Attentätern, die mich womöglich umbringen wollen.«

»Umbringen?« Jonathan hatte den Puls des Kerls erfühlt. Er lebte, hatte aber eine üble Platzwunde am Hinterkopf. »Haben sie auch gesagt, warum?«

»Ja, haben sie.« Er musterte Jonathan fragend. »Sie sind also keine Mörder?«

»Nein. Wir sind wirklich von der IAEO.«

Der Forscher begriff nichts mehr. »Und was wollen Sie dann hier?«

»Antworten zu einem GAU, der sich erst noch ereignen wird. Übermorgen.«

Silk sah zwischen ihnen hin und her. »Was wissen Sie darüber?«

»Eigentlich nichts. Wir haben nur Vermutungen.«

»Welche?«

Jonathan seufzte tief. »Versprechen Sie, keine Faxen mehr zu machen? Können wir in Ruhe reden?«

»Wenn Ihre reizende Begleitung die Pistole sinken lässt.«

»Lässt sie«, sagte Laura und nahm die Pistole – sichtlich erleichtert – herunter.

Silk hörte schweigend zu, während Jonathan ihre bisherigen Vermutungen erläuterte. Sie standen immer noch in der Küche, damit sie den ohnmächtigen Kerl im Blick hatten. Sein Funkgerät ruhte zwischen ihnen auf der Kochinsel.

»Wir vermuten also«, schloss Jonathan, »dass sich in einer zeitversetzten Parallelwelt der GAU ereignet hat, weil bei Ihrem Versuch dort irgendetwas schiefgegangen ist. Klingt verrückt, aber nur so können wir uns die Ereignisse erklären.«

Endlich sah der Forscher von seinen gefalteten Händen auf. »Nette Theorie.«

»Nette Theorie?«, echote Laura. »Jetzt bin ich aber auf Ihre gespannt.«

Der Forscher schüttelte den Kopf. »Ich hab ehrlich gesagt keine. Ich kann nur wiedergeben, was die drei Herren hier erzählt haben, und das klang noch verrückter.«

»Dann los!«, forderte Jonathan auf. »Wir haben nicht ewig Zeit. Irgendwann kommen seine *Kollegas*« – er deutete auf den Ohnmächtigen – »zurück, und bis dahin möchte ich wissen, ob Sie Freund oder Feind sind.«

Der Forscher nickte nur, betrachtete wieder seine Hände und sagte dann: »Die drei sind gestern Abend gewaltsam in mein Haus

eingedrungen. Ich hatte erst Panik, aber dann wollten sie nur mit mir reden – über Multiversen.«

»Also doch.«

»Ja. Sie liegen nämlich gar nicht so falsch mit Ihrer Theorie. Tatsächlich soll es ganz viele Universen geben! Unendlich viele. Die ewige Inflation produziert unentwegt eins nach dem anderen, entsprechend gibt es auch zeitversetzte Universen in allen nur erdenklichen Varianten. Das Verrückte: Genau das will ich beweisen! Die drei behaupten, dass es definitiv so ist.«

»Man kann viel behaupten, wenn der Tag lang ist«, warf Jonathan ein.

»Schon klar. Die Theorien sind auch nicht neu. Aber hören Sie erst mal zu. Die drei haben also behauptet, dass es in einem Paralleluniversum, ich nenne es mal das *Ausgangsuniversum*, denn dort nahm angeblich diese Geschichte ihren Lauf, zu einem GAU kam. Sie müssen wissen, dass sich unser Universum und das Ausgangsuniversum angeblich extrem ähneln. Neunundneunzig Komma neun neun neun und so weiter Prozent. Abweichungen gibt es nur in kleineren Details, aber das große Ganze ist identisch. Das passt zu meiner Theorie der Multiversen. Aber bleiben wir im Ausgangsuniversum. Auch dort habe ich also meinen Versuch im Reaktor zwei von Villeneuve durchgeführt. Wir haben versucht, den Beweis anzutreten, allerdings kam es statt zu einer Veränderung in den Hebeln zu einer Störung in den Strings, die alle Universen miteinander verbinden. Durch diese Störung ist der Reaktor explodiert. Es kam zum GAU mit weitreichenden Folgen für ganz Europa und die Welt. Millionen Menschen sind bisher gestorben, und es werden Millionen folgen.«

Jonathan hob die Hand, um den Forscher zu unterbrechen. »Aber wieso ähneln sich eigentlich die Universen so extrem?«

»Weil es alle Varianten gibt. Also eine Variante, in denen Sie rote Haare haben, eine Variante mit schwarzen Haaren, eine, wo ich fett bin, und so weiter und so weiter. Wir reden hier von *unendlich vielen* Varianten. Es gibt alles in endloser Varianz.«

Jonathan suchte Lauras Blick. »Wenn die zwei Universen also so ähnlich sind, würde das zumindest erklären, warum ich dich vorher im Traum gesehen habe! Und warum der Wald bei Grenoble verstrahlt ist! Es müssen irgendwelche Wechselwirkungen sein, die aus dem Ausgangsuniversum auf unsere Welt wirken.«

Silk nickte. »Die drei Herren nannten das Interferenzen, Störungen zwischen den Strings, die durch meinen Versuch entstanden sind. Über eine solche Interferenz haben die drei angeblich auch den Auftrag erhalten, mich abzuschirmen.«

»Moment!«, fiel Jonathan dem Forscher ins Wort. »Den Auftrag

erhalten? Man kann zwischen den Universen kommunizieren?«

»Angeblich ja – wenn man die richtige Technik oder das richtige Know-how hat. Nichts davon haben wir hier, aber die im Ausgangsuniversum schon.«

»Hä? Ich dachte, die Universen gleichen sich bis auf minimalste Abweichungen? Ich checke es nicht mehr.«

Silk seufzte. »Sie haben auch noch nicht die ganze Geschichte gehört.«

»Jetzt sind wir aber gespannt«, sagte Laura.

»Das dürfen Sie auch sein. Aber schließen wir erst die Interferenzen ab! Die Störungen zwischen den Strings lassen also eine Kommunikation zwischen den Universen zu. Deswegen dringt beispielsweise die gefährliche Gammastrahlung aus dem einen Universum zu uns und verseucht in Grenoble einen Wald. Oder Nachrichten in Form von Mikrowellen erreichen unsere Handys. Strahlung lässt sich wohl relativ einfach über Interferenzen versenden. Das ergibt physikalisch auch durchaus Sinn, weil Strahlung deutlich einfacher zu handhaben ist als ein komplexer Körper wie ein Mensch, beispielsweise.«

Jonathan verstand. »Das erklärt auch die erhöhten Messwerte an den Grenzen! Die Geräte messen richtig, wir empfangen nur die erhöhten Werte aus der Parallelwelt.«

»Ganz genau.« Silk lächelte verhalten. »Die Messgeräte im Ausgangsuniversum versenden ihre deutlich höhren Werte per Handyfunk, und wegen der Interferenzen kommen die bei uns an. Das passt auch zu Ihrer Geschichte mit diesem Social-Media-Kerl. Er postet das in seiner Welt, die unserer ein paar Tage voraus ist. Jedenfalls kannten die drei Herren so viele von diesen Details und auch Ergebnisse meines Versuchsaufbaus, die sie nicht wissen dürften, weil wir diese Arbeiten erst morgen und übermorgen durchführen werden, dass ich gewillt bin, ihnen zu glauben.«

Laura atmete tief durch. »Also ich finde das alles einfach nur verquer. Gibt es mich also unendlich oft? Bin ich dann überhaupt echt?« Sie befühlte ihre eigenen Hände.

»Selbstverständlich sind Sie echt. Alle Welten existieren gleichberechtigt nebeneinander.«

»Völlig krass, falls das stimmt.«

»Es stimmt!«

Jonathan hob die Hand. »Aber unterscheidet sich dieses Universum nicht in diesem Moment schon deutlicher vom Ausgangsuniversum als vor ein paar Minuten?«

»Ja, davon müssen wir ausgehen. Mit jeder Interferenz weichen wir mehr und mehr ab, wie zwei Straßen, die erst parallel verlaufen, sich dann aber in verschiedene Richtungen voneinander entfernen.«

»Wegen der Interferenzen.« Jonathan nickte. »So langsam verstehe ich es. Allerdings ist die Vorstellung, hier zu leben und im Ausgangsuniversum elendig verreckt zu sein, schon krass.«

Silk musterte ihn neugierig. »Sie sterben im Ausgangsuniversum?«

»Davon muss ich ausgehen. An Strahlung. Volles Programm. Und Sie?«

Ein seltsamer Gesichtsausdruck zeigte sich auf den Zügen des Forschers. »Ich wohl auch. Direkt durch die Explosion. Eine schlimme Vorstellung, nicht?«

Schweigen legte sich zwischen die drei, bis Laura sagte: »Aber warum will man Sie dann noch töten, wenn Sie vermutlich in ein paar Tagen sowieso sterben, falls sie den Versuch durchführen? Und selbst wenn nicht, gibt es auch keinen Grund mehr. Ich verstehe es nicht.«

»Na ja, man will eben verhindern, dass er den Versuch durchführt«, sagte Jonathan. »Das ergibt Sinn, denn sonst kommt es auch hier zum GAU.«

Der Forscher schüttelte jedoch sofort den Kopf. »Das ist nicht der Grund.«

»Sondern?«

»Es ist Mister X.«

Jonathan begann zu lachen. »Was soll das jetzt werden? Mister X? Der große Unbekannte?«

Silk nickte voller Ernst. »Ganz genau. Darauf wollte ich hinaus, denn auch im Ausgangsuniversum ist der GAU nicht zufällig entstanden. Dort hat angeblich eine Person genau den Fehler zwischen den Strings verursacht, um –«

Eine Explosion ließ Silk verstummen und erschütterte das Haus, sodass die Fenster klirrten. Gleichzeitig flog die Haustür ins Foyer, weggesprengt von einem Spezialkommando, das sich noch durch den wallenden Rauch ins Haus ergoss wie der stille Tod.

20



Schweiz, Kanton Waadt, Lausanne

Laura hatte keine Ahnung, was vor sich ging. Sie spürte nur eine Erschütterung und hörte im Anschluss ein hochfrequentes Pfeifen, das alles überlagerte.

Tinnitus, ging es ihr durch den Kopf, dann wurde sie von Jonathan gepackt und Richtung Wohnzimmer gezerrt. Auch den Forscher stieß er grob vorwärts.

Während Laura hinter den beiden hertaumelte, wagte sie einen Blick zurück. Hellweißer Rauch wallte vom Flur durch die Tür, bis eine Gestalt wie aus einem Alptraum daraus hervortrat. Der Soldat trug eine schwarze Kampfmontur und war bis an die Zähne bewaffnet. Er schrie etwas, denn Laura hörte über das Pfeifen hinweg die Ahnung einer Stimme, dann war sie im Wohnzimmer und der Kerl verschwand aus ihrem Sichtfeld.

Jonathan schob sie auf die Treppenstufen zu, die hinauf auf eine Galerie führten. Silk hastete schon nach oben. »Folge ihm!«, schrie er, was nur ein leises Flüstern in ihren Ohren war. »Schnell!«

Laura gehorchte einfach. Er schien zu wissen, was zu tun war, und schon stieg sie die Stufen hinauf, während Jonathan die Pistole des Kerls zog und die Küchentür mit Schüssen eindeckte. Er selbst bewegte sich dabei rückwärts bis zur Fensterfront und aktivierte die elektrischen Jalousien, die sofort nach oben surrten.

Laura hatte keine Ahnung, warum er das tat, es war ihr auch egal. Sie schockierten nur die Schüsse. Dann war sie oben und stolperte Silk hinterher, der die von Bücherregalen gesäumte Galerie entlang eilte und durch eine weitere Tür verschwand. Laura überlegte, ob sie auf Jonathan warten sollte, aber er erschien schon auf der Treppe und rannte auf sie zu.

Der nächste Raum war ein Schlafzimmer. Das Bettlaken im ausladenden, französischen Bett war zerwühlt. Ein Buch – *unser mathematisches Universum* – lag aufgeschlagen neben dem Kopfkissen, und jede Menge Bücherstapel standen herum. Durch eine weitere Tür ging es in ein angeschlossenes Badezimmer, in das Silk verschwand. Eine zweite Tür daneben führte vermutlich in den Flur des Obergeschosses.

»Ins Bad!«, stieß Jonathan hervor, was sie wieder gut hörte. Er selbst packte eines der Bücherregale und zerrte es vor die Tür. Eine Kommode wuchtete er stöhnend vor die andere, durch die sie gekommen waren.

Laura schluckte hart und trat ins schicke Bad, gefliest mit dunklem Granit. Die Möbel bestanden aus Eichenholz, die Armaturen aus Chrom. Silk stand blass neben einer Kommode am Fenster. Laura begriff sofort, was Jonathan vorhatte: durchs Fenster fliehen. Deswegen hatte er die Jalousien hochgelassen, vermutlich im ganzen Haus.

Beinahe hätte sie laut gelacht. Wie oft hatte sie so etwas in Filmen gesehen, und wie oft war es misslungen. Nein, eigentlich war es *immer* misslungen. »Nicht dein Ernst«, sagte sie, als auch Jonathan ins Bad kam, die Tür hinter sich schloss und absperrte.

»Bessere Idee?« Er sprang zum Fenster, schob Silk aus dem Sichtbereich und blickte selbst hinaus.

Laura wollte etwas erwidern, als sie Schüsse hörte. Jede Menge Schüsse. Sie drangen gedämpft durch die Tür.

Silk wurde noch blasser. »Gott, die drei hatten recht! Die kommen, um mich zu holen!« Er strich sich durchs grau melierte Haar und stöhnte laut.

»Und Ihre Freunde scheinen auch zurückgekommen zu sein.« Jonathan öffnete das Fenster.

Wieder krachten Schüsse, lauter diesmal. Männer und Frauen brüllten Befehle. In der Ferne jaulte eine Sirene.

»Und jetzt?« Silk wollte selbst ans Fenster treten, doch Jonathan schob ihn energisch zurück.

»Wir fliehen, wenn die Luft rein ist!« Er spähte angestrengt hinaus, dann nickte er und sagte: »Jetzt!« Er zog Silk zum Fenster und hievte ihn aufs Sims.

Der blickte voller Furcht in den Augen hinab. Es schien, als würde er es sich anders überlegen, doch dann sprang er.

Laura suchte Jonathans Blick. Der zwang sich zu einem Lächeln. »Wir schaffen das!«, flüsterte er, nahm ihre Hand, drückte sie fest und half auch ihr hinauf. Laura blickte selbst das eine Stockwerk hinab und verfolgte, wie Silk mit eingezogenem Kopf im Gebüsch gegenüber vom Haus verschwand. Sie wollte etwas zu Jonathan sagen, aber der war schon neben ihr und sprang – und zog sie mit nach unten.

Die Landung war härter als erwartet, und Laura entwich ein Schmerzensschrei, als ihr ein Stechen durch die Wade fuhr, aber Jonathan war unerbittlich. Er zerrte sie auf die Beine und über den schmalen Streifen Wiese. Die immergrünen Blätter des Kirschlorbeers raschelten um sie herum, als sie ebenfalls ins Gebüsch eintauchten.

Silk lehnte an der zwei Meter hohen Mauer, die das Grundstück

umgab, und atmete schwer. »Sie müssen wahnsinnig sein!«, keuchte er und wischte sich Speichel von der Lippe.

Jonathan lächelte ohne Freude. »Manchmal muss man das sein.« Ernst fragte er: »Gibts sonst noch einen Ausgang, oder nur den Haupteingang?«

»Nein, ich hab noch einen Hinterausgang!«

»Dann los!« Jonathan trieb sie den schmalen Pfad aus Rindenmulch zwischen Mauer und Gebüsch entlang. Immer wieder hielt er an und spähte durch die Zweige zum Haus, wo immer noch Schüsse fielen, nur weniger mittlerweile.

Laura begriff in dem Moment zum ersten Mal, dass sie zwischen die Fronten zweier Gruppen geraten war, und die kannten offenbar kein Pardon. Nur woher kamen diese beiden Gruppen? Warum wollten die einen Silk retten und die anderen ihn offenbar töten? Welchen Sinn ergab das? Er hatte vorhin selbst gesagt, dass er angeblich noch die Möglichkeit hätte, das Originaluniversum zu retten. Warum ihn dann töten?

Weitere Gedanken wurden unterbunden, weil sie eine Tür erreichten, die von einem Rosenbogen umkränzt war. Silk deutete darauf und zog einen Schlüsselbund aus der Hosentasche.

Jonathan nickte, nahm ihn, spähte durch den Garten zum Haus und sprang vor die Tür. Er fingerte den Schlüssel ins Schloss und stieß sie auf. Dahinter stand zu seiner Überraschung ein Soldat in voller Kampfmontur und zuckte selbst zusammen, als er Jonathan bemerkte. Aber er war gut ausgebildet, denn sofort kam der Gewehrlauf hoch.

Jonathan war nicht minder gut ausgebildet, packte den Lauf und drückte ihn wieder nach unten, während er mit der anderen Hand dem Kerl gegen das Helmvisier schlug.

Ein Schuss krachte ohrenbetäubend. Erde spritzte Laura ins Gesicht. Sie schrie vor Schreck und wich instinktiv neben die Tür zurück, wo Silk noch stand und sie mit weit aufgerissenen Augen einfach nur anstarrte.

Allerdings war Warten keine Option. Ein Soldat auf der Veranda hatte den Schuss und ihren Schrei gehört, rief laut: »Im Garten!«, und rannte schon auf sie zu.

Laura schrie wieder, packte Silk und schob ihn durch die Tür vom Grundstück. Dort kämpfte Jonathan immer noch mit dem Soldaten. Irgendwie hatte er ihn zu Boden gerungen, es hinter ihn geschafft und würgte ihn mit dem Gurt des Gewehrs. Der Soldat schlug und trat dabei um sich, das Gesicht unter dem Helm rot angelaufen.

Laura wurde beim Anblick der rohen Gewalt schlecht, und unter anderen Umständen hätte sie interveniert, doch der Soldat fingerte nach einem Messer und wollte es Jonathan in die Seite rammen. Laura reagierte instinktiv und trat es ihm mit einem Schrei aus den Fingern.

Jonathan nutzte die Chance und riss am Kopf des Soldaten. Er ruckte herum und erschlaffte.

»Oh Gott! Oh Gott! Oh Gott!«, rief Silk währenddessen immer wieder. Der Forscher stand eindeutig unter Schock.

»Zum Wagen!«, krächzte Jonathan und rappelte sich auf. Dem Soldaten nahm er das Gewehr ab, dann nickte er Laura zu und sagte: »Danke.«

Sie grunzte nur und deutete zur Gartentür.

Jonathan sah an ihr vorbei und hob schon das Gewehr. Der Lauf erblühte wie eine fahle Sonne, und noch einmal und noch einmal. »Zum Wagen! Rennt!« Jonathan feuerte weitere Male auf die Tür.

Diesmal starrte Laura mindestens drei lange Sekunden auf Jonathan, das Gewehr und den ohnmächtigen oder toten Soldaten zu seinen Füßen, dann rannte sie los, entsetzt über ihren eigenen Aussetzer. »Hier entlang!« Sie ergriff Silk am Arm und hetzte die Querstraße entlang. Ihr Wagen stand immer noch eine Querstraße weiter, keine drei Minuten zu Fuß, aber wenn man wusste, dass hinter einem geschossen wurde, zogen sich die paar hundert Meter in die Länge. Sie spürte jeden Schritt, besonders im Knöchel, auf dem sie blöd gelandet war. Vermutlich würden sich die richtigen Schmerzen erst melden, wenn der Adrenalinkick nachließ. Aber dafür war später Zeit, jetzt hieß es rennen. Rennen und rennen und rennen.

Jeder Atemzug brannte schon nach wenigen Metern in ihren Lungen. Silk an ihrer Seite sah nicht besser aus. Er keuchte wie jemand, der sein Leben lang nur Bücher gelesen hatte und Gleichungen löste.

Wieder krachten Schüsse. Schreie. Das Patschen von Stiefeln hinter ihr.

Laura wagte nicht, zurückzublicken. Sie hatte Angst, dadurch aus dem Tritt zu kommen und zu stolpern. *Einfach nur rennen, Baby. Einfach rennen!*

Wie durch ein Wunder erreichten sie das Ende der Querstraße und bogen rechts ab. Ihr Wagen kam in zweihundert Metern Entfernung in Sicht. Dazu der weiße Van, der aber seitlich vor einem Haus stand, die Türen offen. Niemand war zu sehen.

Laura atmete hart und kam dann doch ins Straucheln, weil der Forscher urplötzlich stehen blieb.

»Was ist?«, fragte sie ihn mit Wut in der Stimme.

»Ich … Ich kann nicht mehr.« Schweiß tropfte von seiner Stirn. Er sah furchtbar aus.

»Doch, das können Sie! Los! Da vorne, der schwarze Audi!«

Silk hob den Blick, nickte, schluckte und lief weiter – bis ein Schuss knallte und den Forscher keuchend vorwärtstaumeln ließ.

Laura blieb selbst wieder stehen. Ihr Unterbewusstsein begriff, was

passiert war, aber nicht ihr Hirn. Völlig irritiert wandte sie sich um und erblickte einen Soldaten am Eingang zu Silks Anwesen. Die Pistole in seiner Hand erglühte ein zweites Mal, und etwas pfiff an Laura vorbei. *Ein Projektil …*

Sie schrie vor Entsetzen auf und rannte wieder los. »Weiter!« Sie zerrte Silk mit sich, der an sich herabblickte. Blut färbte sein Hemd seitlich am Bauch.

Schusswunde, diagnostizierte der Arztteil ihres Gehirns, der auch bei schlimmsten Notfällen wie geschmiert lief. *Womöglich Durchschuss. Milz, Magen, Bauchspeicheldrüse, Dünndarm, Dickdarm könnten betroffen sein. Einstufung: kritisch.*

Als ein weiterer Schuss krachte, zog sie den Kopf zwischen die Schultern und biss auf die Zähne. Sie hatten den Wagen fast erreicht. Noch fünfzig Meter. Vierzig. Dreißig. *Wer hatte eigentlich den Schlüssel? Jonathan?*

Wieder blickte sie zurück und sah ihn nachkommen. Er rannte mit dem Gewehr in der Hand auf sie zu. Der Kerl am Anwesen lag auf dem Boden … *Auf dem Boden …*

Laura stolperte über die Bordsteinkante und knallte auf den Asphalt. Sie keuchte, rappelte sich wieder auf, bemerkte das Blut an ihren Fingern, ignorierte es und war am Wagen. Die Blinker fiepten im gleichen Augenblick. *Danke, Herr Kommissar.* »Rein!«, rief sie dem Forscher zu, dessen Hemd mittlerweile von Blut getränkt war. »Auf die Rückbank!«

Silk nickte nur matt, zog die Tür auf und sank auf den Rücksitz. Laura humpelte zum Kofferraum, zog die Klappe empor und fingerte nach dem Verbandskasten. *Um eine Schusswunde zu behandeln … Laura … Du müsstest es besser wissen.*

Ruhe! Mit dem Kasten stieg sie neben Silk ein. Jonathan folgte keine Sekunde später und schwang sich hinters Steuer. Das Gewehr warf er auf den Beifahrersitz.

»Ist er getroffen?«

»Ja!« Laura knöpfte dem Forscher schon das Hemd auf. »Fahr einfach! Das ist jetzt mein Job!«

Jonathan nickte nur, während der Forscher sie anstarrte. »Ihr Job?«

»Ja, verdammt! Ich bin Ärztin!«

Silks Widerspruch ging im Aufröhren des Wagens unter, und schon glitten sie vom Parkplatz, rumpelten über die Bordsteinkante und ließen die Villen Lausannes mit den zwei Parteien und dem Geballer hinter sich.

21



Schweiz, Kanton Waadt, Lausanne

Jonathan blickte mehr in den Rückspiegel als auf die Straße. »Wie sieht es aus?«

Laura sah nicht auf, sondern beugte sich tiefer über Silks Bauch. »Keine Ahnung.«

Der Forscher stöhnte. »Was heißt hier keine Ahnung? Ich dachte, Sie sind Ärztin!?«

»Bin ich auch, aber Schusswunden stehen in der Provinz nicht auf der Tagesordnung!« Sie strich sich eine Haarsträhne aus dem Gesicht, wobei die sich rot von seinem Blut färbte. »Und in der Klinik habe ich andere Mittel, nicht nur einen abgelaufenen Verbandskasten!«

Jonathan widmete sich wieder der Straße. Er war irgendwohin gefahren, Hauptsache weg von der Villa. Es handelte sich um eine Hauptstraße gen Norden, und so weit er das beurteilen konnte, wurden sie nicht verfolgt. Die Frage war nur, wie lange es so bleiben würde. Es mussten Söldner gewesen sein, da war er sich ziemlich sicher. Wie Silk gesagt hatte, konnten es keine Leute aus der Parallelwelt sein, weil nur Strahlung zwischen den Universen wechselwirken konnte, insofern blieben lediglich spezielle Sicherheitsdienste aus diesem Universum, die irgendwie angeheuert worden waren.

»Wir müssen ihn in ein Krankenhaus bringen!«, sagte Laura von der Rückbank. »Er verliert zu viel Blut.«

»Ja, verdammt!« Silk atmete schwer. »Das sieht wirklich nach viel aus!« Er lachte hysterisch.

Jonathan blickte wieder in den Rückspiegel. »Kennen Sie ein Krankenhaus in der Nähe?«

»Nur in Genf. Ist mir auch völlig egal, fahren Sie einfach!« Er atmete heftigst, als würde er in den Wehen liegen.

Laura fluchte. »Nicht so ruckartig fahren! So blutet es nur noch mehr.«

»Dann machen Sie was dagegen!«

»Tue ich doch, aber die Möglichkeiten sind etwas limitiert!« Sie beugte sich wieder über ihn und presste ihre Hände fester auf die Wunde, was ihn laut aufstöhnen ließ.

Jonathan checkte wieder Rück- und Seitenspiegel, ob sich irgendwelche Verfolger zeigten, aber niemand war zu sehen, nur der normale Verkehr.

Er wandte sich wieder halb nach hinten und sagte: »Wir sind vorhin unterbrochen worden, Herr Silk. Sie sprachen von Mister X. Was haben Sie damit gemeint?«

Silk zischte schwer. »Sie wollen jetzt wirklich … *ahhh* … über den Unbekannten … reden?«

Jonathan nickte grimmig. »Nur für den Fall, dass Sie uns wegsterben.«

Silk ächzte. »Sie sind wirklich hart drauf! Aber vielleicht ist es tatsächlich besser, je mehr Leute davon wissen.« Er schluckte hart. »Also, die drei haben erzählt, dass der Reaktorunfall absichtlich herbeigeführt worden ist.«

»Absichtlich?«

»Ja! Von Mister X.«

»Warum?«

»Um zwischen den Welten zu springen!«

Jonathan und Laura sogen beide scharf die Luft ein. Jonathan sagte: »Man kann zwischen den Universen *springen?*«

»Angeblich ja!« Silk zischte wieder vor Schmerzen. »Es soll … *Gott, tut das weh!* … Es soll hochkomplex sein und nur Probleme mit sich bringen. Ein Sprung erzeugt wohl eine ziemlich große Interferenz und ist mit enormem Energieaufwand verbunden. Dabei kam es wohl im Ausgangsuniversum zum ersten GAU, als Mister X die Welt gewechselt hat.«

»Mister X«, echote Laura. »Wer soll das sein? Und warum sollte er zwischen den Universen springen wollen? Wieso sollte er das überhaupt können?«

»Weil es ein Universum gibt, in dem er das herausgefunden hat. Verstehen Sie nicht? Alles ist möglich, er ist uns in seinem Universum einfach voraus, vielleicht Jahre, vielleicht auch nur Monate. Egal, er hat herausgefunden, wie es geht und hat es gemacht. Er gehört zu unserem Forschungsteam, aber mehr haben mir die drei auch nicht erzählt – zu meinem Schutz. Ich müsse nur wissen, dass X versuchen wird, mich zu ermorden.«

Jonathan checkte kurz den Verkehr, weil sie von einem Fahrzeug überholt wurden, dann sagte er: »Okay! Jemand aus Ihrem Forschungsteam ist also Mister X, der nur Gast in dieser Welt ist. Schön. Dann finden wir ihn und stoppen ihn.«

Silk grunzte. »Genau das wollten die drei mit meiner Hilfe machen – bis Sie beide gekommen sind. Deswegen waren wir auch heute Morgen unterwegs. Es muss X ja zweimal geben.«

»Stimmt! Den Originalen und den Gast!«

»Genau.« Silk stöhnte heftiger und schluckte hart. »Die drei sagten, dass das ein riesiges Problem sei, denn der Gast erzeugt mit seinem Handeln wohl ständig Interferenzen. Es wird also immer wirrer. Stellen Sie es sich so vor: Man hat unendlich viele parallele Striche, die nur so minimal voneinander differieren, dass wir das gar nicht wahrnehmen. Jeder Strich ist ein Universum auf einer Zeitschiene. Jetzt springt aber X zwischen zwei Strichen, woraufhin es zu Wellen und Verwerfungen kommt. Die Striche zittern für einen kurzen Moment, berühren sich, überlappen sich, wie bei Gehirnstrommessungen. Verstehen Sie? Je mehr X unternimmt, desto verrückter werden die Striche und desto mehr verändern sich die Universen.«

»Also müssen wir X unbedingt stoppen!«

»Auf jeden Fall. Schon allein wegen des Kraftwerks. Zum Springen braucht er offenbar die Energie … des Kraftwerks.« Silk ächzte.

Jonathan benetzte sich die Lippen mit der Zunge. »Und dann kommt es zum GAU. Verstehe. Wer ist es? Haben Sie eine Vermutung?«

Silk wollte etwas antworten, zischte aber nur unverständlich, erzitterte und erschlaffte.

Laura rief: »Scheiße!«

»Was ist?« Jonathan sah im Rückspiegel nur, wie sie sich über Silk beugte und ihm mit der flachen Hand gegen die Wangen klatschte.

»Er hat die Augen verdreht und ist ohnmächtig geworden. Er muss umgehend in ein Krankenhaus, Jonathan! Er verliert zu viel Blut. Der Druckverband ist schon wieder vollgesogen.«

Jonathan sah das ganze Rot und stieg mehr aufs Gas. »Ehrliche Einschätzung.«

Laura zuckte mit den Achseln. »Bauchwunden sind tückisch. Es hängt davon ab, ob innere Organe verletzt wurden. Hat es den Darm erwischt, treten Fäkalien und Bakterien in den Bauchraum ein, was sich brutal entzünden kann. Hat es die Aorta erwischt, wird er innerlich verbluten. Wenn er Glück hatte und nur Gewebe verletzt wurde, kann er durchkommen – aber nur, wenn er umgehend behandelt wird.«

»Ich habs verstanden!« Jonathan setzte den Blinker und überholte einen Wagen. Während er weiter beschleunigte und nebenbei das Navi nach einem Krankenhaus suchen ließ, versuchte er, das Gehörte zu begreifen. Multiversen und Sprünge dazwischen. Das klang nach Science Fiction, aber nicht nach ihrer Realität. In der spürte er das raue Lenkrad unter seinen Fingern, das Gaspedal unter seiner Schuhsohle, den Schweiß im Rücken und hatte den Geruch von Blut in der Nase. Allein die Vorstellung, dass dieser Augenblick unendlich oft geschah und schon geschehen war und noch endlos oft geschehen

würde, war vollkommen verrückt. Konnten sie überhaupt etwas verändern? In den Lauf der Dinge eingreifen? Hatten sie ihr Schicksal in der Hand?

Sie. Er und Laura.

Sein Blick fiel in den Rückspiegel, wo Laura Girard weiterhin um Silks Leben kämpfte. Sie war wirklich eine beeindruckende Frau. Wie sie mit ihm aus dem Fenster gesprungen war. Wie sie Silk zum Wagen gezerrt und gedankenschnell den Verbandskasten aus dem Kofferraum geholt hatte.

Jonathan musste zugeben, dass die Ärztin ihm mehr als gefiel. Sie war genau der Typ Frau, den er sich immer gewünscht hatte, ohne es zu wissen. Waren sie vielleicht in einer anderen Welt sogar ein Paar? Hatten sie Kinder? Strohblonde Bälger, die am Genfersee badeten?

Ein schrilles Hupen riss ihn aus den Gedanken, und er scherte zurück auf die Fahrbahn ein, denn er war in die Mitte abgekommen. »Jaja«, murmelte er und konzentrierte sich vollends auf die Straße.

Aber nur für einen Moment, denn Laura fluchte.

»Was ist?«, wollte er wissen.

»Sein Puls wird schwächer, vermutlich sinkt auch der Blutdruck! Er verliert zu viel Blut!«

»Wie lange hat er noch?«

»Kann ich nicht sagen, aber die Gefahr für Herzinfarkt oder Schlaganfall steigt rapide an. Es muss sofort behandelt werden!«

»Ich fahr ja schon wie der Henker!« Und das tat er wirklich; mit eingeschaltetem Warnblinklicht raste er inmitten der beiden Spuren dahin.

22



Schweiz, Kanton Waadt, außerhalb von Lausanne

Sie hatten noch zwei Minuten laut Navi, als Laura mit leiser Stimme seinen Namen sagte.

Jonathan lief es bei ihrer Betonung kalt den Rücken hinab. »Ja?« Ihre Blicke trafen sich im Rückspiegel. Sie war blass und sah vollkommen erschöpft aus.

»Du kannst langsamer fahren.«

»Nein!«

»Doch. Silk ist tot.«

Jonathan stiegen Tränen in die Augen. »Das ist er nicht!« Er wusste nicht mal, warum er weinte, schließlich hatte er den Forscher kaum gekannt.

»Doch, das ist er.« Sie sank erschöpft neben dem Toten auf die Rücksitzbank und schloss die Augen. Ihre blutigen Hände hinterließen überall auf ihren Klamotten Flecken. »Wir waren einfach zu langsam.«

Ihre Worte echoten in seinen Ohren wieder. *Wir waren zu langsam.* Zu langsam, wie in seinem Traum, in dem er es auch nicht geschafft hatte. *Halt!*, unterbrach er sich selbst. Es war doch gar kein Traum gewesen, sondern eine Interferenz. Irgendwie konnten wohl auch Träume und Gedanken zwischen den Welten wechseln. Das hieße, dass er in *irgendeinem* Universum zu spät gekommen war. Okay, das musste er akzeptieren, aber es hieß nicht, dass er in diesem Universum auch zu spät kommen würde. Sie konnten es verändern. Sie konnten die Linie des Universums, um Silks Metapher aufzugreifen, verändern und den GAU verhindern!

Plötzlich spürte er Lauras Hand an seiner Schulter. »Wir finden Mister X und halten ihn auf«, sagte sie mit sanfter, aber bestimmter Stimme. »Am Ende wird alles gut.«

»Und wenn es nicht gut ist«, setzte er den Spruch fort, »dann ist es noch nicht das Ende.«

Den letzten Teil sagten sie gemeinsam. Dabei legte er seine Hand auf ihre Finger und drückte sie.

Laura nickte ihm zu, ein mattes Lächeln auf den Lippen, dann zog sie sich wieder zurück. Einen Moment lang betrachtete sie den Toten neben sich und sagte: »Was ist, wenn es Silk selbst ist?«

Jonathan blies die Wangen auf. Daran hatte er noch gar nicht gedacht. »Das wäre … krass.«

»Aber es würde doch Sinn ergeben. Er ist die federführende Person, hat das meiste Know-how bezüglich der Parallelwelten. Die drei Kerle sagen ihm natürlich nicht, dass er es ist, um ihn nicht vollends zu verwirren. Ich meine, wie klingt das denn, dass eine Variante von dir selbst hier ist, um dich zu töten? Das ist doch völlig verrückt.«

Die Argumentation hatte was. »Deswegen auch der Mordversuch. Silk wollte sein Alter Ego in dieser Welt loswerden. Aber würde er das so kompliziert machen und gleich ein Killerteam schicken?«

»Warum nicht? Die Alternative, es selbst zu machen, finde ich noch krasser. Stell dir mal vor, du müsstest dich selbst umbringen. Puhhh …«

»Das stimmt«, gab Jonathan zu. »Aber wir sollten uns nicht nur auf ihn versteifen. In der Kriminalistik läuft man zu häufig Gefahr, sich zu verrennen. Ich meine, es könnte jeder Angestellte von ihm sein. Wie viele arbeiten für ihn? Mindestens vierzig oder fünfzig Leute, oder? Das sind eine Menge, aber wir könnten alle prüfen.«

»Alle?«

»Na ja, nach Prioritätenliste. Es muss jemand mit Know-how sein, jemand, der wirklich fit in der Stringtheorie ist. Einen einfachen Techniker können wir an sich ausschließen.«

Laura ließ sich das durch den Kopf gehen. »Was ist mit Silks Assistent Russo? Der ist doch seine rechte Hand und kennt sich mindestens genauso gut mit der Materie aus. Der hat doch gesagt: *Ich habe mich fünfzehn Jahre mit der Thematik befasst?«*

Jonathans Augen weiteten sich. »Und er hat vom Sterben in der einen Welt und vom Leben in der anderen geschwafelt. Vielleicht war es schon der fremde Russo und hat uns eine erstklassige Show vorgespielt.«

Beide schwiegen einige Sekunden, bis Laura sagte: »Also haben wir schon zwei Kandidaten.«

»Die Einzigen, die wir bisher kennen. Ich werde aber über Nicole die Personalliste von Silks Team anfragen lassen.« Er verzog das Gesicht, als würde er bittere Medizin schmecken. »Das wird nur verdammt viel Arbeit, allein die fachlichen Backgrounds von allen zu erfragen. Wir bräuchten die Personalakten.«

»Die werden im Forschungszentrum lagern. Kommst du in deiner Funktion da ran?«

»Eher schwierig. Selbst wenn wir einen Verdacht hätten, dass Person A ein Verbrechen plant, müssen wir das an die Polizei melden, die sich dann kümmert. Unser Job ist das nicht.«

»Du hast doch alte Polizeikontakte.«

»Aber nicht hier in der Region.« Jonathan schüttelte den Kopf. »Ich

kann Nicole darauf ansetzen, aber die Hauptarbeit werden wir selbst machen müssen.«

»Und womit fangen wir dann an?«

»Mit Silk und Russo. Mich würde es stark wundern, wenn sie nicht beide digitalen Zugriff auf ihre Arbeit im Kraftwerk haben – und damit auf die Personalakten. Seit Corona haben doch fast alle zusätzliche Homeoffice-Arbeitsplätze.«

Laura runzelte die Stirn. »Du willst zurück zu Silks Villa?«

»Nein, das ist mir zu heikel. Die wird sicher überwacht, oder es wimmelt mittlerweile dort vor Polizei.«

»Also Russo?«

»Würde ich sagen. Der müsste sich im Forschungszentrum aufhalten. Hat sich nach recht viel Arbeit angehört, die er zu erledigen hat. Wir sollten also bis zum Abend relativ sicher sein, wenn wir uns bei ihm etwas umsehen.«

»Du meinst, wenn wir bei ihm zu Hause einbrechen.«

Jonathan grinste schief. »Irgendwelche Probleme damit?«

»Hunderte!«, sagte sie, schüttelte jedoch seufzend den Kopf. »Eine Sache müssen wir nur klären.«

»Und die wäre?«

»Was tun wir, wenn wir Mister X finden?«

»Ihn aufhalten.«

»Ja, aber was bedeutet *aufhalten*? Ihn umbringen? Dann bin ich klar raus. Ich werde niemanden erschießen! In keinem Fall!«

»Musst du auch nicht. Es reicht doch, wenn wir ihn daran hindern, den Versuch durchzuführen. Wir müssen ihn also nur schnappen und festsetzen. Wenn ich ehrlich bin, wäre es sogar verdammt wichtig, dass er überlebt. Stell dir nur mal vor, welche Möglichkeiten sich mit seinem Wissen ergeben. Sprünge zwischen Universen! Das Wissen können wir ihn doch nicht mit ins Grab nehmen lassen.«

Laura nickte nur, jedoch mit einem nachdenklichen Ausdruck auf dem Gesicht.

Jonathan musterte sie im Rückspiegel. »Alles okay?«

»Ja, ich … Ach, es ist alles nur etwas viel. Gestern Morgen war ich noch eine ganz normale Ärztin.«

»Bist du immer noch.«

Sie schnaubte. »Das glaubst du doch selbst nicht, Herr Kommissar. Was meinst du, was passiert, wenn das alles publik wird? Multiversen und Sprünge dazwischen. Das verändert doch alles. Ich mein … stell dir das nur vor! Plötzlich wird dadurch alles möglich! Du könntest über eine Interferenz die Lottozahlen vom nächsten Wochenende abgreifen, weil dort schon gelost wurde. Du könntest Verbrechen vorausahnen, Gott, stell dir das nur vor! In Universum X geschieht ein Mord. Man meldet das an die anderen Universen, die zeitlich dahinter

sind, und schon sperrt man dort den Mörder ein, obwohl er noch gar kein Verbrechen begangen hat. Und es vielleicht gar nicht tut. Das ist völlig irre. Wenn alles möglich ist, dann auch, dass ich in einem anderen Universum eine Mörderin bin. Und im anderen das Opfer, und …« Laura stieß ein seltsames Geräusch aus und strich sich die Haare aus dem Gesicht. »Das ist so verquer, Jonathan, diese Info darf nicht publik werden! Nie und nimmer! Wenn das passiert, bricht alles zusammen. Hundertprozentig!«

»Weil es dann zu viele Interferenzen geben wird.«

»Genau. Du musst kein Physiker sein, um das zu begreifen. Gesunder Menschenverstand reicht!«

Jonathan nickte grimmig. »Also müssen wir nicht nur diese Welt retten, sondern auch alle anderen.«

»Scheint so«, sagte Laura düster. Ihr Blick fiel auf den Toten neben sich und sie wisperte noch: »Scheiße.«

23



Schweiz, Kanton Genf, Genf

»Komm! Geh ran!«

Eduardo jagte seinen Wagen durch die Stadt. Die ganze Fahrt von Lausanne bis hierher hatte er es im Minutentakt versucht, doch Isabella hob einfach nicht ab. Es klingelte so lange, bis die Mailbox ranging und sagte: »Hey! Hier ist die Mailbox von Isabella Russo. Wenn du eine Nachricht dalässt, ruf ich zurück. Ciao!«

Irgendetwas stimmte nicht. Sie war am Morgen mit Paola zur Mutter-Kind-Kur nach Zürich aufgebrochen. Sie wollte schreiben, wenn sie dort angekommen war, doch dann war diese seltsame Nachricht gekommen.

BITTE KOMM NACH HAUSE! DRINGEND! IN LIEBE, ISA

Eduardo hatte alles stehen und liegen lassen und war sofort aufgebrochen. Er hatte eigentlich einen Sack voll Arbeit, den dieses Pärchen von der IAEO auch noch gestört hatte, aber wenn Isabella eine so komische Nachricht schickte, musste etwas passiert sein. War Paola krank? War ihr etwas zugestoßen?

Die Vorstellung machte ihn ganz krank, und er fuhr viel zu schnell durch die Stadt. Die Unklarheit zerriss ihn förmlich. Er hatte es schon immer gehasst, wenn Isabella sich nicht meldete. Er wollte sie nicht überwachen, sie sollte ihm nur, wenn sie beispielsweise auf eine Fortbildung fuhr, eine kurze Nachricht schicken, dass sie wohlbehalten angekommen war. War das zu viel verlangt?

BITTE KOMM NACH HAUSE! DRINGEND!

Seine blühende Fantasie bescherte ihm zig Varianten, die alle passiert sein könnten. Ein Sturz, ein Autounfall, eine spontane Erkrankung, plötzlicher Kindstod. Eduardo bekam eine Gänsehaut an den Unterarmen und bog viel zu schnell an einer Kreuzung ab, dass er beinahe einen Unfall gebaut hätte. Das wütende Hupen der Dame, deren Wagen er geschnitten hatte, wurde allerdings schnell leiser hinter ihm.

Dann endlich erreichte er die Abfahrt zu ihrer Wohngegend und schlängelte sich im Slalom durch die geparkten Fahrzeuge.

Isabellas Wagen stand nicht in der Einfahrt. Das Garagentor war geschlossen, die Rollläden weitgehend bis auf Streifen für die Pflanzen

heruntergelassen. Es sah genau so aus, wie er es fürs Wochenende erwartet hatte.

Irgendwie wühlte ihn der Anblick noch mehr auf. War sie vielleicht auf dem Weg zurück und noch gar nicht hier? Er fuhr in die Einfahrt und sprang aus dem Wagen. Mit schnellen Schritten war er an der Wohnungstür und sperrte auf. Es roch nach zwei Tagen nicht gelüftet.

»Isabella?« Er blickte den Flur entlang. »Paola?«

Niemand antwortete.

Was zum Teufel war los? Mit dem Handy in der Hand drang er tiefer in sein eigenes Haus vor und spähte in jeden Raum, aber niemand war da. Auch oben im ersten Stock, wo die Schlafräume und das Bad lagen, war niemand.

Irritiert und mit klopfendem Herzen lief er wieder ins Wohnzimmer, von wo aus er durch den Rollospalt in die Einfahrt blicken konnte, und wählte zum wiederholten Male Isas Nummer. Während es klingelte, fiel ihm Igel Mayo auf, der auf dem Wohnzimmertisch lag.

Eduardo gefror das Blut in den Adern. Ganz langsam näherte er sich der bunten Stoffpuppe. Ein Schrei entwich seiner Kehle.

Igel Mayo war verdreckt und halb zerrissen, fast, als wäre ein Vierzigtonner darüber gebrettert.

Erst da fiel ihm auf, dass er ein Geräusch in der Wohnung hörte. Das Vibrieren eines auf lautlos gestellten Handys.

Seine Stimme war nur ein heiseres Flüstern. »Isabella?«

Er schluckte schwer und bewegte sich Richtung Küche, wo er das Vibrieren ausmachte. Vorsichtig drückte er die Tür ganz auf, wo er vorher nur einen flüchtigen Blick hineingeworfen hatte.

Isabellas Handy vibrierte über die Arbeitsplatte. Auf dem Display stand *Eduardo*.

Mit pochendem Herzen betrat er die Küche. Was bitte ging hier vor? Warum war Isabellas Handy hier? Sie legte es nicht aus der Hand, nahm es sogar mit aufs Klo.

Aber es lag da und summte.

Mit zitternden Fingern nahm er es zur Hand und starrte auf das Display. Er lehnte seinen eigenen Anruf ab, schüttelte irritiert den Kopf, sah sich in der wieder totenstillen Küche um und entsperrte dann das Handy seiner Frau mit ihrer PIN. Er wusste nicht, warum, aber irgendwas stimmte mit dem Handy nicht. Er rief die Anrufliste auf und sah nur seine vierunddreißig Anrufversuche. In der Nachrichtenübersicht fand er die mysteriöse Textmessage.

BITTE KOMM NACH HAUSE! DRINGEND!

Ein Geräusch im Flur ließ ihn aufblicken. »Isa?«

Keine Antwort.

Zu seiner Furcht mischte sich plötzlich Ärger. »Was soll der Mist? Komm, verrat mir endlich, was das soll? Wo steckst du?«

Er trat aus der Küche in den Flur. Dort hing der raumhohe, rahmenlose Spiegel, den sich Isabella immer gewünscht hatte. Aus dem Glas funkelte ihm ein grimmiger Eduardo Russo entgegen. Allerdings trug sein Spiegelbild kein hellgraues Langarmshirt, sondern ein schwarzes, und hatte ein Küchenmesser in der Hand.

»Hier muss es sein!«

Jonathan parkte am Straßenrand, gegenüber eines schicken Einfamilienhauses. Ein Wagen mit Schweizer Kennzeichen stand in der Einfahrt, ansonsten war alles ruhig. Die Rollos hatte man weitestgehend heruntergelassen.

Laura spähte ebenfalls zum Haus hinüber. »Und wie willst du da jetzt rein? Die Haustür ist von der Straße prächtig einzusehen.«

»Wir klingeln erst mal.« Jonathan zeigte in den Vorgarten, wo eine nigelnagelneue Kinderschaukel stand. »Er scheint Familie zu haben.«

Laura seufzte. »Die gleiche Story wie bei Silk?«

»Auf jeden Fall. Hoffen wir nur, dass nicht wieder Besuch aufkreuzt.«

Seite an Seite überquerte sie die Straße und die Einfahrt. Jonathan warf dabei einen Blick in den Wagen, entdeckte aber nichts, das auf den Besitzer hindeutete.

Dann klingelten sie. Ihre Blicke trafen sich dabei, und Jonathan nickte, als wollte er sagen: Alles wird gut.

Allerdings öffnete niemand. Auch nicht auf ein zweites Klingeln.

»Ausgeflogen, was?«

Jonathan lief am Haus entlang, um durch eines der Fenster zu spähen. Von der Einfahrt aus hatte er einen Blick in ein Wohnzimmer, aber niemand war zu erkennen.

»Alles ruhig«, sagte er seufzend und sah sich nach Laura um. Die spähte angestrengt durch ein anderes Fenster.

Jonathan war schon bei ihr. »Hast du was entdeckt?«

»Keine Ahnung. Was ist das dort auf der Spüle?«

Jonathan spähte in eine Küche und registrierte ein Glas mit einem Finger breit Wasser neben der Spüle. Daneben lag eine Packung Tabletten, doch er konnte die Aufschrift nicht lesen.

Laura war gewiefter. Sie fotografierte mit ihrem Handy das Arrangement und zoomte das Bild auf. Ein scharfer Atemzug entwich ihr. »Zolpidem! Das ist ein Schlafmittel der neuen Generation!«

»Und weiter?« Jonathan verstand ihre Aufregung nicht. »So was nehmen doch viele, gerade in Akademikerkreisen und mit Kindern.«

»Richtig, aber ich sehe das mittlerweile extrem kritisch! Etliche Studien belegen, dass das Sterberisiko deutlich erhöht ist, sobald Schlafmittel verschrieben werden. Das Zeug ist ernsthaft gefährlich.«

Jonathan blickte mit gerunzelter Stirn noch einmal zum Glas, dann zu ihr. »Hundertprozentig sicher?«

»Ja! Die Mittel lösen oft Depressionen aus und erhöhen die Suizidgefahr. Dass eine Packung hier einfach in der Küche liegt, ist mit einem Kind im Haus unverantwortlich!«

»Also Gefahr in Verzug?«

Laura nickte entschieden, und Jonathan handelte. Er bückte sich, um einen faustgroßen Stein der Rasenbegrenzung aufzuheben und gegen die Scheibe zu donnern. Die Scheibe splitterte.

Laura zischte laut neben ihm. »Ich muss verrückt sein!«

»Nein«, sagte er, »du sorgst dich nur um deine Mitmenschen.« Beinahe routiniert entfernte Jonathan mit dem Stein die gezackten Glasreste an den Rändern, dann schob er den Rollladen gewaltsam nach oben und hielt ihn dort. »Nach dir!«

Laura war immer noch blass, kletterte aber durch das zerstörte Fenster ins Innere. »Ich mach auf!«, sagte sie und verschwand im Flur.

Kurz darauf öffnete sie ihm die Wohnungstür.

»Nichts weiter anfassen!«, sagte er sofort und betrat das Haus. »Sollte hier irgendwas passiert sein, selbst ein Suizid, freut sich die Spurensicherung, wenn wir noch mehr Spuren hinterlassen.«

Gemeinsam drangen sie tiefer ins Haus vor. Zu hören war nichts. Zu sehen auch nichts Auffälliges, außer das Glas in der Küche. Laura begutachtete die milchige Neige und rümpfte die Nase. »Das ist nicht gut! Das ist hundertprozentig eine Überdosis. Wir sollten den Notarzt rufen.«

»Mit einer Leiche im Kofferraum?« Jonathan winkte ab. »Wir sehen uns erst um!«

Laura entgegnete nichts dazu und folgte ihm in ein Wohn-Esszimmer. Ein buntes Kinderspielzeug auf dem Esstisch fiel ihr auf, das ziemlich ramponiert aussah. Ansonsten war der Wohnraum überraschend gut aufgeräumt, fast, als wollte jemand kein Chaos hinterlassen.

Jonathan schürzte auf einen entsprechenden Kommentar nur die Lippen und schlich weiter durchs Haus. Seine Haltung zeigte, wie angespannt er war. »Irgendwas stimmt hier nicht!«, flüsterte er und spähte wieder in den Flur. Dort hatten sie alle Räume durch. Einzig eine offene Holztreppe führte ins Obergeschoss.

Von dort wehte ein Knarzen zu ihnen herab.

Jonathan erstarrte und signalisierte Laura, still zu sein und hinter ihm zu bleiben. Geräuschlos bewegte er sich auf die Treppe zu. Er überlegte, ob er das Gewehr aus dem Wagen holen sollte, aber wenn

ihn Nachbarn dabei bemerkten, hätte er in spätestens zwei Minuten ein Großaufgebot der Polizei hier.

Seitlich der Treppe blieb er stehen. Er konnte die ersten sechs Stufen schräg einsehen. Matte Lichtstrahlen fielen durch ein Oberlicht herab, ließen einzelne Staubflusen aufleuchten.

Dann eine huschende Bewegung. Holz knarrte wieder.

Jonathan wirbelte um die Ecke, um die ganze Treppe im Blick zu haben, als er Russo direkt neben sich hinter dem Eck gewahrte. Der Forscher schwang einen Golfschläger.

Jonathan entwich ein Schrei und er ließ sich fallen. Mit einem *Wooooosch!* zischte der Schläger über ihn hinweg und knallte gegen die Wand. Putz und Farbe platzten davon ab.

Auch Laura schrie, als sie Russo bemerkte. Der trat nach Jonathan, traf ihn an der Schläfe und sprang über ihn hinweg.

Ein zweites Mal ließ er den Schläger sausen, diesmal nach Laura. Die bekam ihn gegen die Schulter, kreischte und stürzte zu Boden.

Jonathan hatte sich derweil wieder aufgerappelt. Weiße Sterne tanzten vor seinen Augen, aber er grunzte und folgte Russo, der zur Wohnungstür rannte.

»Stehen bleiben!« Jonathan bemerkte Laura, die zu Boden gegangen war, und kämpfte mit dem Drang, ihr zu helfen, aber sie mussten Russo aufhalten. Also stürzte er den Flur entlang, an ihr vorbei und ins Foyer.

Russo war schon an der Haustür und riss sie auf.

Ihre Blicke trafen sich, und Jonathan erblickte kein Erkennen darin, dann zog Russo ihm die Tür vor der Nase zu.

Jonathan griff nach dem Türgriff, aber Russo war gewiefter als erwartet und schlug sie wieder auf, Jonathan mitten ins Gesicht.

Der schrie, taumelte rückwärts, schmeckte Blut im Mund und fing sich am Türstock. »Russo!«, keuchte er. »Warten Sie!«

Doch Russo dachte nicht daran. Sein Schatten verschwand hinter den geriffelten Glaselementen der Tür; vermutlich rannte er zum Wagen.

Jonathan wischte sich Blut von den Lippen und folgte. Er öffnete gerade die Tür, als Russo den Wagen startete. Das Getriebe knirschte beim Einlegen des Rückwärtsgangs. Die Riefen quietschten gotterbärmlich.

»Russo!« Jonathan sprintete hinter dem rückwärts ausscherenden Wagen her und wollte sich in den Weg stellen, doch Russo brachte den Wagen irgendwie herum und gab Vollgas. Jonathan blieb nichts anderes, als sich mit einem Hechtsprung in Sicherheit zu bringen.

Keuchend blieb er am Boden liegen und sah dem Forscher hinterher. Dabei versuchte er noch, sich das Kennzeichen zu merken, aber die letzten Ziffern bekam er nicht mehr mit. Ihm entwich ein

Fluch und er schlug mit der Faust auf den Asphalt. Blut sprenkelte dabei den Boden, Blut aus seiner Nase. Er hatte voll eine abbekommen.

»Jonathan!« Laura kam in dem Moment über die Einfahrt zu ihm gerannt. »Gott! Alles okay?«

»Geht so!« Er rappelte sich auf und spuckte noch einmal Blut aus. »Und bei dir?«

Sie zuckte mit den Achseln, hielt sich aber die rechte Schulter. »Hab den Schläger abbekommen. Wird sicher eine saftige Prellung, gebrochen scheint aber nichts. Zeig mal deine Nase! Die sieht schlimmer aus.«

Er winkte ab. »Lass uns erst das Haus checken! Irgendwas wollte Russo hier, und müde von Schlafmitteln war der sicher nicht.«

»Russo?«

»Ja. Eindeutig. Hast du ihn nicht erkannt?«

»Nur ganz flüchtig und schräg von hinten. War mir nicht hundertprozentig sicher.«

»Ich schon!« Jonathan befühlte seine Nase und stapfte zum Haus. »Irgendwas hat er zu verbergen.«

»Du meinst, er ist Mister X?«

»Keine Ahnung, aber heute Morgen war er noch ganz der Charmeur, und jetzt schlägt er mit Golfschlägern um sich und flieht aus seinem eigenen Haus.«

»Der hat Angst!«, war sich Laura sicher, doch Jonathan schüttelte den Kopf.

»Das sah nicht nach Angst in seinen Augen aus. Eher nach … wilder Entschlossenheit. Und ich will wissen, warum!«

An der Tür hielt Laura ihn zurück, jetzt selbst Furcht in den Augen. »Der hat doch heute früh gesagt, das ihm seine Frau geschrieben und er keine Zeit mehr hätte. Was, wenn der seiner Frau was angetan hat? Und dem Kind? Guter Gott!« Mit einem Satz war sie an ihm vorbei und stürzte ins Haus.

»Laura!« Jonathan folgte ihr dicht auf den Fersen. »Warte! Sei vorsichtig!«

Doch Laura hörte nicht und hastete schon die Stufen ins Obergeschoss empor. Dort riss sie die erste Tür auf, dann die zweite und zuletzt die dritte. Schwer schnaufend blieb sie davor stehen und starrte ins Innere. Dann strich sie sich mit den Händen ihre strohblonden Haare aus dem Gesicht. Ihr Blick kam dabei ganz langsam herum. Völlig perplex musterte sie ihn.

»Du bist dir ganz sicher, dass es Russo war?«

»Ja!« Jonathan kam auf sie zu. »Warum?«

»Weil wir dann Mister X gefunden haben.« Sie zeigte ins Innere.

Es war das Badezimmer. In der Wanne lag niemand anderes als

Eduardo Russo, der eben geflohen war. Er badete in dunkelrotem Wasser, das Gesicht weiß wie Keramik. Es war ein überaus brutaler Kontrast, aber als noch schlimmer empfand Jonathan die offenen Augen, die leblos an die Decke starrten.

24



Schweiz, Kanton Genf, Genf

Laura sank vor der Badewanne auf den Boden und schloss die Augen. »Nichts mehr zu machen.« Ihre Hände waren nass und rosa vom Wasser und hinterließen Flecken auf den weißen Fliesen, und trotzdem fuhr sie sich wieder durchs Haar, um ihre immer mehr zerzauste Frisur in den Griff zu bekommen.

Jonathan sank neben sie. »Scheint, als würden wir ständig zu spät kommen.« Auch er fuhr sich übers Gesicht, aber mehr, um die Müdigkeit abzustreifen, die ihn übermannen wollte.

Laura seufzte. »Das ist doch alles Scheiße.«

»Oh ja! Wir haben jetzt schon zwei Leichen.« Jonathan schüttelte den Kopf. »Aber immerhin wissen wir, dass es Russo ist.«

»Und das der richtig einen an der Klatsche hat. Ich mein, der hat sich gerade selbst umgebracht! Kaltblütig! Ich hätte das nicht für möglich gehalten. Was bitte treibt den an?«

Jonathan zuckte nur mit den Schultern. »Ich hab keine Ahnung, Laura. Ich weiß nur, dass wir ihn stoppen müssen. Und zwar schnellstmöglich. Wenn Silk recht hat, sind das doch hier immer mehr Interferenzen. Ich meine, der Russo aus dieser Welt kann jetzt schon selbst den Versuch gar nicht mehr durchführen. Das ist doch Wahnsinn!«

»Heißt aber, Russo muss ins Kraftwerk nach Villeneuve! Dort können wir ihn schnappen.«

Jonathan nickte. »Guter Punkt. Bleibt trotzdem die Frage, warum er das alles tut. Wieso wird er sogar zum Mörder?«

Laura hatte keine Antwort auf diese Frage; stattdessen stand sie auf und ging zum Waschbecken. Sie sah furchtbar aus. Ihre Augen waren dunkel umrandet, ihre Haut noch blasser als sonst, und überall die Blutspritzer. Sie entschied, sich trotz Jonathans Warnung zu waschen. Es war sowieso egal. Entweder sie schafften es, Russo aufzuhalten, oder sie würden sterben.

Jonathan sagte auch kein Wort dazu, sondern stand irgendwann selbst auf und griff nach der Seife, um auch sich das Blut von Händen, Armen und aus dem Gesicht zu waschen.

Trotz der grotesken Situation war es irgendwie ein vertrauter

Moment. Zwei Erwachsene wuschen sich im Badezimmer. Alltag in Millionen Familien. Vielleicht lag es daran, dass sich ihre Blicke irgendwann fanden und sie sich wortlos musterten, Laura Girard mit nassen Haarsträhnen und Jonathan Beck mit der knallroten Nase. Zwei so unterschiedliche Menschen, die von irgendwelchen Interferenzen zusammengebracht worden waren.

Laura wollte etwas sagen, doch Jonathan schüttelte den Kopf. Und dann tat er etwas, das er nie zuvor in seinem Leben getan hatte. Er trat vor und küsste sie einfach.

Laura sah den Kuss noch kommen und fragte sich, ob sie das gut finden wollte oder nicht. Aber dann trafen sich ihre Lippen und sie entschied, dass es keinen Grund gab, es nicht zu tun. Vielleicht war es ihr letzter Kuss in diesem Universum. Wer wusste das schon?

In jedem Fall war es ein schöner Kuss. Jonathan Beck wusste mit seinen Lippen und der Zunge umzugehen. Und er schmeckte gut, herb und salzig, einfach gut. Laura spürte, wie ihr warm wurde, wie ihre Finger sich in seinen Nacken krallten, wie sie ihn fordernder zu sich zog, wie ihre Zunge forscher wurde.

Auch Jonathan wurde entschlossener. Mit einer Hand packte er sie am Hintern und drückte sie an seinen durchtrainierten Körper.

Ihr Atem kam zischend, als sie ihr Becken gegen seines drückte, und ihr Herz pochte schneller. Und noch schneller, als jemand »Keine Bewegung!« schrie.

Jonathan und Laura erstarrten gleichzeitig und wollten sich voneinander lösen, als sie schon von groben Händen gepackt und auseinandergezerrt wurden. Jemand schlug Jonathan in die Kniekehlen und zwang ihn auf den Boden.

Es ging so schnell, dass er nur noch keuchen konnte, bevor er den Fliesenboden küsste.

»Ziel sicher!«, schrie ein Kerl, während er Jonathans Handgelenke auf den Rücken drehte. Etwas ratschte laut. Kühles Metall legte sich um seine Hände. *Handschellen*, ging es ihm durch den Kopf, und er wollte aufbegehren, bekam dafür aber nur einen Schlag in den Nacken.

»Ganz ruhig bleiben, Wichser!«, knurrte der Polizist über ihm.

Und ein anderer: »Und du auch, Schätzchen!«

Jonathan hörte Laura kreischen. »Nicht!«, stieß er hervor. »Es ist nicht so, wie es aussieht!«

»Oh ja!«, sagte der Polizist in seinem Rücken lachend. »Das sagen sie alle.« Er packte Jonathan fester und zerrte ihn auf die Beine.

Es waren mindestens sechs Mann, und sie trugen alle volle

Kampfmontur. Ein Riese von Mann trat zu ihm und knurrte. »Sie kennen das vermutlich!« Dann leierte er herunter: »Sie haben das Recht zu schweigen. Alles, was Sie sagen, kann und wird vor Gericht gegen Sie verwendet werden. Sie haben das Recht, mit einem Anwalt zu sprechen und einen Rechtsanwalt zu jeder Befragung hinzuzuziehen. Wenn Sie sich keinen Rechtsanwalt leisten können, wird Ihnen ein Anwalt auf Staatskosten gestellt. Haben Sie verstanden?«

Jonathan nickte andeutungsweise. »Ja! Ich hab’s verstanden.«

»Und Sie, Schätzchen?«

»Laura!«, zischte sie. »Und ja, ich hab’s auch verstanden!«

Das schien dem Kerl zu genügen, denn er nickte, und schon wurden sie abgeführt, während zwei weitere Polizisten ins Bad traten und nach dem Toten sahen.

Jonathan versuchte, Blickkontakt mit Laura herzustellen, doch sie wurde vor ihm hinausgeführt. Er erhaschte nur einen flüchtigen Blick auf ihr blondes, noch feuchtes Haar.

Dann ging es schon die Treppen hinab und nach draußen. Es waren noch viel mehr Polizisten vor Ort, wie sich herausstellte. Ein Team hatte zu allem Überfluss auch noch Max Silk gefunden, den sie im Kofferraum deponiert hatten, damit nicht jeder Spaziergänger einen Toten sehen musste.

Jonathan wurde bei den Blicken, die sie ernteten, ganz flau im Magen. Er konnte sich ausmalen, wie das alles für die Polizei aussah.

Er wollte Laura zurufen, dass sie kein Wort sagen sollte, sondern erst mit dem Anwalt sprechen musste, doch der Polizist neben ihm kickte ihn sofort in die Seite und knurrte: »Maul halten, Wichser!«

Und dann standen sie schon vor zwei Mannschaftswagen mit verdunkelten Scheiben. In den einen würden sie Laura verfrachten, in den anderen ihn. *Logisch, Herr Kommissar. Sie separieren euch, damit ihr euch nicht mehr abstimmen könnt. Und dann beginnen die Spielchen. ›Ihre Partnerin hat eine Aussage getätigt, wollen Sie auch, Herr Beck?‹* Und sie würde hören: *›Ihr Partner hat eine Aussage getätigt, Frau Girard. Wollen Sie auch?‹*

Jonathan kannte das von seiner Ausbildung. Die leitenden Ermittler würden das Spielchen so lange durchziehen, wie es erlaubt war, und oft noch etwas länger. Zu lange in diesem Fall.

Jonathan hätte beinahe gelacht. Wie dumm er doch gewesen war. Sie hätten unmittelbar nach der Konfrontation mit Russo fliehen müssen. War doch logisch, dass er die Polizei rufen würde. Damit entledigte er sich zweier Verfolger.

Wut und Zorn wollten in ihm aufkeimen, doch er erhaschte in dem Moment einen letzten Blick auf Laura. Ihre Augen waren vor Angst geweitet, und eine stumme Bitte stand darin: *Hilf mir!*

Werde ich!, wollte er rufen, doch der Kerl hinter ihm packte seinen Kopf und stieß ihn in den Mannschaftsbus.

TEIL 4

INTERFERENZEN



25



Schweiz, Kanton Genf, Genf

Vernehmungsräume von Polizeidirektionen sahen alle gleich aus; schlicht, trostlos, karg möbliert und meist fensterlos. Auch der Geruch glich sich; steril-staubig mit einer sauren Note von Angst. Raum Nummer 108, in den man Jonathan brachte, fiel in diese Kategorie.

Wie erwartet, übernahm ein Duo die Befragung. Sie stellten sich als Kriminalpolizist Reto Keller und Kriminalpolizistin Liz Fankhauser von der Fachgruppe Delikte Leib und Leben vor. Jonathan war überrascht, dass sie das übliche Gehabe von guter und böser Cop umdrehten. Liz Fankhauser war eindeutig die Böse von den beiden. Merkelsche Falten zierten ihre Mundwinkel, die gen Süden zeigten. Ihr Haar war streng zu einem Zopf gebunden, der so fest saß, dass ihre Haaransätze zu schreien schienen. Und die Augen glichen eher Glasmurmeln.

Reto Keller wirkte hingegen heiter bis wolkig. Lachfalten zierten seine grünen Augen, denen wenig entging. Er trug schlichte Jeans und ein Hemd, das sich über einem kleinen Bierbauch wölbte. Trotzdem sah man, dass er in der Jugend viel Sport getrieben hatte. Seine Haut war braungebrannt, und das schon im April.

Er übernahm auch zunächst das Gespräch, während Fankhauser sich gegenüber von Jonathan mit vor der Brust verschränkten Armen an die Wand lehnte und ihn einfach nur aus ihren kalten Augen anstarrte. »Wir können das abkürzen, Herr Beck, wenn Sie mit uns kooperieren«, sagte Keller mit sanfter Stimme. »Aber wem sage ich das? Sie waren ja sogar mal ein *Kollege*.« Einzig an der Betonung des letzten Wortes kam sein Unmut zum Vorschein.

Jonathan musterte Keller, dann Fankhauser und nickte. »Im Endeffekt sind wir es immer noch. Sie sind für die Sicherheit auf den Straßen zuständig, ich für die Sicherheit von Atomkraftwerken. Ich vermute, Sie haben meine Personalien mittlerweile überprüft.«

Keller nickte. »Haben wir. Internationale Atomenergie-Behörde. Man hat Sie in den höchsten Tönen gelobt, und man war erstaunt, dass wir Sie festgenommen haben – mit zwei Leichen.«

»Mit deren Ableben wir nichts zu tun haben. Im Gegenteil! Wir wollten verhindern, dass sie sterben, kamen jedoch zu spät.«

»Das sagen sie alle«, knurrte Fankhauser mit einer Stimme, die sich nach Rollsplit zwischen Stiefel und Straße anhörte.

Jonathan ließ sich nicht provozieren. »Sie können das prüfen. Ich bestehe sogar darauf! Max Silk ist an einer Schusswunde gestorben, die nicht aus dem Gewehr stammt, das wir dabei hatten. Und Eduardo Russo starb entweder an den Schlafmitteln, die wir in der Küche gefunden haben und wegen denen wir überhaupt ins Haus eingedrungen sind, oder an den geöffneten Pulsadern.«

Fankhauser wollte etwas sagen, doch Keller seufzte laut. »Die Kollegen werden das selbstverständlich prüfen, Herr Beck. Sicher ist bisher nur, dass Sie einen Toten im Kofferraum herumkutschiert haben und bei einem zweiten Toten im Badezimmer festgenommen wurden, als Sie gerade Ihre Begleitung geküsst haben. Das ist schon ziemlich ... ungewöhnlich. Finden Sie nicht?«

Jegliches Leugnen brachte nichts. Jonathan wusste, wie das alles aussah. »Da stimme ich Ihnen zu. Es ist auch für uns eine außergewöhnliche Situation. Aber wir sind keine Täter.«

»Was sind Sie dann?«

Das war eine gute Frage. Retter der Welt? Retter des Universums? Klang eher nach Superheldenfilmen. Jonathan wusste, dass sie ihm die Story nicht im Ansatz glauben würden, aber wie kamen sie sonst aus der Nummer heraus? Und wie auf dem schnellsten Weg?

»Siehst du, Reto!«, blaffte Fankhauser. »Da fällt ihm schon nichts mehr ein! Die waren es. Hundertprozentig.«

Jonathan schüttelte den Kopf und suchte den Blickkontakt. »Wir versuchen genau das Gegenteil. Unheil verhindern.«

Ein Schnauben, doch Keller beugte sich neugierig zu ihm herüber: »Was für ein Unheil?«

»Eine Atomkatastrophe.«

Eine gerunzelte Stirn. »Fahren Sie fort.«

»Also ... Ich wurde nach Villeneuve abbestellt, um die Sicherheit des Kraftwerks zu überprüfen. Ganz neue Anlage, wird Übermorgen früh ans Netz gehen. Das wird Ihnen meine Behörde bestätigen. Sie können auch meinen bisherigen Bericht dazu lesen. Auf jeden Fall fielen uns ... Ungereimtheiten auf, die das Forschungszentrum betreffen, speziell das Team von Max Silk und seinem Assistenten Eduardo Russo.«

»Die beiden Toten.«

»Ja. Wir glauben, dass im Forschungszentrum zur Inbetriebnahme ein Verbrechen geschehen wird.«

»Aha. Und welcher Art?«

»Das wissen wir nicht genau. Wir glauben, dass Russo den Versuch manipulieren will oder es schon getan hat.«

Fankhauser schnaubte. »Das ist einfach, oder? Den Toten den

schwarzen Peter in die Schuhe schieben. Und warum reden Sie eigentlich immer von wir? Ihre reizende *Kollegin* hat sich als angestellte Ärztin aus Frankreich herausgestellt, die überhaupt nichts mit der IAEO zu tun hat.« Mit einem Ruck kam sie näher und baute sich vor Jonathan auf. »Ich sage Ihnen, was das ist: ein Kartenhaus aus Lügen.« Sie beugte sich noch näher zu ihm, sodass sie ihm genau in die Augen blickte. »Und ich werde es zum Einsturz bringen.«

Jonathan zeigte sich unbeeindruckt. »Versuchen Sie es! Bitte! Ich bestehe sogar darauf! Denn dann werden Sie feststellen, dass es keine Lügen gibt.«

Die Kommissarin musterte ihn regungslos, wandte sich ab und lehnte sich wieder gegen die Wand.

Ihr Kollege seufzte tief. »Wir werden alles untersuchen, Herr Beck. Jedes noch so kleine Detail. Sie kennen das sicherlich. Bis dahin kann ich Ihnen leider nur mitteilen, dass Sie in Gewahrsam bleiben werden.«

Damit hatte Jonathan gerechnet, trotzdem begannen seine Finger zu zittern und er verschränkte sie ineinander. Fankhauser war der kurze Moment aber nicht entgangen.

»Dann tun Sie bitte Ihre Arbeit«, verlangte er. »Und tun Sie sie gründlich und schnell. Ich kann nur wiederholen, dass wir davon ausgehen müssen, dass zur Inbetriebnahme des Kraftwerks in Villeneuve ein Unglück geschieht.«

Keller nickte fast väterlich. »Und wann ist die Inbetriebnahme genau?«

»Übermorgen in den frühen Morgenstunden.«

»Übermorgen schon?« Keller schürzte die Lippen. »Das ist bald, Herr Beck. Sie wissen, wie lange sich Mordermittlungen hinziehen können.«

»Ja, das weiß ich, und deswegen betone ich es nochmals. Sie haben keine Ahnung, was passiert, falls wirklich ein Unglück eintritt. Dann reden wir von Millionen Toten in der Schweiz, Frankreich, Italien und mit Pech in Spanien. Und noch fürs Protokoll: Das ist *keine* Drohung. Wir sind nur mitten in den Ermittlungen, und es wäre von Vorteil, wenn wir zusammenarbeiten würden, anstatt dass Sie uns einsperren.«

»Der Zug ist abgefahren!«, schnauzte Fankhauser. »Mit Ihren Vermutungen hätten Sie *vorher* zu uns kommen sollen, nicht hinterher.«

»Ich weiß«, gestand Jonathan. »Und das hätte ich vielleicht getan, wenn ich Sie persönlich gekannt hätte. Aber Sie wissen auch, wie das mit Zuständigkeiten und behördlichem Zusammenarbeiten ist: ein Fiasko.« Und damit hatte Jonathan vorerst alles gesagt. Ihm blieb nur zu hoffen.

Laura sagte hingegen deutlich mehr. »Das ist nicht Ihr Ernst!«, keuchte sie, als Reto Keller ihr den Gang weiter runter in Raum 110 offenbarte, dass sie vorerst in Einzelhaft bleiben würde. »Ich habe nichts verbrochen!«

Er seufzte sein Kellerseufzen, das er Tausende Male einstudiert hatte. »Das wird sich zeigen, Frau Girard. Ich glaube Ihnen ja gern, aber Glauben gehört in die Kirche, nicht in die Ermittlungsarbeit.«

»Oh ja, das hat Jonathan auch gesagt.« Sie winkte ab, schüttelte den Kopf und sagte wieder: »Ernsthaft? Sie wollen uns einsperren?«

»Bis der Fall geklärt ist; oder zumindest, bis Ihre Unschuld bewiesen ist.«

»Da brauchen Sie nichts zu beweisen! Wir haben nichts verbrochen.«

»Sie sind mindestens bei Herrn Russo eingebrochen.«

»Weil Gefahr im Verzug war!«

Keller ließ sich darauf nicht ein. »Und was bei Herrn Silk passiert ist, haben wir noch gar nicht rekonstruiert. Das Haus gleicht einem Kriegsschauplatz.«

»Den wir zwei herbeigeführt haben sollen, oder was?« Laura lachte vor lauter Hilflosigkeit. »Ich bin Ärztin! Mein Vater ist gestern an einer Strahlenüberdosis gestorben. Sie können das prüfen!«

»Das werden wir, Frau Girard. Wir werden alles prüfen, keine Sorge. Und wenn sich herausstellt, dass Sie und Herr Beck unschuldig sind, werde ich Ihnen liebend gern die Tür zeigen. Aber bis dahin«, Keller lächelte freundlich, »bleiben Sie unsere Gäste.« Damit stand er auf und verließ den Vernehmungsraum.

Einzig die komische Tussi blieb noch für einige Momente und musterte Laura aus ihren kalten Augen, bevor auch sie hinausging.

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, brach Laura in Tränen aus. Sie krochen heiß über ihre Wangen und tropften auf die Tischplatte. In was, bitte, war sie da nur hineingeraten? Und wie kam sie da jemals wieder heraus? *Papa!*, wollte sie schreien, aber der war ja tot. Zu den Tränen gesellten sich tiefe Schluchzer.

Den Heulanfall beobachteten Keller und Fankhauser aus dem Nebenraum durch den venezianischen Spiegel. Eine Minute lang sagten sie beide kein Wort, dann seufzte Reto. »Das Übliche, vermutlich. Unschuldiges Dummchen geht charismatischem Verbrecher auf den Leim. Er zieht sie in seine Machenschaften mit rein und am Ende zerbricht sie daran. Armes Dummchen.«

Kopfschüttelnd warf er einen letzten Blick auf die Strohblonde und verließ den Nebenraum.

Fankhauser sah ihrem Kollegen hinterher, dann wieder zu der Festgenommenen, die sich gerade die Tränen aus den geröteten Augen wischte. »Girard«, sagte sie leise. »Laura Girard, Reto. Nicht Dummchen.« Dann verließ auch sie den Nebenraum, um ihrer Arbeit nachzugehen und zwei Mordfälle aufzuklären.



Die entpuppten sich als überaus komplex. Max Silk war wirklich an einer Schussverletzung verstorben, genauer gesagt an deren Folgen. Das Projektil hatte zu inneren Blutungen geführt, die einen Infarkt verursacht hatten. Die Rechtsmedizin bestätigte allerdings nach der ersten Inaugenscheinnahme des Leichnams, dass jemand versucht hatte, die Blutung zu stoppen. Die Hämatome um die Schusswunde ließen keinen anderen Schluss zu.

Bei Eduardo Russo war die Sachlage komplexer. Er war höchstwahrscheinlich verblutet, doch er wies Würgemale am Hals auf, die man erst entdeckt hatte, nachdem die Leiche aus der Wanne geborgen und gereinigt worden war. Ob auch noch Schlafmittel im Spiel waren, würde erst die toxikologische Untersuchung ans Licht bringen, aber die dauerte – gern auch mal zwei bis drei Wochen.

Dazu kamen Kampfspuren im Erdgeschoss, die von einem Golfschläger stammten. Auf dem waren aber nur Russos Fingerabdrücke. Er schien sich also gegen jemanden gewehrt zu haben, der ihn bis zur Ohnmacht erdrosselt hatte, um ihn danach in die Wanne zu legen und es wie einen Selbstmord aussehen zu lassen. Aber warum dann noch Schlafmittel und geöffnete Pulsadern? Das war doch zu viel des Guten.

Noch verquerer war eine Zeugenvernehmung, die am Morgen nördlich von Genf von Kollegen von der Streife angefertigt worden war. Man hatte Eduardo Russo vernommen, weil dessen Frau Isabella und seine Tochter Paola bei einem Autounfall ums Leben gekommen waren. »Vermutlich weitere Opfer der beiden«, wie Reto fand. »Und es dann wie einen Selbstmord aussehen lassen. Bonnie und Clyde zwei Punkt null.« Er hatte abgewunken, seine Jacke von der Garderobe geholt und das Büro verlassen, um Feierabend zu machen.

Liz hatte sich hingegen die Zeugenvernehmung nochmals durchgelesen und verstand es nicht. Isabella und Paola Russo waren von einem LKW erfasst worden, während der Mann laut Zeugenaussagen mit einem Mietwagen versucht hatte, noch dazwischenzugehen. Welchen Sinn sollte das ergeben? Hatte er sie verfolgt? Vielleicht nach einem Streit, und dann das Unheil kommen

sehen?

Und dann das Schlachtfeld bei Silk. Die Spurensicherung hatte einhundertundzwölf Schuss in seiner Villa und der Umgebung sichergestellt sowie zahlreiche Fußspuren unterschiedlicher Größen, aber keine Leichen. Überhaupt keine Verletzten. Das ergab noch weniger Sinn. Wie viele Personen waren in den Fall involviert gewesen, und wohin waren sie verschwunden?

Liz entschied, dass sie darüber mit Beck reden wollte. Sie verließ ihr Büro und suchte ihn in seiner Zelle auf.

Er saß mit angezogenen Beinen auf der Pritsche und sah hoch, als sie an die Gitterstäbe trat. »Eine Frage«, kam sie sofort zum Punkt. »Ihre Anwesenheit bei Silk.«

Beck stand auf und kam zur Tür. »Was wollen Sie wissen?«

»Was dort genau geschah.«

»Das sagte ich Ihnen doch schon. Wir haben mit Silk gesprochen, als die Haustür explodiert ist und wir angegriffen wurden. Wir konnten uns über die Galerie ins Bad flüchten, dort durchs Fenster steigen, hinunterspringen und dann durch das Tor im Garten flüchten. Dabei wurde Silk angeschossen und ist uns bei der Fahrt ins Krankenhaus verstorben.«

»Wie sind Sie an das Gewehr gekommen?«

»Ich habe mit einem Kerl gekämpft, als wir das Grundstück verlassen haben. Der hatte vermutlich den Hinterausgang gesichert, und dem habe ich die Waffe abgenommen.«

»Sie haben aber auch damit geschossen. Die Schmauchspuren an Ihren Händen belegen das. Worauf haben Sie geschossen?«

Beck zögerte, dann sagte er: »Auf den Angreifer, der auf Silk geschossen hat.«

Liz verzog keine Miene. »Wie oft haben Sie geschossen?«

»Drei Schuss. Und ich gehe davon aus, dass ich getroffen habe. Der Kerl ist zumindest zu Boden gegangen.«

Liz musterte Beck durchdringend, entdeckte aber keine Lüge in seinen Augen und wechselte das Thema.

»Wussten Sie, dass Russo verheiratet war und eine Tochter hatte?«

»Jein. Wir wussten von einer Frau. Als wir ihn am Morgen im Kraftwerk interviewt haben, klingelte sein Handy und er sagte, das wäre seine Frau, da müsste er gleich zurückrufen. Aber warum fragen Sie?«

»Weil sie tot sind.«

Beck legte die Stirn in Falten. »Seine Frau und sein Kind?«

»Ja. Isabella und Paolo Russo. Sind heute Morgen bei einem LKW-Unfall auf einem Autobahnrastplatz nördlich von Genf verstorben.«

»Heute Morgen?« Beck klappte der Mund auf, und etwas huschte über sein Gesicht, das Liz nicht einordnen konnte. Eines begriff sie

aber in dem Moment: Beck verschwieg ihnen etwas. Und noch etwas wusste sie: Das Ganze schien eine größere Sache zu sein, denn jemand log.

»Wann genau haben Sie mit Russo gesprochen?«

Beck blähte die Wangen auf. »Wir waren kurz vor acht am Kraftwerk. Ich bin immer zu früh da. Meine Masche, wenn Sie so wollen. Der harte Hund von der Behörde.« Er lächelte grimmig. »Man hat uns gleich reingelassen und zum Forschungszentrum gebracht. Die Assistenz der Geschäftsleitung wird Ihnen das bestätigen, eine Frau Laurent. Ich schätze, es war halb neun, als wir dann mit ihm gesprochen haben. Maximal zwanzig Minuten, bevor er uns wieder rauskomplimentiert hat.«

»Gibt es dafür Zeugen?«

»Ähm … klar. Wir waren in der Cafeteria. Vier doppelte Espresso. Der nette Kerl hinter der Theke kann Ihnen das sicher bestätigen. Aber warum wollen Sie das wissen?«

Weil Russo laut Polizeibericht zu dem Zeitpunkt versucht hat, seine Frau und sein Kind vor einem Vierzigtonner zu retten. Liz sagte aber nichts, sondern kratzte sich am Kinn. »Und dann sind Sie direkt weiter zu Silk nach Hause gefahren?«

»Ja. Ich hab eine alte Freundin von der Polizei angerufen, die mir seine Privatadresse gegeben hat. Wir waren gegen zehn oder halb elf Uhr dort. Auch das können Sie prüfen. Er hat eine Kamera am Tor. Es waren gerade drei komische Typen mit einem schwarzen Jeep am Tor, die wegfuhren.«

»Drei Typen in einem schwarzen Jeep?«

»Ja. Das habe ich Ihrem Kollegen schon gesagt. Aber sagen Sie, was ist heute Morgen genau mit Russos Frau und Tochter passiert?«

»Warum wollen Sie das wissen?«

»Weil …« Beck schluckte. »Weil es wichtig sein kann.«

»Wofür?«

»Für unsere Ermittlungen.«

Liz musterte ihn mit zusammengezogenen Augenbrauen. »Sie glauben weiterhin, dass Russo einen Unfall im Kernkraftwerk von Villeneuve provozieren will?«

»Ja. Davon gehen wir mit hundertprozentiger Sicherheit aus.«

»Und wie soll er das tun, wenn er tot ist?«

Beck hob hilfesuchend die Hand. »Das ist … kompliziert. Er will … Ach, ich kann Ihnen das nicht auf die Schnelle erklären, aber er kann den Versuch bereits manipuliert haben! Er war die rechte Hand von Silk! Außerdem arbeiten fast fünfzig Leute an dem Versuch! Selbst durch Silks und Russos Tod werden sie die Arbeit durchziehen, jetzt erst recht. Verstehen Sie? Die Gefahr ist noch nicht gebannt.«

Liz ließ das unkommentiert stehen, zog ihren Zopf ein weniger

fester und fragte: »Und Sie könnten das verhindern?«

Zu ihrem Erstaunen war Beck ehrlich und sagte: »Ich weiß es nicht, Frau Fankhauser. Wir wollten heute Morgen auch Silk und Russo retten, sind aber zweimal zu spät gekommen. Ich kann nicht ausschließen, dass ich diesmal wieder zu spät komme. Es liegt in Ihren Händen.« Und mit den Worten zog er sich zurück und setzte sich wieder auf die Pritsche.

Liz betrachtete den Kerl noch zwei Herzschläge lang und wusste nicht, was sie von ihm halten sollte. Dann verließ sie den Zellentrakt, um seine Aussagen zu überprüfen. Und um mit dem Kollegen zu reden, der Eduardo Russo am Morgen vernommen hatte. Entweder log Beck, oder der Kollege hatte sich in der Person geirrt. Wie sonst sollte Eduardo Russo zur gleichen Zeit an zwei verschiedenen Orten sein?

Liz hatte keine Antwort auf die Frage, aber sie würde es herausfinden.

26



Schweiz, Kanton Waadt, Kernkraftwerk Villeneuve

Tom Meckatzer blickte von seinem Marvel Comic auf, als ein Wagen vor die Pforte fuhr. Hinterm Steuer erkannte er Eduardo Russo. Der hob wie Tom grüßend die Hand und ließ die Seitenscheibe herunter. Tom aktivierte die Sprecheinrichtung.

»Herr Russo, schönen guten Morgen!«

»Den wünsche ich ebenfalls. Folgendes: Wir kriegen fürs Forschungszentrum neues Gerät.« Russo deutete nach hinten; erst jetzt bemerkte Tom den kleineren LKW, wie sie oft für Umzüge genutzt wurden. »Ich hab die Jungs hergelotst. Kannst du uns aufmachen?«

Tom seufzte. »Sie kennen die Vorschriften.« Er stand auf und holte sein Klemmbrett mit Checkliste. »Ich komm raus.«

Russo nickte nur und stieg selbst aus seinem Wagen.

Zwei grimmige Kerle asiatischer Herkunft saßen hinterm Steuer des LKWs.

»Gerät aus China?«, fragte Tom erstaunt. »Ich dachte, ihr hasst die Chinaware.«

»Tun wir auch, aber wir brauchen den Beschleuniger dringend und haben keinen Ersatz bekommen. Du weißt, wie das ist.«

Wusste Tom nicht. Er nickte aber und rief den Chinesen zu: »Bitte Papiere, Lieferschein und Laderaum öffnen.«

Sie sahen fragend drein, bis Russo Toms Worte auf Englisch wiederholte. Er bekam die Papiere, prüfte sie, vermerkte alles auf dem Eingangsprotokoll und schlenderte zuletzt zum Heck.

Einer der Chinesen öffnete die mechanischen Verriegelungen und zog die quietschende Heckklappe auf. Ein metallenes Monstrum füllte fast den vollständigen Laderaum aus. Der Rest war mit Styropor ausgekleidet, um das Gerät zu schützen.

Russo trat lächelnd neben ihn. »Geil, oder?«

Tom kratzte sich am Kopf. »Na ja, ein Porsche ist es nicht.«

Ein Lachen. »Aber noch viel besser. Das Baby jagt dir Goldionen so präzise um die Ohren, dass ich dir deinen Namen in einem Nanoraster auf die Stirn brennen könnte. Das ist wirklich High-Tech.«

Tom sah nur einen Kasten und nickte. Er prüfte noch ein angebrachtes Metallschild, auf dem eine Seriennummer und andere

Infos (zum Großteil auf Chinesisch) eingraviert waren. Die Daten stimmten mit dem Lieferschein überein.

»Alles klar«, sagte er. »Hier kriege ich noch eine Unterschrift, dann könnt ihr passieren.«

»Sehr gern.« Russo krakelte seinen Namen auf das Protokoll und stieg wieder in seinen Wagen, die Chinesen kletterten in den Laster.

Keine Minute später fuhren die beiden Fahrzeuge aufs Gelände des Kraftwerks. Tom schloss das Tor, heftete das Protokoll ab und widmete sich wieder seinem Marvel Comic. Es ging ums Multiverse. Die Geschichte war ziemlich verrückt, aber äußerst spannend.

Russo dirigierte die beiden Chinesen direkt zum Forschungszentrum. Auf der Gebäuderückseite gab es eine Warenannahme. Dort fuhren sie rückwärts an die Laderampe und öffneten die Heckklappen. Mit einem speziellen Stapler luden sie erst den Klotz von Beschleuniger aus, der knapp achtzig Prozent des Laderaums einnahm, und schafften ihn in die Halle. Dort wurde er mit dem Vermerk *Für Max Silk* in der hintersten Ecke abgestellt.

Danach luden sie unter den Argusaugen von Russo ein zweites Objekt aus. Dabei handelte es sich um eine Holzkiste in der Größe eines Sargs. Den platzierten sie auf Russos Anweisung in einem anderen Teil der Lagerhalle.

Die Chinesen gehorchten einfach, entfernten noch die Styroporverpackungen des Beschleunigers, luden den Müll in ihren LKW und fuhren wieder vom Gelände, was Tom Meckatzer gewissenhaft mit Uhrzeit vermerkte.

Eduardo Russo blieb hingegen auf dem Gelände. Er holte aus dem Kofferraum zwei schwarze Reisetaschen. Sie waren ziemlich schwer, denn er mühte sich ganz schön damit ab, schaffte sie aber in die Halle zum Beschleuniger. Von dem entfernte er mit einem Multifunktionswerkzeug eine metallene Abdeckung in der Größe eines Kellerfensters. Dahinter kam eine Kammer zum Vorschein, in die er eine der beiden Reisetaschen schob. Danach brachte er die Abdeckung wieder an, holte einen Stromanschluss und versorgte damit ein Bedienpanel am Beschleuniger. Das Display zeigte ein paar grüne Lichter und die Nachricht: *System wird aktualisiert. In keinem Fall vom Netz nehmen.*

Darunter erschien ein Timer, der ablief. *28 Stunden, 31 Minuten, 11 Sekunden.*

Zufrieden klappte Russo noch eine transparente Schutzabdeckung über das Bedienfeld, öffnete die zweite Reisetasche und kramte ein Headset heraus. Er stopfte sich den Ohrhörer ins Ohr und fixierte das

Mikrophon am Kragen seines Langarmshirts. Zuletzt verband er die Kabel mit dem Funkgerät, das er an sich trug, und aktivierte es.

»Test, Test, Test. Kann mich jemand hören?«

Es knackte in seinem Ohr, und eine Männerstimme mit asiatischem Akzent sagte: »Klar und deutlich, Mister Russo. Die Lüftung läuft. Licht auch. Timer ebenfalls. Wir sind damit auf Standby und warten auf Ihre Instruktionen.«

»Sehr schön. Ich melde mich.« Russo deaktivierte den Funk, betrachtete noch einige Sekunden lang den Fake-Beschleuniger, in dem sechs chinesische Söldner auf seine Instruktion warteten, und schleppte dann die zweite Reisetasche bis zur sargähnlichen Holzkiste.

Dort holte er ein Brecheisen hervor und öffnete damit den massiven Deckel. Die Nägel knarzten und quietschten, als er ihn gewaltsam hochstemmte. Der Geruch von Holzspänen puffte ihm entgegen. In einem Bett davon lag eine überdimensionierte Kapsel, ein nahezu perfekter Ellipsoid aus einer Platinlegierung. Einzig haardünne Linien verliefen um das Objekt, und seitlich besaß es eine winzige Mulde, über die Russo die Kapsel öffnen konnte. Und nur er, denn seine biometrischen Daten waren im Inneren der Kapsel hinterlegt.

Es war seine Erfindung, seine Sprungkapsel, mit der er zwischen den Saiten des Universums hindurchgleiten konnte. Sie musste sich nicht bewegen, einfach nur daliegen und ruhen, während der Stringsturm, den er mit dem Experiment hervorrufen würde, eine Inferenz erzeugte und die Kapsel samt ihm in die andere Welt mitnahm.

Er blickte auf seine Smartwatch. Auf der zählte auch der Timer wie auf dem Fake-Beschleuniger herunter.

Noch war Zeit. Diesmal fast zu viel Zeit, aber Eduardo Russo würde sie zu nutzen wissen.

27



Schweiz, Kanton Genf, Genf

An Schlaf war nicht zu denken. Jonathan hatte sich die ganze Nacht auf der schmalen Pritsche hin- und hergewälzt, genauso, wie er seine Gedanken hin- und hergewälzt hatte. Er war sich sicher, dass Liz Fankhauser den Grund für Russos Handeln gefunden hatte, ohne es auch nur zu erahnen. Der Grund hatte zwei Namen: Isabella und Paola.

Wenn Eduardo in seinem ursprünglichen Universum ebenfalls seine Frau und seine Tochter bei einem Autounfall verloren hatte, und das kurz vor ihrem Beweis paralleler Welten, dann brauchte Jonathan nicht allzu viel Fantasie, um sich auszumalen, was danach passiert war.

Determinismus adé, Tod adé.

Eduardo Russo hatte in seinem Schockzustand und seiner Trauer vermutlich überlegt, ob er nicht in ein anderes Universum springen könnte, in ein annähernd identisches, aber zeitversetztes Universum, in dem Isabella und Paola noch lebten. Dann bräuchte er nur den Platz seines Alter Egos einnehmen, und schon hätte er wieder seine heile Welt – natürlich wäre er dann ein Mörder, aber er hatte sich selbst ermordet. Sprach man dann überhaupt von Mord? Oder von Suizid?

Jonathan hatte keine Ahnung, aber die Logik des Motivs ließ etwas in ihm schwingen. Er war sich zu einhundert Prozent sicher, dass es so gewesen war. Eduardo Russo hatte nach dem Unfall und dem Beweis von den parallelen Welten einen Weg gefunden, das Universum zu wechseln, und hatte es durchgezogen. Dass deswegen Millionen Menschen gestorben waren, schien ihm egal zu sein. Aber das Phänomen kannte Jonathan aus seiner Zeit als Polizist; war die persönliche rote Linie erst mal überschritten, spielte es keine Rolle mehr, ob einer oder hundert oder eine Million Menschen starben. Dann gab es kein Zurück mehr.

Die Erkenntnis brachte Jonathan zum nächsten Gedanken: Sie mussten Russo unbedingt aufhalten, denn er würde so lange von Universum zu Universum springen, bis er entweder sein Ziel erreicht hatte oder eben vorher scheiterte. Ab wann war das? In diesem Universum? Im nächsten oder im überübernächsten? Er konnte

vermutlich noch Hunderte Male springen, wenn ihn die Interferenzen nicht stoppten.

Die Interferenzen bescherten Jonathan weitere schlaflose Stunden. Er musste wieder an die Metapher von Silk mit den parallelen Linien denken. Waren die Interferenzen wie die Wellen eines Steins, den man ins Wasser warf? Die sich auf die benachbarten Universen besonders auswirkten und auf die entfernteren immer weniger? Jonathan hatte keine Ahnung, aber die Vorstellung von Wellen gefiel ihm am meisten, denn Silk hatte davon gesprochen, dass Strahlung in Form von Wellen am leichtesten zwischen den Welten wechseln konnte. Wellen schienen eine wichtige Rolle zu spielen. Leider hatte er von der Physik von Wellen keine Ahnung. Er kannte eine Sinuskurve und ein paar Grundlagen, aber damit hörte es schon auf. Und er kannte natürlich den Begriff, auf einer Wellenlänge zu liegen.

Das brachte ihn zu Laura und ihrem Kuss. Die Erinnerung bescherte ihm einen Schauer am ganzen Körper. Er hatte keine Ahnung, was in ihn gefahren war, sie einfach zu küssen – während ein Toter daneben in der Wanne lag. Wahrscheinlich war es einfach eine Übersprunghandlung gewesen. Die Vorstellung, dass ihnen alles aus dem Ruder lief und dass sie nur noch einen Tag Zeit hatten, bevor die Welt unterging, ließ selbst einen rational denkenden Kerl wie Jonathan Beck emotional werden. Und er bereute es nicht. Es hatte sich wunderbar angefühlt.

Er hatte einmal einen Artikel übers Küssen gelesen. Mehr als dreißig Muskeln waren daran beteiligt, aber viel krasser war der Ansatz, dass man beim Küssen die Chemie zwischeneinander überprüfte. Dafür war das vomeronasale Organ zuständig. Es saß im Gehirn und nahm Gerüche in ursprünglicher Weise auf. Ein Duft ging direkt ins limbische System, einen der ältesten Teile des Gehirns. Dort wurde entschieden: Behagt mir der Partner, oder nicht?

Laura behagte ihm. Mehr als das. Sie hatte einen Nerv bei ihm getroffen, der ihn erzittern ließ. Es war so verrückt, er kannte sie nur wenige Tage und fühlte sich so vertraut mit ihr. *Weil wir in anderen Welten ein Paar sind. Und in wieder anderen nicht.* Waren er und Laura sich in Russos Original auch schon nähergekommen, oder war das eine Auswirkung der Interferenzen?

Jonathan entschied, dass es ihm völlig egal war. Er hatte sich in Laura Girard verknallt. Mehr musste er nicht wissen. Dass er nicht mit ihr reden konnte, machte es noch unerträglicher. Irgendwie fühlte es sich an, als hätte er sie in diese prekäre Situation gebracht. Er wünschte, es wäre anders gelaufen, aber die Dinge waren, wie sie waren.

Irgendwie musste er hier raus. Er hatte zuerst gedacht, Reto Keller wäre der Knackpunkt, doch mittlerweile sah er das anders. Keller

hatte den Fall im Geiste bereits abgehakt und zeigte keinerlei Elan, wirklich herauszufinden, was passiert war. Liz Fankhauser hingegen schon. Irgendwie musste er sie dazu bringen, die richtigen Fragen zu stellen und selbst zu erkennen, was vor sich ging. Wenn er ihr sagen würde: „Hey, wir versuchen gerade, einen Mörder aus einem anderen Universum zu stoppen“, würde sie ihn direkt für verrückt erklären. Wenn sie es indes selbst begriff …

Nur wie? Nur wie? Nur wie?

Über der Frage glitt Jonathan endlich in einen unruhigen Schlaf, doch die Ruhe währte nicht lange, denn es polterte laut an seiner Zelle. Ächzend schlug er die Augen auf und erspähte Liz Fankhauser, die ein zweites Mal gegen das Gitter pochte.

»Bin schon da«, brummte er und setzte sich auf. Ein pochender Kopfschmerz jagte durch seinen Schädel, aber er hatte sich nur zu schnell aufgerichtet. Als der Schmerz abebbte, war er bei ihr am Gitter.

Wieder musterte sie ihn aus ihren harten Augen und sagte: »Ihre Chefin lässt ausrichten, dass man sowohl in Grenoble als auch in Turin die kontaminierten Waldstücken gesperrt hat. Im Parc naturel régional du Verdon zwischen Marseille und Nizza wurde allerdings eine weitere Kontamination gefunden.«

Jonathan schloss die Augen und stellte sich die Karte vor. Wenn es dort auch schon zu Strahlungen gekommen war, musste das Wetter nicht aufs Mittelmeer gedreht sein, sondern Richtung Spanien. Das war nicht gut. »Danke für die Infos.«

Fankhauser nickte nur, dann zeigte sie ihm auf ihrem Handy ein Foto von einem weißen Van. Er war halb ausgebrannt. »Kennen Sie den Wagen?«

»Vielleicht.« Jonathan deutete auf die Antennen auf dem Dach. »Es könnte der Van gewesen sein, der bei Silks Anwesen vorbeigefahren ist. Haben Sie diesbezüglich etwas herausgefunden?«

»Wir sind dran.«

»Also nein?«

Die Kommissarin ging darauf nicht ein, sondern navigierte zu einem weiteren Foto. Es zeigte den Golfschläger, mit dem Russo sie attackiert hatte. »Was hat es damit auf sich?«, wollte sie wissen. »Ich war in Russos Haus und habe mir den Tatort persönlich angesehen. Der Schlag muss von der Treppe gekommen sein. Abdruck, Staub am Schläger und Putz von der Wand passen zusammen. Wurden Sie von Russo angegriffen, als Sie eingebrochen sind?«

Jonathan biss sich auf die Lippe. Wenn er Ja sagte, würde das Kellers Theorie, dass sie Russo getötet hatten, nur untermauern. Wenn er aber schwieg, was würde sie schlussfolgern?

»Was ist, Herr Beck? Sie wollen, dass ich zügig meine Arbeit

mache, und hier mache ich sie. Ich sage Ihnen etwas: Die Fingerabdrücke auf dem Schläger sind eindeutig von Russo. Von niemand anderem. Er hat Sie also angegriffen?«

Jonathan traf die Entscheidung aus dem Bauch heraus. »Ja.«

»Und was ist dann passiert?«

»Dann hat er Laura mit einem Schlag niedergestreckt und ist durch die Haustür geflohen.«

Sie starrte ihn an und fragte emotionslos: »Russo?«

»Ja.«

Statt ihn auszulachen oder für einen Narren zu halten, sagte sie einfach gar nichts und ging.

Das gefiel Jonathan. Was hatte sie herausgefunden? War sie schon am doppelten Russo dran? »Es war Russo!«, rief er ihr hinterher, um in dieselbe Kerbe zu schlagen. »Eindeutig!«

Russo, Russo, Russo. Liz stapfte grimmig den Flur entlang, verließ den Zellentrakt im Erdgeschoss und stieg die Stufen in den ersten Stock empor. Auch dort gab es Zellen, in denen sie Laura Girard untergebracht hatten. Sie stand am Fenster und blickte hinaus, als Liz eintrat.

»Na endlich!«, begann die Blonde. »Wie ist der Stand der Dinge? Wann darf ich mit Jonathan reden? Was –«

Liz unterbrach sie barsch mit einer Geste. »Ausziehen.«

»Wie bitte?«

»Ausziehen!«

»Sind Sie verrückt geworden? Das werde ich auf keinen Fall! Ich verlange –«

»Dass man Ihnen hilft. Also. Ausziehen.«

Laura schluckte, dann zog sie sich das Oberteil über den Kopf. Als das dunkle Hämatom am Arm zum Vorschein kam, genügte das Liz bereits und sie verließ wortlos die Zelle. Girards Rufe, was das alles solle, ignorierte sie geflissentlich.

Reto Keller blickte von seinem Bericht auf, als Liz das Büro betrat. »Auch schon hier?«, flötete er.

»Länger als du«, blaffte sie ihn an und setzte sich an den runden Besprechungstisch in der Mitte ihres gemeinsamen Büros. Sie vergrub den Kopf in den Händen und blickte die Tischplatte an.

»Was ist?«, fragte er neugierig. »Etwas herausgefunden?«

»Keine Ahnung.«

»Geht es genauer?«

»Jemand ist aus Russos Haus geflohen.«

Reto hob eine Augenbraue. »Das ist neu.«

»Ja, aber bezeugt. Jemand ist die Treppe heruntergekommen und hat Beck und Girard mit dem Golfschläger angegriffen. Die Ärztin hat ein prächtiges Hämatom am Arm. Danach ist der Angreifer durch die Tür geflohen und mit einem Wagen davongefahren.«

»Woher willst du das wissen?«

»Weil Nachbarn die Szene beobachtet haben. Sie haben Beck eindeutig beschrieben, der versucht hat, den Flüchtigen aufzuhalten, es aber nicht geschafft hat.«

Jetzt runzelte Reto vollständig die Stirn. »Es gibt also noch mehr Spieler auf dem Feld?«

»Nein«, sagte Liz.

»Hä? Jetzt komm ich nicht mehr mit.«

»Es war Russo.«

»Wie? Russo ist tot. Wir haben ihn auf dem Seziertisch gesehen. Elke hatte sein verdammtes Herz auf der Waage liegen.«

»Ich weiß, aber die Nachbarn haben ausgesagt, dass eindeutig Russo geflohen sei. Sie haben sich noch gewundert, warum er aus seinem eigenen Haus geflohen ist. Auch Beck will Russo erkannt haben. Außerdem hat Russo am Morgen mit Beck und Girard einen Plausch in der Caféteria in Villeneuve gehalten, bezeugt vom Personal. Zur selben Zeit hat aber Russo versucht, den Unfall an seiner Frau und seiner Tochter nahe Genf zu verhindern, bezeugt durch einen Kollegen von der Streife. Auf dem Weg dorthin ist er auch noch zweimal geblitzt worden. Ich habe die Bilder hier. Es ist eindeutig der Tote.«

Retos Stirn glich dem Grand Canyon. »Du weißt schon, was du da sagst?«

»Ja. Dass es zwei Russos gibt.«

»Zwillinge?«

»Nicht, wenn es nach der Mutter geht.«

»Du hast mit ihr gesprochen?«

»Ja. Ich war sogar persönlich bei ihr. Sie wohnt in einem Altersheim nahe Genf. Russo hat sie zu sich geholt, als ihr Mann vor ein paar Jahren verstorben ist.«

»Und sie sagt, dass sie keine Zwillinge geboren hat.«

»Definitiv. Ein Einzelkind. Eduardo Russo. Und ich glaube ihr.«

Reto schnaubte. »Und woher kommt dann der zweite Russo?«

»Das frag ich mich auch. Und ich glaube, einer weiß es.«

»Wer?«

»Beck.« Liz stand auf und stapfte zurück zur Tür.

Diesmal brachten sie Jonathan wieder in den Besprechungsraum Nummer 108. Fankhauser und Keller warteten auf ihn. Ein Aufnahmegerät stand bereit, war aber deaktiviert. Allein an ihrem Blick erkannte er, dass etwas vor sich ging.

»Sie wollten mich sprechen?« Jonathan nahm ihnen gegenüber Platz.

Diesmal ergriff Keller das Wort. »Was geht hier vor?«, fragte er mit kühler Stimme.

»Definieren Sie *hier*.«

»Ach, hören Sie auf mit den Spielchen, Beck! Sie verheimlichen uns etwas. Was ist es?«

Jonathan verschränkte die Arme vor der Brust. »Etwas, das Sie mir sowieso nie glauben würden.«

»Ach ja?« Keller schnaubte. »Die Entscheidung überlassen Sie bitte uns!«

»Würd ich sehr gern, aber davon hängt zu viel ab.«

»Okay. Also wollen Sie, dass wir was tun. Was sollen wir tun, Herr Beck?«, fragte Fankhauser deutlich beherrschter als ihr Kollege.

Jonathan beugte sich über den Tisch und lächelte. »Es selbst herausfinden.«

Keller schnaubte abfällig und verließ den Raum, sie jedoch blieb und musterte ihn aus ihren hellen Augen. »Wo muss ich suchen?«, fragte sie.

Mit der Frage hatte er nicht gerechnet. Und mit seiner Antwort auch nicht. »In meinem Handy.«

»Und was finde ich dort?«

»Eine E-Mail vom Kraftwerksbetreiber in Villeneuve.« Jonathan schluckte hart. »Angehängt ist eine Liste über die geplanten Versuche im Forschungszentrum. Interessant ist nur der Eintrag von Max Silk und seinem Assistenten Eduardo Russo. Meine PIN ist die eins sieben zwei neun.«

Fankhauser hielt den Blickkontakt, dann verließ sie das Zimmer.

»Das Arschloch spielt doch nur mit uns!« Reto winkte mit beiden Händen ab und schüttelte den Kopf. »Weggesperrt gehört der. Dauerhaft.«

Liz ging darauf nicht ein. Stattdessen suchte sie Becks Handy aus einem Karton hervor. Der Akku hielt noch. Die PIN war korrekt.

»Was wird das?«, fragte Reto. »Hat er dir noch was *verraten*?«

»Mir schon.«

Ein abfälliger Pfiff. »Und du fällst drauf rein. Du solltest es besser wissen.« Er zog eine Packung Kippen aus der Hosentasche, klopfte

eine aus der Schachtel und verließ mit der Zigarette zwischen den Lippen das Büro.

Liz war es nur recht. Sie öffnete den E-Mail-Account, fand die besagte E-Mail samt Anhang und suchte den entsprechenden Eintrag.

Als sie ihn gefunden und dreimal gelesen hatte, ließ sie das Handy sinken und sagte in den leeren Raum hinein: »Hä?«

Jonathan fragte sich zur gleichen Zeit, ob der Hinweis zu deutlich gewesen war, aber Liz Fankhauser hatte auf ihn gewirkt, als ob sie wirklich an der Wahrheit interessiert wäre. Keller hingegen war nur an seiner Work-Life-Balance interessiert und wollte den Fall schnellstmöglich abschließen. Für den war er vermutlich ein Fiesling, der das dumme Blondchen ausgenutzt hatte.

Jonathan fragte sich, ob an dem Gedanken etwas dran war. Er hatte Laura zwar zu nichts genötigt, aber hineingezogen in den Fall hatte er sie schon. Aber saß sie nun seinetwegen in Haft, oder weil auch sie das Mysterium hatte lösen wollen?

Fragen und Gedanken, die zu nichts führten. Jonathan konzentrierte sich wieder auf Liz Fankhauser und hoffte, dass sie offen genug war, auch die absurdeste Theorie zumindest für einen kurzen Moment in Erwägung zu ziehen.

Allerdings ließ sich in den nächsten zwei Stunden niemand in seiner Zelle blicken, in die man ihn zurückgebracht hatte.

Auch nicht nach vier Stunden.

Nach fünf brachte ihm ein schweigender Beamter ein Mittagessen auf einem Tablett, nach weiteren fünf ein Abendessen. Zu den belegten Broten gab es sogar eine Cola, aber das war das höchste der Gefühle.

Um zweiundzwanzig Uhr ging dann das Licht aus, und weder Fankhauser noch Keller hatten sich noch einmal sehen lassen.

Langsam bekam es Jonathan mit den Nerven. Wenn der Zeitablauf in diesem Universum annähernd ähnlich war, hatten sie bis zum Morgengrauen nur noch wenige Stunden.

Er spürte nur sein Herz stärker pochen als sonst, als er sich auf die Pritsche legte. Er versuchte erst gar nicht, zu schlafen. Seine Hände waren schmerzhaft zu Fäusten geballt.

Auch Laura hatte die Hände zu Fäusten geballt. Sie stand am vergitterten Fenster und blickte hinaus in die Nacht. Weder Mond noch Sterne waren zu sehen. Die Äste eines Baums im Innenhof der

Direktion wogten deutlich.

Die ersten Ausläufer des Tiefs, ging es ihr durch den Kopf. Das Tief, das den Fallout über ganz Süd- und Westeuropa verbreiten würde.

Ihre Stirn sank gegen das kühle Fensterglas. Wieder spürte sie Tränen auf den Wangen, aber diesmal ließ sie ihnen freien Lauf. Wie hatte das alles nur passieren können? In einem Moment stand sie noch Arm in Arm mit Jonathan im Haus eines Wildfremden, im nächsten Moment saß sie als Verdächtige in einer Zelle. Der Gedanke, dass sie eingesperrt war, ließ sie erzittern und die Fäuste gegen die Wand schlagen. In den ersten Stunden hatte es ihr den Atem geraubt. Sie hatte an den Gitterstäben gezerrt und gerüttelt, wohl wissend, dass das nichts brachte. Aber ihr Geist hatte es verlangt. An sich wunderte es sie, dass sie noch nicht zusammengebrochen war. Der Tod ihres Vaters, der ganze Wahnsinn mit Silk und Russo, und dann die Festnahme.

Sie ahnte allerdings auch, was sie aufrecht hielt: Jonathan Beck. Der Mann war ihr ein Rätsel. Nicht der Mann, sondern ihre Gefühle für ihn. Auf den ersten Eindruck hatte sie ihn nett und optisch ansprechend gefunden. Dann kompetent. Im Wald dann wie einen Nerd, einen perversen Nerd. Die Story mit dem Schutzanzug. Jetzt wusste sie es besser – oder meinte es zumindest. Danach hatte er ihr mit seiner ruhigen Art wieder imponiert. Er wusste, was er wollte. Er setzte seine Ziele durch, war aber ihr gegenüber immer respektvoll. So einen Mann hatte sie noch nie erlebt. Die meisten hatten das blonde Dummchen ins Bett bringen wollen und dann schnell festgestellt, dass sie als Ärztin doch was in der Birne hatte. Das behagte wohl vielen immer noch nicht, und sie waren gegangen. Oder Laura hatte sie schnell sitzen lassen.

Beck hingegen schien genau das zu gefallen. Er mochte offenbar starke Frauen, die auf eigenen Beinen standen und ihm Kontra gaben. Die wie er klare Ziele verfolgten. Das gefiel ihr.

Und erst der Kuss.

Laura wischte sich die Tränen von den Wangen. Der Kuss. Sie war im wahrsten Sinne des Wortes dahingeschmolzen. »Gott!«, wisperte sie. Das war ihr noch nie passiert. Aber auf sie war auch vorher nie geschossen worden, sie war nie gefährlicher Strahlung ausgesetzt gewesen oder hatte in einer Zelle gesessen.

Es waren schon komische Zeiten, die sich dem Ende neigten.

Jonathan Beck, der Kommissar.

Ein Lächeln huschte trotz allem über ihr Gesicht und erhellte für einen Moment die dunkle Zelle, während draußen der Wind von Norden lauter heulte.

Ein Stockwerk höher hörte auch Liz Fankhauser den Wind heulen, rieb sich die schmerzenden Schläfen und stand vom Schreibtisch auf, um zum Fenster zu gehen. Kälte fauchte ihr ins Gesicht, als sie es öffnete. Regenankündigender Wind von Norden her. Wind, der angeblich gefährlich werden würde.

Liz schnaubte und strich sich über die müden Augen. Den ganzen Tag war sie Becks verrücktem Hinweis nachgegangen. Parallele Universen.

Sie hatte es Reto gezeigt, doch der hatte nur gelacht und seine Berichte weitergetippt. Es klang aber auch absurd. Parallele Welten. War das nicht Humbug von Science-Fiction-Autorinnen und Autoren?

Bis zum Morgen hätte Liz die Frage sofort bejaht, allerdings konnte sie sich viele der Ereignisse auf normalem Weg nicht erklären. Wie konnte Russo an zwei Orten gleichzeitig sein? Wieso trat Strahlung in Frankreich und Italien auf, wenn nichts passiert war? Sie hatte Becks Bericht für die IAEO gelesen. Es klang wie ein Märchen für Erwachsene. Und erst die Videos von Urs Raali! Sie waren so verdammt echt. Er hatte erst heute wieder gepostet. Mit tränenüberströmtem Gesicht hatte er aus einem Vorort von Paris berichtet, dass seine Schwester es nicht geschafft hätte. Kurz hatte er ihren von Strahlung verbrannten Leichnam gezeigt, nur um danach die Atomkraft zu verteufeln. Wenn Liz nicht selbst geprüft hätte, dass Raali wegen einer Flugverspätung am Flughafen in Zagreb festsaß, hätte sie die Videos als Inszenierung abgetan. Allerdings hatten Kollegen in Lausanne Urs Raali tatsächlich überprüft – wegen einer Anfrage der IAEO. Auch die Strahlentoten, mittlerweile sieben Stück, konnte niemand leugnen. Becks Chefin hatte allerdings auch keine Ahnung, woher die Strahlung stammen könnte. Sie hatte aber auch Becks angefangenen Bericht noch nicht gelesen …

Parallele Welten.

Ein Teil von Liz wollte es gern glauben. Die Vorstellung, dass irgendwo dort draußen bessere Welten existierten, machte sie irgendwie zufrieden. Liz Fankhauser war jedoch eine Frau der Fakten, und ohne Beweise glaubte sie gar nichts.

Es musste also eine andere Erklärung für die Vorkommnisse geben. Allerdings war sie sich bei einem anderen Punkt sicher: Beck und Girard waren unschuldig. Alles, was die beiden unabhängig voneinander gesagt hatten, hatte Liz exakt so beweisen können. Den Ausschlag hatte am Ende die ballistische Untersuchung von Becks Gewehr gegeben, denn Silk war definitiv nicht damit erschossen worden. Sie hatte es schwarz auf weiß vor sich.

Parallele Welten. Beck und Girard mochten so die Ereignisse erklären, Liz hingegen würde die Wahrheit finden – wie auch immer die aussehen mochte.

Sie schloss das Fenster und kehrte an ihren Schreibtisch zurück. In dem Moment klingelte ihr Diensthandy. Anonymer Anrufer.

Liz starrte darauf und spürte ein Kribbeln in der Magengegend. Bei ihr riefen nie anonyme Anrufer an, schon gar nicht kurz vor Mitternacht.

Einem Impuls folgend aktivierte sie die Mitschnittsoftware und nahm das Gespräch an.

28



Schweiz, Kanton Genf, Genf

Jonathan wurde diesmal vom Klimpern eines Schlüssels geweckt. Er war selbst überrascht, dass er eingeschlafen war. Brummend richtete er sich auf und bemerkte Liz Fankhauser, die seine Zellentür öffnete und hereinkam.

»Ist schon wieder morgen?«, fragte er.

»Nein. Ziehen Sie sich an und kommen Sie mit!«

Jonathans Puls beschleunigte abrupt auf über hundertzwanzig. »Haben Sie es überprüft?«

Sie brummte etwas Unverständliches und verließ bereits die Zelle, ohne auf ihn zu warten. Jonathan glaubte es nicht, schnappte sich seine Schuhe und den Pulli und hastete hinter ihr her.

Die erste Etage der Polizeidirektion empfing ihn mit Stille und Notbeleuchtung. Eine Uhr in einem Flur verriet ihm, dass es erst kurz nach Mitternacht war. Irgendetwas musste passiert sein. Etwas mit Russo? Oder mit Laura?

Angst wollte ihn packen, doch Liz führte ihn in dem Moment ins erste Stockwerk in einen weiteren Zellentrakt. Auch dort sperrte sie eine Zelle auf, in der niemand anderes als Laura einquartiert war.

»Jonathan!« Sie war sofort bei ihm und fiel ihm um den Hals. »Gott! Es tut so gut, dich zu sehen!«

»Und dich erst!« Er drückte sie fest an sich, schielte jedoch zu Fankhauser. Die musterte sie aus ihren Murmelaugen, sagte: »Kommen Sie!«, und marschierte weiter in den zweiten Stock.

Es war ihr und Kellers Büro. Ein paar Pflanzen standen in Blähton auf dem Sims. Es roch nach Pizzaschachteln und altem Rauch. Keller war nicht anwesend.

Liz deutete kommentarlos auf den runden Besprechungstisch in der Mitte des Zimmers und ging zu einem Aufnahmegerät auf ihrem Schreibtisch. Laura und Jonathan tauschten einen fragenden Blick und setzten sich.

»Würden Sie sich erklären?«, fragte Jonathan höflich.

Liz gab ihm keine Antwort, kam stattdessen mit dem Aufnahmegerät zu ihnen und setzte sich. Ziemlich theatralisch stellte sie es zwischen ihnen auf den Tisch.

Jonathan furchte seine Stirn. »Wird das eine Vernehmung?«

Endlich machte sie den Mund auf. »Nein. Sie beide sollen sich was anhören.«

»Anhören?«

»Ja. Und jetzt still!« Sie aktivierte die Abspielfunktion des Geräts. Zu hören war ein Handyklingeln, dann Fankhausers Stimme. »Ja?«

Eine andere Frau antwortete: »Hör mir jetzt gut zu, Liz-Marie, denn es geht um Leben und Tod. Auch um deines. Leg nicht auf und stell keine Fragen, denn ich kann sie dir nicht beantworten. Das hier ist nämlich eine Sprachnachricht aus einem anderen Universum. Ja, du hast richtig gehört – aus einem anderen Universum.«

Fankhauser stoppte die Aufzeichnung und musterte Jonathan und Girard, denen beiden der Mund offen stand.

»Das«, stieß Laura hervor, »das ist Ihre Stimme!«

Fankhauser nickte grimmig. »Ja, das ist meine Stimme.«

Die restliche Nachricht lautete: »Das mag völlig verrückt klingen, Liz-Marie, aber es ist wahr. Paralleluniversen existieren. Max Silk und Eduardo Russo haben sie bewiesen. Ich habe es auch nicht geglaubt, aber ich wurde selbst aus einem anderen Universum kontaktiert, in dem Russo es geschafft hat, eine Sprungkapsel zu konstruieren. Mit der springt er von Universum zu Universum, um seine Frau und sein Kind zurückzubekommen, die in seiner Welt gestorben sind. Wir hätten ihn hier fast gehabt, aber wir sind zu spät gekommen. Dir darf das nicht passieren! Befreie Beck und Girard und hilf ihnen. Vertrau ihnen! Es geht um Millionen Menschenleben. Ihr müsst Russo aufhalten. Ich weiß nicht, wie er es in eurer Welt machen wird, aber hier ist er mit einem LKW aufs Gelände des Kraftwerks eingedrungen und hat damit seine Sprungkapsel und Unterstützer eingeschmuggelt. Sie werden die Leitstelle von Reaktorblock zwei einnehmen. Er hat einer chinesischen Firma Forschungsergebnisse zur Stringtheorie verkauft, nur um deren Support zu erhalten. Wir haben versucht, es noch zu verhindern, aber …« Liz' Stimme bebte. »Wir haben es nicht geschafft. Du musst es aber! Wenn sich unsere Welten entsprechend ähnlich sind, und davon gehen wir aus, sonst hätte Russo sie nicht ausgesucht, wird es ähnlich ablaufen. Liz, du wirst sterben, wenn du mir nicht glaubst. Ihr werdet beim GAU so verstrahlt werden, dass euch danach nur noch Tage bleiben.« Die Stimme wurde traurig. »Mir bleiben nur noch Tage, und Beck ist schon tot. Und Girard …« Die Stimme von Liz Fankhauser brach. Zwei harte Atemzüge. »Rette eure Welt wenigstens, Liz! Haltet Russo auf! Bitte.« Ein Knistern, dann Stille, in der Liz' Atemzüge aus dieser Welt zu hören waren. Ein

Bürostuhl knarrte, dann schaltete Liz die Aufnahme ab und blickte sekundenlang zu Boden.

»Also?«, fragte sie mit zitternder Stimme. »Was haben wir vor?«

Jonathan suchte Lauras Hand und drückte sie fest. »Wir müssen ins Kraftwerk von Villeneuve. Wenn Ihre … Variante recht hat, wird Russo dort eindringen.«

»Ist er schon.« Liz holte ein Fax von ihrem Schreibtisch und warf es zwischen ihnen auf den Tisch.

Jonathan schluckte und griff nach dem Blatt Papier, das vom Logo des Kraftwerks geziert wurde. Laura beugte sich zu ihm herab, ihre Hand auf seinem Unterarm, und las vor: »Protokoll Warenanlieferung von … von gestern Nacht. Geliefert wurde ein Teilchenbeschleuniger. Lieferant Eduardo Russo und zwei Chinesen. Geprüft wurde die Ware von Tom Meckatzer, Pförtner.«

Liz sagte: »Die beiden Chinesen haben zwanzig Minuten später das Gelände wieder verlassen. Russo nicht.«

Beck strich sich über das Gesicht. »Haben Sie mit jemanden darüber gesprochen?«

»Nur mit der Nachtschicht an der Pforte.«

»Gut.«

Liz musterte ihn. »Was haben Sie vor, Beck?«

»Na ja, wir tun das Einzige, was wir noch tun können: Wir dringen auf das Gelände des Kraftwerks ein und stoppen Russo.«

Zu seiner grimmigen Zufriedenheit nickte Liz Fankhauser. Sie ging zu ihrem Schreibtisch und zog eine Schublade auf. Daraus holte sie zwei Pistolen hervor und fragte: »Gegen die sagen Sie sicher auch nicht Nein?«

»Nein.«

29



Schweiz, Kanton Waadt, Kernkraftwerk Villeneuve

Harald Stein war schon lange in seinem Leben nicht mehr so aufgeregt gewesen. Der große Tag war endlich gekommen. Die ganze Nacht hatte er kaum geschlafen, hatte sich entweder hin- und hergewälzt oder von seinem Erfolg geträumt. Nur zum Ende hin war sein Traum ins Negative abgedriftet. Es war zu irgendwelchen Komplikationen in Reaktor zwei gekommen, woraufhin er versucht hatte, dort mit der Leitstelle zu sprechen, doch man hatte ihn ausgesperrt. Völlig verrückt, aber wenn man Jahre auf einen Moment hingearbeitet hatte und der plötzlich da war, dann drehten die Gedanken schon mal ab. Versagensängste und so weiter und so weiter…

Als Harald vor die Pforte fuhr, verdrängte er die wirren Gedanken erfolgreich. Er zeigte seinen Ausweis und wollte schon weiter, weil man ihm sofort das Tor öffnete, doch die Angestellte winkte ihm zu und kam aus der Pforte zu seinem Fenster.

»Was ist?«, fragte er ein wenig barsch, aber er hatte jetzt wirklich andere Sorgen, als mit der Pförtnerin zu quatschen.

Sie sah jedoch sehr ernst drein. »Herr Stein! Gut, dass Sie endlich da sind. Eben hat mich zum zweiten Mal eine Kommissarin angerufen, Liz Fankhauser von der Kriminalpolizei in Genf.«

»Und weiter?«

»Sie wollte unbedingt mit Ihnen sprechen. Ich habe ihre Nummer für einen Rückruf notiert.«

»Kriminalpolizei?« Das hatte ihm gerade noch gefehlt. »Was wollte die Kommissarin?«

»Keine Ahnung, sie sagte nur, dass es überaus wichtig sei. Es würde um Leben und Tod gehen. Sie wäre auch schon auf dem Weg hierher.«

»Hierher? Wann war das Telefonat?«

»Ist keine zwanzig Minuten her.«

»Okay.« Harald griff nach dem Zettel mit der Rufnummer und studierte ihn einen Moment lang nachdenklich. »Und die Frau hat zwei Mal angerufen?«

»Ja, das erste Mal gegen Mitternacht. Sie wollte wissen, ob Eduardo Russo auf dem Gelände ist.«

»Russo? Okay. Und weshalb?«

»Das hat sie mir nicht gesagt. Polizeiliche Ermittlungen.«

»Na toll. Okay. Danke! Ach, und falls Frau ...«

»Fankhauser.«

»... ja, Frau Fankhauser hier aufkreuzt, schicken Sie sie bitte weg. Wir nehmen heute Reaktor eins ans Netz, das wird den Vormittag einnehmen. Danach werde ich gern mit ihr persönlich sprechen.«

»Alles klar.« Die Pförtnerin ging zurück in ihr Büro und ließ Stein passieren.

Während das Tor zur Seite glitt, betrachtete er noch einmal den Zettel, dachte an seinen Traum, schüttelte den Kopf und warf den Zettel achtlos auf den Beifahrersitz. Für so was hatte er jetzt keine Zeit. Eduardo Russo gehörte dem Forschungszentrum an, und das hatte rein gar nichts mit dem Kraftwerk zu tun. Die Angelegenheit konnte also getrost warten. Die Inbetriebnahme hatte für ihn oberste Priorität.

Fankhauser jagte den Dienstwagen mit flirrenden Blaulichtern am Genfersee entlang Richtung Norden. Über den Bergen hingen dunkle Wolken, die sich in den nächsten Stunden ausregnen würden. *Voller radioaktiver Strahlung.* Jonathan blickte vom Beifahrersitz grimmig hinaus in den noch dunklen Morgenhimmel.

»Der ruft nicht zurück!«, knurrte Liz, nachdem sie auf ihrem Handy in der Mittelkonsole herumgedrückt hatte. »Arschloch.«

»Der hat andere Prioritäten«, war sich Jonathan sicher.

»Und du kannst da nicht auf einem anderen Weg anrufen?«, fragte Laura von der Rücksitzbank. Sie saß mittig und hatte ihren Kopf fast auf gleicher Höhe mit Jonathan und der Kommissarin.

»Keine Chance, um die Uhrzeit. Meine Chefin kann auch nur eine Anfrage stellen, aber das bringt nichts.«

»Dann sollten wir uns beeilen.« Fankhauser trat noch mehr aufs Gas und fuhr so hart in eine Kurve, dass sich Jonathan am Türgriff festhalten musste. Wieder fiel sein Blick auf die dunklen Wolken im Osten, und ihm lief ein kalter Schauer den Rücken hinab. Kamen sie diesmal rechtzeitig?

In der Warenhalle des Forschungszentrums entschied Eduardo Russo, dass es Zeit war. Er hatte keine Lust mehr auf dieses Universum. Er hatte aber auch irgendwie keine Lust mehr, alles ein x-tes Mal zu durchleben. Langsam wurde er müde vom immer gleichen Grundablauf, aber er würde Isabella und Paola zurückbekommen. Als

er sie am Morgen vor dem Haus gesehen hatte, hatte er sich so zusammenreißen müssen, nicht aus dem Mietwagen zu springen, zu ihnen zu rennen und sie an sich zu drücken. Allein das Wissen, dass er damit womöglich zu große Interferenzen erzeugte, hatte ihn davon abgehalten. Er hatte sich langsam an Isabella und Paola herangetastet. Ganz langsam von Welt zu Welt. Die Interferenzen betrafen seinen Erfahrungen nach weitestgehend nur die Dinge, die man veränderte, und die Dinge, die er verändert hatte, liefen ihm allmählich aus dem Ruder. Da waren einmal die Chinesen. Vor drei Welten hatte er ihnen ein Angebot gemacht, weil er dachte, mit Unterstützung würde es leichter werden. Das hatte er ziemlich falsch eingeschätzt. Mittlerweile kontaktierten sie ihn, also musste er deren Anfragen annehmen, um überhaupt noch Einfluss nehmen zu können. Und noch etwas: Er musste sie auch wieder loswerden, wenn es ihm endlich gelang, Isabella und Paola zu retten.

Es kotzte ihn so an. Nur ein paar Zentimeter hatten gefehlt. Ein schwererer Mietwagen hätte vermutlich genügt, um den LKW weit genug abzulenken. Das nächste Mal.

Isabella und Paola.

Eduardo ballte die Hände zu Fäusten, dann aktivierte er in seiner Sprungkapsel die Software, um den nächsten Sprung einzuleiten. Ein von ihm entwickeltes Scannernetz, das in die Außenhülle der Kapsel integriert war, analysierte den Fluss der Strings des aktuellen Universums, suchte nach dem nächsten Universum, das diesem am meisten glich, und schaltete sich dann auf Standby. Sobald Russo in die Kapsel stieg und den Sprung aktivierte, zog die Kapsel Energie aus der Umgebung und glich den Stringfluss im Inneren der Kapsel und auf der Außenhülle an den Stringfluss des gefundenen Universums an. Dadurch *sprang* die Kapsel in ein anderes Universum. Vorausgesetzt, es kam genug Energie zusammen. Wenn nicht, würde Russo vermutlich samt Kapsel in einem grellen Blitz vergehen, denn die angezogene Energie musste irgendwohin. Er hatte deswegen bewusst die Nähe zum Kraftwerk gesucht. Die vorhandene Energie reichte, wenn man Block eins und zwei addierte. Jetzt musste die Anlage nur noch hochfahren, aber dafür würde er sorgen.

Er schloss die Zeitkapsel, die den Scan startete, verdeckte sie mit dem Deckel der Kiste und holte aus seiner Reisetasche eine Pistole hervor. Die steckte er in ein Schulterhalfter. Er machte sich auch gar keine Mühe mehr, die Waffe zu verbergen. Vorsicht war in dieser Welt nicht mehr angebracht.

Bewaffnet und bereit lief er zum Fake-Beschleuniger. Der als Softwareupdate getarnte Countdown zeigte noch eine Stunde und ein paar Minuten an. So lange würde er aber nicht mehr warten. Irgendwie gefiel ihm die Sache mit Jonathan Beck nicht. In der letzten

Welt hatte er die beiden nicht bei sich zu Hause angetroffen. Sie schienen ihm immer näher zu kommen. Lieber hatte er etwas Vorsprung.

Er gab also seinen Sicherheitscode ein und öffnete damit manuell eine Klappe am Beschleuniger. Zischend fuhr sie auf. Im Inneren herrschte diffuses Halbdunkel, doch darin bewegten sich Schatten. Es waren sechs bewaffnete Chinesen, die daraus hervorkrochen.

Sie nickten Russo zu, er ihnen, dann übernahm er die Führung und machte sich auf zur Leitstelle von Block zwei.

In der Leitstelle von Reaktorblock eins war die Anspannung an diesem Morgen nahezu greifbar. Alle Angestellten gingen hochkonzentriert ihren jeweiligen Aufgaben nach. Gesprochen wurde nicht, nur wenn jemand einen Wert durchgab.

»Flüssigsalztemperatur bei achthundert Grad Celsius!«, rief eine Technikerin. »Tendenz steigend.«

»Leistung bei sechzig Prozent!«, rief ein anderer Reaktorfahrer.

Schichtführer Meyer war mit der Entwicklung höchst zufrieden. Er trug die Daten in ein Formular ein und wandte sich an Harald Stein, den Sicherheitschef des Kraftwerks, der zur Inbetriebnahme von Reaktor eins extra in die Leitstelle gekommen war. »Alles verläuft nach Plan. Wir erhöhen die Leistung sukzessive bis auf fünfundachtzig Prozent, dort halten wir sie anschließend konstant.«

Stein nickte. Ein begeistertes Funkeln glitzerte in seinen Augen. »Was machen die Turbinen?«

»Laufen einwandfrei. Aktuell speisen wir mit einer Leistung von knapp einhundertzwölf Megawatt ein.«

Stein lächelte. »Genau so haben wir uns das vorgestellt.« Er klopfte Meyer auf die Schulter und rief lauter: »Gute Arbeit, alle zusammen! Weiter so! Der heutige Tag wird als Meilenstein der atomaren Zukunft in die Geschichtsbücher eingehen!«

»Dort vorn ist es!« Jonathan zeigte auf die letzte Kreuzung, von der es direkt zum Kraftwerk ging.

Liz hatte die Abzweigung ebenfalls gesehen und fackelte nicht lange; sie aktivierte zusätzlich das Martinshorn und preschte einfach auf die Kreuzung zu. Ein Wagen musste ihnen im letzten Moment ausweichen, was Laura aufschreien ließ, aber die Kommissarin hatte Eier aus Stahl. Sie hielt das Lenkrad fest, den Blick starr geradeaus, und brachte sie unfallfrei direkt zur Pforte.

Die Frau im Häuschen kam schon mit großen Augen herausgeeilt. »Was ist passiert? Was ist passiert?«

»Noch nichts!« Liz zeigte auf das Tor und hielt ihr durch die geöffnete Seitenscheibe ihren Ausweis entgegen. »Aufmachen! Sofort!«

Die Pförtnerin schluckte schwer, als sie die Kommissarin vom Telefon erkannte. »Haben Sie mit Herrn Stein telefoniert?«

»Nein.«

»D-d-dann weiß ich auch nicht. Ich darf Sie nicht einfach so aufs Gelände lassen. Direkte Anweisung von Herr Stein.«

»Machen Sie auf!«

Liz' Tonfall hätte neunundneunzig Prozent aller Menschen hastig nicken und gehorchen lassen, aber das Exemplar von einer Pförtnerin war aus anderem Holz geschnitzt. »Nein. Er hat gesagt, ab Mittag hat er für Sie Zeit.«

»Einen Mittag wird es nicht mehr geben!«, rief Laura. »Machen Sie auf!«

Nur ein Kopfschütteln, und schon marschierte die Pförtnerin zurück in ihr Häuschen.

Liz wollte schon nach ihrer Dienstwaffe greifen, doch Jonathan schüttelte den Kopf. »Dann gehen wir anders rein!«, sagte er.

»Und wie?«

»Durchs Hintertürchen.« Er lächelte grimmig. »Irgendeinen Vorteil muss es ja haben, dass ich mich mit der Sicherheit von Kraftwerken beschäftige. Dreh einfach um!«

Liz musterte ihn, dann knüppelte sie den Rückwärtsgang ein und gab wieder Vollgas.

Beatrice Deschamps leitete an diesem Morgen die Leitstelle von Reaktorblock zwei. Viel hatten sie und ihr sechsköpfiges Team nicht zu tun, denn Reaktor zwei würde erst in Wochen ans Netz gehen. Sie waren nur dafür zuständig, dass nichts passierte. Reaktorblock zwei war in den Standby-Betrieb geschaltet worden und ansonsten bereit für den großen Tag. Der galt aber heute Reaktorblock eins.

Gern wäre Beatrice dabei gewesen, aber sie war lieber Schichtführerin in Block zwei als dauerhaft ein kleines Licht unter Schichtführer Meyer. Den konnte sie nicht leiden; er brachte immer noch abfällige Witze über Frauen, auch wenn er fachlich wirklich gut war. Beatrice war aber nicht minder gut.

Sie checkte gerade ein paar Daten, als ein Fiepen an der Tür sie irritierte. Wer kam bitte um diese Uhrzeit zu Besuch? Sie ließ ihre Unterlagen liegen und lief zur Tür. Über die Kamera entdeckte sie Eduardo Russo, den Assistenten von Max Silk. Was der wohl wieder

wollte? Der hatte in den letzten Tagen so oft hier rumgehangen, dass es ihr schon auf den Nerv gegangen war.

Seufzend öffnete sie ihm die Tür. »Herr Russo, was verschafft mir um diese Zeit schon die Ehre?«

»Das hier.« Er zog eine Pistole aus dem Hosenbund und hielt sie Beatrice gegen den Bauch. »Es ist nichts Persönliches«, schob er hinterher. »Sie erweisen uns eher einen Dienst im Sinne der Wissenschaft.« Und lauter rief er: »Go! Go! Go!« Zu Beatrice' Entsetzen stürmten sechs bewaffnete Chinesen ums Eck und in die Leitstelle.

In der Leitstelle von Reaktorblock eins begann auf einem Display ein Licht zu blinken.

»Warnmeldung von der Turbinensteuerung«, rief eine hagere Technikerin Ende vierzig. »Die Last steigt.«

»Wie bitte?« Schichtleiter Meyer war schon bei ihr. »Das kann nicht sein. Der Reaktor fährt konstant weiter hoch.«

»Kann ich bestätigen!«, rief der zuständige Techniker.

»Temperatur im Salz ebenfalls konstant!«, rief die Technikerin.

»Und trotzdem erhöht sich die Rotationsgeschwindigkeit.« Die Hagere zeigte auf ein Display, das eine stilisierte Turbine zeigte. »Tendenz steigend.«

Meyer und Stein wechselten einen Blick. »Wie kann das sein?«, fragte Stein.

»Spontan keine Ahnung. Wenn nicht mehr Leistung kommt, müssen sich auch die Turbinen nicht schneller drehen. Das ergibt keinen Sinn.«

»Aber sie tun es. Weitere zwei Prozent Steigerung!«

Meyer fuhr sich durchs lichte Haar, griff zum Telefon und rief in der Zentrale des Kraftwerks an. »Bei uns steigt die Turbinenlast. Was ist los?«

»Fahrt ihr nicht höher rein?«, fragte Kowalski, der Hauptoperator für die Schicht.

»Nein! Wir sind auf konstant fünfundachtzig Prozent Leistung im Block.«

Kowalski brummte. »Stimmt! Konstantes Niveau in Reaktor Block eins.«

»Eben … Was ist mit den Turbinen los?«

»Moment.« Hektisches Tippen auf einer Tastatur war zu hören, dann ein leiser Pfiff. »Das gibt es ja nicht!«

Auch Stein schaltete sich in die Leitung hinzu. »Was gibt es nicht?«

»Reaktorblock zwei fährt hoch.«

Laura schaute mit bangen Blicken hinaus zum Kraftwerk, von dem sie sich wieder bis zur Hauptstraße entfernt hatten. Weißer Dampf stieg mittlerweile aus beiden Kühltürmen. »Und wie kommen wir jetzt rein?«

»Das würde mich auch interessieren.« Die Kommissarin blickte abwechselnd auf die Straße, zum Kraftwerk und zu Jonathan.

Der schien tiefenentspannt zu sein. »Einfach weiterfahren.«

Ein Schnauben von Liz, aber sie fuhr weiter, bis Jonathan auf einen ihnen entgegenkommenden LKW zeigte. »Den aufhalten!«

»Okay.« Liz schaltete das Blaulicht ein und riss hart am Lenkrad, sodass sich ihr Wagen quer in die Fahrbahn stellte. Schon sprang sie aus dem Fahrzeug und lief mit wedelnden Armen auf den langsam werdenden LKW zu.

Laura spürte, wie sie blass wurde. »Was bitte hast du vor?«

Jonathan grinste. »Oldschool einbrechen.«

»Mit einem LKW?«

»Ja. Das Kraftwerk hat zwar hohe Mauern, um einem Tsunami standzuhalten, und Fahrzeugstopper am Tor und Vernebler, um Flugzeuge zu irritieren, aber die Feuerwehrzufahrt ist die Schwachstelle.« Ohne weitere Erklärungen stieg auch er aus und eilte Fankhauser hinterher.

Laura schluckte. »Die Feuerwehrzufahrt und ein LKW. Na, ganz großes Kino.« Dann folgte auch sie, wobei sie sehr darum bemüht war, sich nicht auszumalen, was sie gleich tun würden. Ahnen tat sie es trotzdem.

»Wir haben gleich alle Daten, die wir brauchen!« Bailong, dessen Name weißer Drache bedeutete, kam zu Russo. »Wir sind hier fertig.«

»Ich aber noch nicht!« Russo hielt Beatrice die Pistole an die Schläfe und zwang sie, Reaktor zwei hochzufahren und parallel einen Hack ins System zu spielen. Ihm selbst brummte der Schädel, weil seit Minuten ununterbrochen das Telefon klingelte. Es war Kowalski, der Operator aus der Zentrale, der versuchte, Kontakt zu ihnen herzustellen.

Bailong musterte Eduardo argwöhnisch. »Was wird das hier?«

»Ein Dienst für die Wissenschaft.« Russo funkelte den Chinesen an. »So lautete unser Deal! Sie kriegen die Daten der Leitstelle, ich darf meinen Versuch durchführen!«

Der Chinese nickte sichtlich unwillig. »Aber beeilen Sie sich! Mir gefällt dieser Morgen nicht.«

»Keine Sorge, es wird nichts passieren.« *Mir zumindest nicht.* Russo wandte sich wieder an Beatrice. »Leistung steigern! Volllast einstellen!«

»A-A-Aber –«

»Volllast, meine Liebe!«

Beatrice’ zitternde Finger huschten über die Tastatur. Sie gab zig Befehle ein, rief zweimal einer Technikerin etwas zu, die angsterfüllt »Ja!« antwortete, dann entwich Beatrice ein tiefes Seufzen. »Reaktorblock zwei fährt auf Volllast hoch und wird dort gehalten. Die Automatisierung ist aktiviert.«

Russo überflog die Befehle und nickte zufrieden. *»Dann aufstehen! Alle!«*

»Sind Sie fertig?«, wollte Bailong wissen.

»Ja. Wir verschwinden in die Warenannahme, von wo aus Sie abhauen können.«

»Und Sie?«

»Ich werde meinen Versuch durchführen.« *Hoffentlich zum letzten Mal.*

Der LKW-Fahrer schrie ihnen hinterher, dass der Teufel sie holen sollte. Niemand nahm von ihm Notiz.

»Und Sie wissen, was Sie tun?« Liz und Laura zwängten sich auf die Beifahrersitzbank, während Jonathan den Vierzigtonner ziemlich bockend Richtung Kraftwerk steuerte.

»Ja«, sagte Jonathan. »Zumindest in der Theorie.«

»In der Theorie«, echote die Kommissarin. »Na, ganz klasse.«

»Keine Sorge, es wird funktionieren! Das Kraftwerk von Villeneuve ist wirklich bestens gebaut, hat aber eine Schwachstelle: die breiten Zufahrten für die Feuerwehr.«

»Und dort willst du mit dem LKW hineinfahren?«, wollte Laura wissen.

»Durchbrechen ist eher der richtige Begriff.« Jonathan grinste schief. »Es sind zwei Tore, die aber eben nicht mit zusätzlichen Stoppern oder dergleichen gesichert sind. Im Katastrophenfall muss auch die Feuerwehr durchkommen.«

Laura musterte ihn nur aus großen Augen, bevor sie sich kopfschüttelnd abwandte.

Liz hingegen schnallte sich an und sagte zu Laura: »Das sollten Sie auch tun!«

Die nickte erneut und ließ auch ihren Gurt einrasten.

Jonathan kurbelte wieder am Lenkrad. Er hatte noch nie in seinem Leben einen Vierzigtonner gefahren, aber irgendwann war immer das

erste Mal.

Es funktionierte auch ganz ordentlich. Unfallfrei erreichten sie den Kreisverkehr zum Kraftwerk, und Jonathan nahm ihn direkt. Holpernd brachen sie über die Kreuzung, ihn warf es ziemlich auf dem gefederten Fahrersitz herum, aber er hielt den LKW in der Spur.

Laura atmete zischend aus. »Ich muss echt wahnsinnig sein!«

»Es ist gleich geschafft!« Jonathan zeigte auf eine Abzweigung, die von der Zufahrtsstraße wegführte. Die Straßenbegrenzungen waren durchgezogen, und in weißen Lettern stand FEUERWEHRZUFAHRT auf dem Boden.

Laura klammerte sich fester. »Das macht es nur bedingt besser.«

Liz musterte bereits das erste mannshohe Tor aus einem Metallrahmen und Maschendraht. »Ich glaube, Sie sollten mehr beschleunigen.«

»Glaub ich auch!« Jonathan stieg voll aufs Gas, was den LKW vibrieren und röhren ließ. Die Tachonadel kletterte auf 70 Stundenkilometer. 72. 74. 76. Das Tor rauschte auf sie zu.

»Festhalten!« Jonathan packte das Lenkrad mit aller Kraft, sodass seine Knöchel weiß hervortraten. Laura zischte ein Gebet, und Liz presste die Lippen zu einem weißen Strich zusammen.

Dann war das Tor heran. Es knallte gegen den Stoßfänger aus poliertem Chrom und wurde einfach davongeschleudert. Metall kreischte und brach. Funken sprühten über die Frontscheibe.

Ihr LKW wurde kaum langsamer.

Schon kam das zweite Tor auf die drei zu.

Jonathan korrigierte die Richtung und wollte abermals »Festhalten!«, schreien, doch sie kollidierten bereits mit dem zweiten Tor. Wieder stoben Funken davon, etwas krachte gegen die Frontscheibe, die sich eindellte und in ein Spinnennetz verwandelte. Etwas traf den LKW wie ein Hammer, und er wurde zur Seite gerissen.

Alle drei brüllten, wurden gegeneinandergepresst und wieder zurück auf ihre Sitze geschleudert, als der LKW in die andere Richtung ausbrach.

Jonathan konnte das Lenkrad nicht mehr halten. Er ließ los, stieg aber gedankenschnell auf die Bremse. Der LKW bockte wieder, es stank nach verbranntem Gummi, etwas zischte und klopfte, dann kamen sie mit einem Zittern zum Stehen.

Jonathan schüttelte die Benommenheit ab, konnte durch die zerstörte Scheibe kaum etwas sehen und stieß die Fahrertür auf. »Alles okay bei euch?«

»Ja!«, stöhnte Liz.

»Keine Ahnung!«, brummte Laura.

»Dann wird alles passen.« Er kletterte aus der Fahrerkabine und sprang aufs Gelände des Kraftwerks. Erst jetzt sah er, was den LKW

gestoppt hatte: ein versenkbarer Verkehrspoller. Der Stopper war wohl automatisch aus dem Boden gefahren und sollte in einer Feuerwehrzufahrt gar nicht existieren.

Beinahe hätte Jonathan gelacht. Die meisten Kraftwerke verzichteten auf solche Einrichtungen, Villeneuve hatte zu viele davon verbaut. Egal, sie waren drin.

Als sein Blick allerdings Richtung Kraftwerk glitt, wurde ihm flau im Magen. Aus beiden Kühltürmen stieg Dampf in den dunklen Nachthimmel, genauso, wie er es geträumt hatte. Reaktorblock zwei fuhr also ebenfalls hoch.

»Kommt!«, schrie er heiser. »Uns läuft die Zeit davon!«

Schon rannte er auf die Türme zu.

Harald Stein rannte ebenfalls, nur durch einen hell erleuchteten Flur, an grau beschichteten Eisentüren vorbei, und verließ im Eilschritt durch einen Notausgang Reaktorblock eins. Ein kühler Wind wehte ihm ins Gesicht, als er in den Morgen hinaustrat. Die Wolken hingen tief. Es roch nach Frühling und Feuchtigkeit.

Er legte einen Zahn zu und sprintete quer über die Sicherheitszufahrt auf das zweite Reaktorgebäude los. Er hatte keine Ahnung, was vor sich ging. Eigentlich hätte heute nur Reaktorblock eins ans Netz gehen sollen. Reaktorblock zwei war vorerst für umfangreiche Testzwecke vorgesehen und sollte frühestens in ein paar Monaten mit der Stromerzeugung beginnen.

Als der Kühlturm von Reaktor zwei hinter dem Forschungszentrum in Sicht kam, kräuselte sich tatsächlich Dampf in den Nachthimmel empor. Der Reaktor lief also wirklich.

Er versuchte abermals, über die Zentrale jemanden aus der Leitstelle ans Telefon zu kriegen, aber wieder ging niemand ran. Das gefiel Harald überhaupt nicht.

Endlich erreichte er das Gebäude. Doch anstatt die Tür mit Wucht aufzustoßen, knallte er brutal dagegen. Ihm entwich ein Schmerzensschrei, während er rückwärts taumelte. Welcher Idiot hatte abgesperrt?

Blut sprenkelte sein blütenweißes Hemd. Mit einem Grunzen wischte er es sich mit dem Handrücken von der Nase, die er sich beim Zusammenstoß offenbar gebrochen hatte, und versuchte abermals, die Tür manuell zu öffnen, aber der Zutritt war gesperrt. Auch über seinen streng geheimen Zentralcode kam er nicht hinein. Was ging vor sich? Ein Hack?

Harald wurde schlecht vor Angst. Hatte es doch jemand geschafft, sich ins System zu hacken? Das war eigentlich unmöglich, außer

jemand half von innen nach.

Sein Handy klingelte. Es war Kowalski aus der Zentrale. »Wie sieht es aus, Herr Stein? Ich kriege keinen Kontakt zur Leitstelle zustande.«

»Und mich hat man ausgesperrt. Zutritt verweigert – trotz Sicherheitscode.«

Summende Stille. »Und jetzt?«

»Bleiben Sie ruhig! Was macht der Reaktor?«

»Ist auf zweiundsechzig Prozent hochgefahren. Wir haben die Netzagentur bereits informiert, dass wir unerwartet mehr einspeisen. Das ist kein Problem, die nehmen den Strom ab. Wir haben eben auch die Turbinenlast umverteilt und Turbine drei und vier hinzugeschaltet, um eine Überhitzung zu vermeiden. An sich laufen alle Systeme einwandfrei.«

»Immerhin etwas.« Harald zog blutigen Rotz hoch und spuckte aus. »Ich will trotzdem umgehend in Reaktor zwei rein. Schicken Sie mir alle verfügbaren Sicherheitskräfte zum Eingang des Gebäudes, abgesehen von der Notbesetzung. Wir müssen da rein! Zur Not mit Gewalt!«

»Mach ich, Sir! Verstärkung ist gleich bei Ihnen!«

»Danke!« Harald ließ das Handy sinken und sah zum Gebäude hoch. Er kochte innerlich. Wer auch immer für die Aktion verantwortlich war, würde sich dafür verantworten müssen. Köpfe würden rollen. Er hoffte nur, dass ihm daraus kein Strick gedreht wurde. Er hatte so viel Arbeit in das Projekt gesteckt …

Wieder klingelte sein Handy, diesmal war es die Leitstelle eins. Ein aufgeregter Meyer haspelte ins Telefon: »Die Leistung steigt auch in Reaktor eins! Wir sind bei einundneunzig Prozent!« Im Hintergrund schrie die Technikerin: »Tendenz steigend!«

Harald hätte kotzen können. »Wie kann das sein, Meyer? Drosseln Sie ihn wieder!«

»Versuchen wir ja, aber es passiert nichts. Es ist … als wäre das System ferngesteuert.«

Ferngesteuert …

Harald hob abermals den Blick empor zu Block zwei. Aus der Seitenstraße schoss ein Einsatzwagen des Sicherheitsdienstes und hielt auf ihn zu.

»Ferngesteuert!«, murmelte er erneut und schluckte. Dann kam der Befehl: »Schalten Sie ab!«

Meyer keuchte. »Abschalten? Hab ich Sie richtig verstanden?«

»Ja! Notabschaltung umgehend einleiten!«

»Okay. Notabschaltung einleiten. *Habt ihr gehört? Notabschaltung einleiten!*«

Im Hintergrund war hektisches Gemurmel zu vernehmen, dann ertönten Warnsignale.

»Notabschaltung verweigert!«, keuchte Meyer. »Das System lässt uns nicht.«

»Leistung bei achtundneunzig Prozent.« Noch mehr Warnsignale schrillten los.

Harald entglitt die Situation. Er stand plötzlich neben sich und sah sich selbst dabei zu, wie er das Handy sinken ließ und die Einsatzkräfte anstarrte, die aus dem Wagen sprangen und auf ihn zugerannt kamen. Auch von der anderen Seite sprinteten drei Sicherheitskräfte heran, allen voran ein bärtiger Typ, der ihm vage bekannt vorkam.

Dann war Harald wieder bei sich und schrie: »Tür aufbrechen!«

Seine Sicherheitsleute machten sich sofort ans Werk. Einer der Männer sagte: »Eben kam die Meldung rein, dass die Sicherheitspoller der Feuerwehrzufahrt ausgelöst wurden.«

»Ist mir so was von egal! *Macht die Tür auf!* Zur Not per Sprengung!«

»Gute Idee!«, rief eine Sicherheitsbeamtin. »Wir haben Plastiksprengstoff für den Notfall dabei!«

»Dann los!«

Die Frau brauchte keine halbe Minute, um die Tür zu verdrahten. »In Deckung!«, schrie sie, und schon zerriss es die Tür in einer stinkenden Rauchwolke.

»Zugriff!«, schrie einer der Sicherheitsleute über den Lärm hinweg und drängte mit erhobener Waffe ins Innere.

Jonathan verfolgte, wie Sicherheitskräfte die Tür sprengten und ins Innere drangen. Sicherheitschef Harald Stein folgte ihnen dicht auf den Fersen.

Er selbst war noch etwa fünfzig Meter entfernt. Sein Atem kam pfeifend. Sein Herz hämmerte schmerzhaft in seiner Brust. Sein Kinn bebte.

Es war wie in seinem Traum, und auch jetzt verschleierten Tränen der Hilflosigkeit seinen Blick. Kamen sie wieder zu spät? Würde er gleich vor Erschöpfung auf die Knie sinken? Er erinnerte sich noch gut, dass der Asphalt in seinem Traum warm und trocken gewesen war, und dass ihm eine kühle Brise vom Genfersee her ins Gesicht geweht hatte.

Die beiden Reaktoren erhoben sich ebenfalls wie im Traum vor ihm, wie fahle Diamanten. Warnlichter pulsierten an verschiedenen Stellen, tauchten die Facetten in unheimlichen Schein.

Gleich würde etwas an der Außenwand von Reaktor zwei bläulich aufglühen und die Welt in kühlschrankkaltes Licht tauchen.

Zu spät! Zu spät …

Er schloss für einen Moment die Augen und rannte weiter und weiter und weiter. Sein Atem kam stoßweise.

Gleich, gleich, gleich …

Allerdings erfasste ihn keine Explosion.

Er blinzelte und erreichte zu seiner eigenen Überraschung die aufgesprengte Tür. Lacksplitter lagen überall auf dem Boden, und es stank nach dem Plastiksprengstoff.

Ungläubig blieb er stehen und sah sich nach Laura und Liz um. Die beiden Frauen rannten die letzten Meter über den Platz und schlossen zu ihm auf.

»Worauf warten Sie?«, fragte die Kommissarin und drang als Erste mit erhobener Pistole ins Gebäude ein.

Jonathan musste grinsen. Er konnte nicht anders. Er grinste wie ein dummer Junge.

»Was ist?«, fragte Laura irritiert zwischen zwei keuchenden Atemzügen. Sie rang sichtlich nach Atem.

»Wir sind noch nicht zu spät!«, stieß er hervor. »Wir sind noch nicht zu spät!« Ohne eine weitere Erklärung abzugeben, zog er sie in seine Arme, drückte sie fest und folgte dann Liz Fankhauser ins Gebäude von Reaktorblock zwei. Dabei zog er seine Waffe.

30



Schweiz, Kanton Waadt, Kernkraftwerk Villeneuve

Auch Laura zog die Pistole, die ihr die Kommissarin vor ihrem Aufbruch in die Hände gedrückt hatte. Das Gewicht der Waffe fühlte sich ganz ungewohnt an, noch mehr das kühle Metall. Laura schätzte das Gewicht auf unter ein Kilo, spürte aber eine Aura der Macht, die von der Walter ausging. Eine ungute Macht, in ihren Augen. Ihr war klar, dass eine Waffe nur ein Werkzeug war. Man konnte sich damit verteidigen oder damit morden. Trotzdem fühlte es sich nicht gut an, und Laura wusste nicht, ob sie Gebrauch von der Waffe machen würde. Sie hoffte es nicht. Es war so gegen ihre inneren Überzeugungen.

Aber was waren Überzeugungen wert, wenn ein Verrückter Millionen Menschen vernichten würde, nur um seine Frau und sein Kind wiederzusehen?

Also folgte auch Laura mit gezogener Waffe ins Gebäude von Reaktor zwei und hastete hinter Jonathan und der Kommissarin her.

Es ging durch hell erleuchtete Gänge, getäfelt mit weißen Kunststoffquadraten. Der Boden war mit hellgrauem Epoxidharz ausgegossen, auf dem Lauras Sneaker bei jedem Schritt zwitscherten.

Aus einer Tür am Ende des Flurs drangen Rufe von Männern. Ein Sicherheitsbeamter erschien, entdeckte sie und hob erschrocken seine Pistole, doch Fankhauser schrie: »Polizei!« und war schon bei ihm.

Als Laura und Jonathan die beiden erreichten, hatten sie ihre Unterhaltung bereits beendet und verschwanden durch die Tür in den Raum dahinter.

Es handelte sich um die Leitstelle. Mehrere Sicherheitskräfte waren ausgeschwärmt und hatten den Raum gesichert. Auch Harald Stein befand sich unter den Anwesenden. Er beugte sich über einen Arbeitsplatz und las schwer schnaufend die Zeilen auf dem Monitor, nur um dann »Scheiße!« zu brüllen.

Jonathan war bei ihm. »Was ist?«, fragte er und versuchte selbst, einen Blick auf den Monitor zu erhaschen.

Der Sicherheitschef musterte Jonathan verwirrt, dann fragte er: »Was machen Sie hier?«

»Schlimmeres verhindern! Was ist hier los?«

»Jemand hat die Leitstelle besetzt und Reaktorblock zwei hochgefahren.« Stein zeigte auf den Monitor. »Eine Automatisierung ist aktiviert worden, gekoppelt an Reaktorblock eins.«

»Dann schalten Sie sie ab!«

»Kann ich nicht. Ich bin dazu nicht autorisiert. Außerdem läuft der Reaktor auf Volllast, wir können nicht einfach den Stecker ziehen! Das System ist so sicher, dass es nur im Notfall abschaltet.«

Jonathan nickte grimmig. »Wissen Sie, wo Eduardo Russo ist?«

»Russo? Keine Ahnung. Was wollen Sie von Russo?«

»Er ist vermutlich hierfür verantwortlich.«

»Russo?« Stein sah entgeistert drein und dann auch zur Polizistin, die er jetzt erst zu registrieren schien. Er wurde blass. »Wenn das stimmt, dann müsste er im Forschungszentrum sein.«

»Gibt es eine direkte Verbindung zwischen den Gebäuden?«

»Ja. Den Gang runter und dann rechts über die Warenhalle. Warten Sie! Wir kommen mit!« Stein schrie nach seinen Wachleuten, dass sie ins Forschungszentrum laufen sollten.

Jonathan war da schon an der Tür und zerrte Laura mit sich. »Komm! Jede Sekunde zählt!«

Auch Fankhauser schloss zu ihnen auf. »Wissen Sie, wohin?«

»Ja!«

Ihre Schritte polterten wieder durch den Flur, an der weggesprengten Tür vorbei und in die andere Richtung. Es folgte eine Kreuzung, an der es links in einen Technikraum und rechts einen kurzen Flur entlang zu einer breiten Doppeltür ging. Auf der stand in schwarzen Lettern: *Warenannahme*.

»Das ist es!« Jonathan gab noch mal alles und sprintete auf die Tür zu. Sie war nicht abgesperrt, aber verriegelt. Knackend löste er die schweren Bänder und stieß einen der Flügel auf.

Kühle Luft wehte ihnen entgegen. Es roch nach Öl, Staub und Verpackungsmaterial. Und nach Ärger.

Ein Chinese kam hinter einem mannshohen Kasten hervor, brüllte etwas und eröffnete das Feuer.

Laura war wie paralysiert, als die Mündung seiner Pistole aufglühte, dann zog Jonathan sie mit sich hinter eine Säule. »In Deckung!«, schrie er.

Auch Fankhauser stürzte zur Seite, rollte sich filmreif ab und kam hinter mehreren Kisten wieder auf die Beine. Die Sicherheitsleute von Stein suchten im Flur noch Deckung.

»Drei Mann!«, schrie sie nach einem kurzen Blick aus der Deckung.

Wieder krachten Schüsse, und Funken sprühten aus der Metalltür, die getroffen wurde.

Jonathan suchte Lauras Blick. »Bleib lieber in Sicherheit!« Dann schrie er zu Fankhauser: »Geben Sie mir Deckung?«

Sie nickte, kam hinter den Kisten hervor und feuerte in die Halle. Jonathan wirbelte ebenfalls ums Eck und hastete los.

Laura blieb mit pochendem Herzen hinter der Säule zurück. Sie musterte die Pistole in ihrer Hand und musste sich eingestehen, dass sie keine Ahnung hatte, was sie hier tat. Sie hörte Jonathan schreien: »Feuerschutz!« Es knallte und knallte und knallte, und Fankhauser verschwand ebenfalls aus Lauras Blickfeld.

»Großartig!«, murmelte sie und wagte einen Blick hinter der Säule hervor.

Beinahe kostete sie der Moment das Leben.

Sie spürte einen Luftzug an der Wange, dann schlug etwas hinter ihr in die Wand ein.

Keuchend zog sie sich wieder hinter die Säule und begriff, dass sie beinahe eine Kugel abbekommen hätte. Sie spürte das Zittern in ihren Beinen, das auf die Erkenntnis folgte, stöhnte laut und wagte den Blick in die andere Richtung. Dort standen jede Menge Maschinen herum, teilweise so eng gestellt, dass kein Durchkommen war. An einer Stelle aber konnte sie sich vielleicht durchzwängen.

Klar, durchzwängen, du dumme Nudel. Aber Laura fand sich im nächsten Moment am Spalt und schob sich mit erhobener Pistole hinein. Das Metall schimmerte fleckig von Öl und Schmiermitteln und stank nach Eisen. Sie hatte keine Ahnung, warum sie das tat, aber sie tat es. Zentimeterweise schob sie sich weiter und erreichte das Ende. Vorsichtiger als zuvor spähte sie um die Ecke und musste mit ansehen, wie ein Chinese getroffen zu Boden ging. Blut spritzte hinter ihm gegen eine andere Gerätschaft und lief schlierig daran herab.

Laura schluckte hart und sah sich weiter um.

Dann entdeckte sie zu ihrer eigenen Überraschung Eduard Russo. Er stand am Ende der Halle gut versteckt zwischen mannshohen Maschinen. Er schien sich ziemlich sicher zu fühlen, denn er hatte keine Waffe in der Hand, sondern zog einen schweren Holzdeckel von einer Kiste.

Laura biss sich auf die Unterlippe. Hatte sonst niemand Russo entdeckt? War sie die Einzige?

Offenbar, denn in der Halle knallten weitere Schüsse. Ein Chinese brüllte etwas Unverständliches, und Jonathan schrie: »Sicher!« Fankhauser antwortete etwas über den nächsten Schusswechsel hinweg. Stiefel polterten. Etwas donnerte auf Metall. All das klang seltsam weit entfernt.

Laura blickte wieder zu Russo und schob sich ganz aus dem Spalt. Er hatte inzwischen den Deckel von einer sargähnlichen Kiste entfernt und zog etwas Dunkles daraus hervor. *Nein, Laura, er öffnet etwas.* Es schien ein elliptischer Deckel aus titanfarbenem Metall zu sein. Die Oberfläche glänzte im Licht, als wären Millionen feiner Linien darin

eingraviert.

War das sein Gerät zum Wechseln des Universums?

Laura brach der Schweiß aus. Sie erinnerte sich an Jonathans Worte, dass es sich nur um Sekunden handeln konnte, und wusste nicht, was sie tun sollte. Schreien? Damit würde sie Russo nur auf sich aufmerksam machen. Schießen? Bei Gott, sie hatte noch nie auf einen Menschen geschossen und wollte es auch nicht. *Aber wenn du es nicht tust, werden Millionen Menschen sterben. Du auch. Und Jonathan.*

Laura hob die Pistole. Die knapp tausend Gramm schienen plötzlich Tonnen zu wiegen, aber sie brachte sie hoch und zielte auf Russo. Der war mittlerweile in das Objekt hineingestiegen und setzte sich.

Entsichern!, wisperte Jonathans Stimme in ihrem Kopf. Er hatte ihr auf der Fahrt gezeigt, wie das ging, und sie drückte das Hebelchen herab.

Dann zielen!

Sie visierte Russo an. Es war nicht so leicht, ihn über Kimme und Korn ins Fadenkreuz zu bringen. Ihre Finger zitterten zu sehr, und die Pistole wackelte hin und her.

Deswegen ruhig werden. Ganz ruhig! Und einatmen!

Laura atmete tief ein. Das Beben ihrer Hände wurde einen Tick besser, war aber immer noch zu stark.

Russo hob die Arme und griff nach dem elliptischen Deckel mit den seltsam anmutenden Gravierungen.

Ausatmen und abdrücken!

Laura schluckte und atmete aus.

Russo zog den Deckel nach unten.

Abdrücken, Laura! Abdrücken!

Ihr Finger spannte sich um den Abzug. Sollte sie wirklich auf einen Menschen schießen? Sollte sie? Das Bild ihres toten Vaters manifestierte sich vor ihren inneren Augen und flutete sie mit kaltem Zorn.

Der Deckel schloss sich, und in Lauras Gehirn drang ein Kalziumatom in einen synaptischen Spalt ihres präfrontalen Kortex und regte damit ein Neuron an, ein elektrisches Signal zu feuern. Die Folge war eine Sturzflut von neuronalen Signalen, die dazu führten, dass Laura in kaltem Zorn den Finger krümmte.

Das Projektil wurde abgefeuert, der Rückstoß riss Lauras Hände einige Zentimeter in die Höhe, doch die Kugel raste auf Eduardo Russo und den Deckel zu.

Von der Gravitation herabgedrückt, schloss er sich genau in dem Moment, als die Kugel die Kante des Ellipsoiden traf und eine münzgroße Delle darin hinterließ. Zwei schäbige Funken stoben davon und verglühten noch im gleichen Herzschlag.

Laura entwich ihr Atemzug und sie ließ die Pistole sinken. Sie hatte Russo verfehlt, wurde ihr klar. Sie hatte ihn verfehlt!

Ein hohles Surren wurde lauter und erfüllte die Halle. Es drang von Russos Kapsel her. Gleichzeitig begann das Gerät zu glühen. Die feinen Linien auf der Oberfläche schimmerten in bunten Farben, es blitzte kurz grellweiß auf, dann wurde es wieder still.

Schnelle Schritte. Jonathan und die Kommissarin stürzten hinter einem Gerät hervor und entdeckten die Kiste.

Jonathan bemerkte zusätzlich Laura, blieb stehen und musterte sie mit einem seltsamen Blick.

Laura hatte keine Ahnung, was das bedeutete. Waren sie zu spät? War es das gewesen? Hatte sie versagt?

Liz Fankhauser erreichte die Kapsel in der Kiste, die noch sanft glühte, packte den Deckel an einer Vertiefung und zerrte daran. Tatsächlich sprang er auf. Zum Vorschein kam ein blasser Eduardo Russo, der entgeistert in die Mündung von Fankhausers Pistole starrte.

»Keine Bewegung!«, schrie sie. »Sie sind festgenommen!«

31



Schweiz, Kanton Waadt, Kernkraftwerk Villeneuve

»Von mir erfahren Sie gar nichts!« Eduardo Russo hätte sicherlich gern die Hände vor der Brust verschränkt, aber die Handschellen ließen das nicht zu. Also blickte er nur grimmig drein.

Liz saß ihm gegenüber, sie hatten ihn in einen Besprechungsraum in Reaktorblock zwei gebracht. Mittlerweile fuhr der Reaktor wieder kontrolliert herunter, nachdem die Sicherheitskräfte die Angestellten der Leitstelle aus einem Technikraum befreit hatten und diese sich wieder um den Reaktor kümmern konnten.

»Sie werden reden«, war sich die Kommissarin sicher.

Russo schnaubte nur und wandte den Blick ab.

Liz ließ das kalt. Sie musterte den Forscher und sagte mit ihrer emotionslosen, aber bestimmten Stimme: »Wir werden Ihre DNA analysieren und mit der des toten Russo abgleichen. Wir werden alles untersuchen – vor allem Ihre Kapsel. Wir werden jeden Quadratmillimeter unter die Lupe nehmen, darauf können Sie Gift nehmen, und wir werden beweisen, dass Sie aus einem anderen Universum gekommen sind.«

»Und selbst wenn?«, knurrte Russo. »Was sollte das bringen?«

»Gerechtigkeit. Gerechtigkeit den Toten gegenüber.«

»Lächerlich. Keinen davon gibt es in dieser Welt.«

»Doch. Sie vergessen Silk und sich selbst.«

Wieder ein Schnauben. »Mit beiden habe ich nichts zu tun.«

»Oh doch, und auch das werden wir Ihnen beweisen. Wir werden alles beweisen, *ich* werde alles beweisen.« Liz stand auf und trat vor Russo. »Und ich werde einen Weg finden, damit man Sie in den anderen Universen zur Rechenschaft zieht. Ich habe zwar keine Ahnung, wie, aber ich finde einen Weg!«

Russo funkelte sie an. »Sie halten sich wohl für ganz schlau, was?«

»Nein, aber für verbissen.« Liz machte auf dem Absatz kehrt und verließ den Raum, vor dem vier Polizisten Wache hielten.

Auch Jonathan folgte der Kommissarin. Schweigend hatte er der Unterhaltung zugehört, aber auch er hatte Russo nichts weiter zu sagen und dafür auch keinen Nerv. Nicht heute, nicht nach all dem Wahnsinn.

Im Flur holte er zu Liz auf und zog sie in eine Nische. »Auf ein Wort.«

»Was wollen Sie, Beck?«

»Darüber sprechen, ob es nicht besser wäre, vorerst nichts über die Paralleluniversen publik zu machen.«

»Warum nicht?«

»Finden Sie nicht auch, dass der Gedanke etwas ziemlich ... Verstörendes hat?«

Er sah das *Ja* in ihren Augen, aber sie antwortete nicht.

Jonathan nickte. »Sie spüren es selbst, nicht? Man will es kaum glauben, es sprengt unsere Vorstellungskraft, alles, was wir bisher für korrekt angenommen habe. Ich weiß nicht, ob das nicht zu viel ist für die Bevölkerung. Zumindest, wenn es wie ein Paukenschlag publik wird. Wir sollten mit Fachleuten sprechen, die sich in solchen Dingen auskennen. Krisenmanagement et cetera.«

»Damit am Ende alles unter den Tisch gekehrt wird?«

»Nein, aber damit keine Tumulte entstehen. Stellen Sie sich das nur vor! Es gibt die Möglichkeit, das Universum zu wechseln! Möchte dann nicht jeder in eine bessere Welt aufbrechen? Auswanderung next Level?« Jonathan erschauderte bei der Vorstellung, wie Milliarden Menschen ein besseres Leben haben wollten. Aber wie sollte das gehen, wenn der Sprung einer einzigen Person schon die Energie eines Kraftwerks benötigte? »Ich bitte Sie nur, sich das gut zu überlegen. Sie kriegen Russo wegen Mordes an ihm selbst und wegen der Vergabe eines Mords an Silk in jedem Fall dran. Dazu der Einbruch mit Industriespionage und Geiselnahme in ein Atomkraftwerk. Sie können das als terroristischen Akt werten. Russo wird nie mehr aus einer Einzelhaft entlassen werden.«

»Und weiter?«

»Er kriegt damit seine Strafe.«

»Aber die Opfer nicht ihre Gerechtigkeit.«

»Wissen Sie das mit Sicherheit? Ich meine, vielleicht ist in den Parallelwelten herausgekommen, was passiert ist. Am Ende kann und will ich Sie zu nichts überreden, verstehen Sie das nicht falsch. Ich appelliere nur daran, dass Sie darüber nachdenken.«

Liz Fankhauser nickte nach einem langen Zögern. »In Ordnung, Herr Beck. Ich werde darüber nachdenken.« Sie reichte ihm die Hand, in die er sehr gern einschlug. Dann ging sie den Gang entlang und verschwand in einem Zimmer, in dem die Polizei eine vorübergehende Einsatzzentrale eingerichtet hatte.

Jonathan blickte der Kommissarin noch einige Momente hinterher, seufzte und machte sich dann auf den Weg ins Warenlager. Dort herrschte reges Treiben. Einsatzkräfte von Polizei und Rettungsdienst sowie Bestatter und Sicherheitskräfte des Kraftwerks wuselten herum

und gingen ihren Aufgaben nach. Es wimmelte nur so von Leuten, und doch fand er Laura ziemlich schnell.

Noch immer saß sie neben Russos Sprungkapsel und starrte auf das Einschussloch in dem nahezu perfekten Ellipsoid. Als er sich neben sie auf eine Kiste setzte und räusperte, schien sie wie aus einem Traum zu erwachen.

»Hat er gestanden?«

»Nein, aber Fankhauser kümmert sich darum.«

Laura nickte und starrte wieder gedankenverloren auf die Kapsel. Sekunden vergingen, bis sie fragte: »Glaubst du, mein Schuss hat ihn gestoppt?«

»Was sonst?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung, aber die Vorstellung, dass eine neun Millimeter kleine Kugel Millionen Menschenleben gerettet hat, ist schon verrückt.«

»Es war keine neun Millimeter kleine Kugel, Laura.«

»Sondern?«

»Du. Deine Entscheidung, zu schießen und dann auch abzudrücken.«

Sie schürzte die Lippen. »Ich war mir bis zum Schluss nicht sicher, ob ich es tun würde.« Ihr Blick fiel zu Boden, wo ihre Pistole in einer Beweissicherungstüte lag. Das Magazin hatte ein Polizist entfernt und separat eingepackt.

Er strich ihr über den Rücken. »Aber du konntest es.«

Ein Seufzen. »Mehr aus Rache an meinem Vater.«

»Und um dich zu retten. Und mich, hoffentlich.«

Ein Lächeln huschte über ihre Mundwinkel. Sie suchte seine Hand, zog sie in ihren Schoß und drückte sie fest. Ein warmer Blick aus ihren grünen Augen traf ihn. »Danke, Jonathan.«

»Wofür? Du hast die Welt gerettet. Ich habe zu danken.«

»Nein, nein. Wenn, dann haben *wir* zusammen die Welt gerettet.«

Auch er lächelte. »Waren ein gutes Team, oder?«

»Glaub ich auch.« Sie musterte die Sprungkapsel wieder, schüttelte den Kopf und bettete ihn dann an seine Schulter.

So saßen Laura Girard und Jonathan Beck noch länger da, während um sie herum in der Halle der normale Wahnsinn weiterging.

32

ZWEI TAGE SPÄTER



Frankreich, Grenoble

Fridolin bellte wie ein Verrückter und wedelte mit dem Schwanz, als er Laura erkannte.

Sie lachte und sank auf die Knie, während Fridolin quer durch die Tierarztpraxis sauste und ihr in den Schoß sprang. Er vergaß dabei, dass er ein mittelgroßer Hund war, und warf sie um.

Laura prustete aber nur, schützte sich vor seinen Liebesangriffen und der nassen Zunge und kraulte ihn zwischen den Ohren und unter der Schnauze.

»Darf ich vorstellen, Fridolin.«

Jonathan ging neben den beiden in die Hocke und hielt dem BGS die Hand hin, damit er sie beschnüffeln konnte. »Hallo, Fridolin.«

Der Hund bellte, als wollte er Hallo sagen.

Auch die Tierärztin lächelte über beide Ohren. »Da freut sich aber jemand wie Bolle.« Dann wurde sie ernst und sagte: »Es tut mir leid um Ihren Vater, Frau Girard. Mein Beileid.«

Die Worte dämpften die Wiedersehensfreude ein wenig. »Danke.« Laura stemmte sich hoch und wehrte die nächste Attacke des Hundes ab.

»Haben Sie denn eine Möglichkeit, sich um Fridolin zu kümmern? Sie sind doch Ärztin, und na ja, da ist man doch sehr eingebunden.«

»Vielen Dank, dass Sie sich so um Fridolin sorgen, aber wir finden eine Lösung.«

»Mit Sicherheit«, sagte Jonathan und kraulte nun selbst den Hund zwischen den Ohren. Dem schien es zu gefallen, denn er gab wohlige, brummende Töne von sich.

»Dann ist ja gut.« Die Tierärztin lächelte. »Und falls was ist, melden Sie sich, aber Fridolin hat die Strahlung erstaunlich gut weggesteckt. Er sollte vollumfänglich genesen. Schonen Sie ihn noch etwas, aber in ein oder zwei Wochen darf er wieder alles.«

»Alles klar.« Laura legte die Leine an. »Danke.«

»Gern geschehen.«

Mit Fridolin zwischen ihnen verließen Laura und Jonathan die Tierarztpraxis. Es war ein schöner Apriltag. Das Unwetter, das ganz

Europa vereinnahmt hatte, war nach Süden abgezogen und hatte puren Sonnenschein hinterlassen. Durch den üppigen Regen würden sicherlich bald die Büsche und Bäume voll einschießen. Herzlich willkommen, Wonnemonat Mai!

»Netter Hund.« Jonathan klopfte dem Rüden auf den Rücken.

»Oh ja … ein Strolch, das sag ich dir.«

»Umso besser. Passt zu dir.«

»Jaja.« Sie wollte den Kofferraum des Wagens öffnen, um Fridolin in den Käfig zu packen, doch Jonathan drückte die Heckklappe wieder ins Schloss.

»Wollen wir nicht noch eine Runde spazieren gehen?«

»Von mir aus.«

Einige Minuten liefen sie schweigend durch das frühlingshafte Grenoble, bis Jonathan das Wort ergriff. »Ich wollte dich was fragen.«

»Oh weh.«

»Jaja, nein, es ist nichts Schlimmes. Ich wollte nur wissen, wie es mit uns beiden jetzt eigentlich weitergeht.«

Sie musterte ihn. »Was hast du dir denn vorgestellt?«

»Keine Ahnung. Offen gesagt, hab ich noch nie jemanden auf diese Art und Weise kennengelernt.«

»Ich auch nicht.« Sie lachte. »Vielleicht sollten wir uns erst mal langsam kennenlernen. Wie man das eben normalerweise tut.«

Er runzelte die Stirn. »Du meinst, ich lade dich erst mal zu einem Kaffee ein?«

»Ein Glas Rotwein wäre auch okay.«

Die Worte ließen ihn grinsen. »Gleich bei dir, oder was?«

Ein verschmitzter Blick. »Warum nicht?« Sie hakte sich bei ihm unter und gab Fridolin eine lange Leine, damit er nach seinem Aufenthalt in der Tierklinik nach Herzenslust herumschnüffeln konnte.

Jonathan gefiel der Spaziergang mindestens genauso wie dem Hund. Er hatte nicht mal groß das Verlangen, reden zu müssen. Er genoss einfach die Zweisamkeit. Ihr schien es ähnlich zu gehen, denn auf ihrem Gesicht lag ein beständiges Lächeln, das nicht erlöschen wollte.

So waren sie einige Minuten dahinspaziert, als Jonathans Diensthandy klingelte. Er seufzte und fragte Laura: »Soll ich?«

»Nur zu. Das Leben geht weiter.«

»Ja«, brummte er und ging ran. Es war seine Chefin Nicole.

»Endlich erreiche ich dich mal«, kam sie gleich zur Sache. »Wo steckst du?«

»In Grenoble.«

»Ach ja? Gefällt es dir dort mittlerweile? Egal, wenn du sowieso vor Ort bist, kannst du mal nach dem Waldgebiet schauen.«

»Muss das sein?«

»Nein, aber es wäre hilfreich.«

»Ich dachte, du hast alles absperren lassen?«

»Hab ich auch. Grenoble, Turin, Südfrankreich. Und alle betroffenen Wälder wurden mittlerweile dekontaminiert. Falls dort irgendein radioaktiver Staub zum Einsatz kam, wird er sich nicht weiter verbreiten. Ich check immer noch nicht, was genau passiert ist. Hast du mittlerweile mehr herausgefunden?«

»Nur das, was ich dir schon als Bericht geschickt habe. Russo war wohl dafür verantwortlich und hat radioaktives Material entwendet.«

»Russo«, sagte Nicole düster. »Der hüllt sich uns gegenüber weiterhin in Schweigen.«

Und daran wird sich wohl auch nichts mehr ändern. Jonathan seufzte. »Es ist, wie es ist, Nicole. Die Hauptsache ist, dass wir die verstrahlten Bereiche im Griff haben.«

»Das haben wir. Keine Sorge. Auch das Kraftwerk in Villeneuve ist wieder völlig vom Netz genommen. Die örtlichen Behörden unter der Leitung einer Kommissarin Fankhauser wollen den Fall um Russo erst vollständig aufarbeiten, bevor dort wieder Strom erzeugt wird.«

»Nur verständlich.«

»Ja.« Nicole schwieg einige Sekunden, bevor sie fragte: »Wann willst du eigentlich wieder im Büro aufschlagen?«

»Keine Ahnung.«

»Was heißt das? Willst du Urlaub nehmen?«

»Ja, nach der ganzen Aufregung ist das sicher nicht verkehrt.«

»Da hast du recht. Wie lange?«

»Keine Ahnung. Wie viele Urlaubstage habe ich denn dieses Jahr noch?«

Nicole schnaubte. »Willst du aufhören?«

Jonathan grinste Laura an, die die letzten Worte auch so gehört hatte. »Wer weiß.« Er drückte ihre Hand fester. »Du, Nicole, ich muss jetzt Schluss machen. Schreib mir einfach, wie lange mein Urlaub geht, und dann reden wir wieder miteinander.«

»Okay, *Herr Kommissar*. Erhol dich gut!«

»Das werde ich, keine Sorge.« Er legte auf, steckte das Handy ein, holte es wieder hervor und schaltete es ab.

»Urlaub also«, sagte Laura mit hochgezogener Augenbraue. »In Grenoble, oder wie?«

Jonathan tätschelte dem Hund den Kopf. »Scheint so.« Die Liebkosungen wurden mit einem Bellen und wedelnder Rute honoriert.

»Auch nicht schlecht. Ich glaube, ich nehme auch welchen.« Laura nickte sich selbst zu. »Ja, Urlaub klingt gut. Urlaub in Grenoble. Es muss ja nicht immer die Karibik sein, oder?«

»Nein«, sagte Jonathan wissend. »Zu Hause ist es genauso schön.

Man braucht doch auch nicht viel. Wofür ein teures Auto, eine Yacht, ein riesiges Haus oder ein anderes Universum? Muss doch alles nur geputzt werden.«

»Stimmt. Die kleinen Dinge sind es, die das Leben ausmachen.«

Er zog sie an sich. »Ja, die kleinen Dinge.« Bei den Worten gab er ihr einen Kuss, woraufhin Fridolin begeistert bellte.

NACHWORT

Liebe Leserinnen und Leser,

wow! Was für ein Ritt! Mystery meets Nuklearkatastrophe meets Multiversum. Wieder ein Buch, das mir so aus den Fingern geflossen ist, sodass ich mich manchmal selbst frage, wo die ganzen Ideen herkommen. Hier weiß ich es genau: Der russische Krieg gegen die Ukraine. Als in den Nachrichten von Angriffen auf die Atomanlage in Tschernobyl berichtet wurde, war das Thema plötzlich für mich präsent. 1986, als sich die Katastrophe in Tschernobyl ereignete, war ich gerade einmal ein Jahr alt. Ich habe davon bewusst rein gar nichts mitbekommen. Sicher erfuhr man später davon, aber es war gefühlt weit weg und längst vergangen. Dann kam Fukushima und der Ausstieg aus der Kernenergie. Das war das erste Mal, dass ich mich bewusst mit dem Thema beschäftigte, aber das Interesse verflog relativ schnell wieder – bis eben Russland in die Ukraine einmarschierte. Nun habe ich ein Buch darüber geschrieben und finde das Thema spannender denn je, auch weil es so kontrovers ist. Ich habe bewusst beide Seiten der Medaille beleuchtet, denn es gibt einfach gute Argumente für und gegen die Kernenergie. Wie Sie dazu stehen, überlass ich aber gern Ihnen, und falls ich mit diesem Buch ein bisschen zur Meinungsbildung beigetragen habe, freut mich das umso mehr.

Lassen Sie mich gern Ihre Meinung wissen. Auch wie Ihnen das Buch gefallen hat. Hinterlassen Sie bitte eine Bewertung auf Amazon, und wenn Sie zwei Minuten Zeit haben, gern eine kurze Rezension. Damit unterstützen Sie mich als Independent-Autor sehr.

Hier geht es direkt zur Bewertung von Reaktor auf Amazon.

Wie realistisch ist aber nun die Geschichte von *Reaktor*? Dazu können wir zwei Themen unabhängig voneinander beleuchten. Einmal die Wahrscheinlichkeit einer Nuklearkatastrophe. Die ist heute deutlich geringer als bei Tschernobyl, aber das Risiko ist definitiv gegeben. Gerade die Gefahr durch terroristische Angriffe und Cyberattacken ist nicht zu unterschätzen. Sicher wird hinsichtlich der Atomsicherheit vieles unternommen, aber Beispiele wie Fukushima zeigen, dass oft an der falschen Stelle gespart wird. Falls Sie sich mehr für das Thema interessieren, möchte ich Ihnen ein paar Serien und Dokumentationen ans Herz legen.

Einmal die Miniserie *Chernobyl* (verfügbar bei Amazon),

wunderbar ausgearbeitet und äußerst informativ. Außerdem den Film *Fukushima* (ebenfalls bei Amazon verfügbar). Auch interessant ist die Miniserie über das Reaktorunglück in Three Miles Island namens *Kernschmelze: Der Unfall von Three Mile Island* (Netflix) und die Dokumentation *Terror: Atomkraftwerke im Visier* (Amazon). Zuletzt ist auch der deutsche Spielfilm *Die Wolke* empfehlenswert, in dem aber mehr das zwischenmenschliche zweier Teenager bei einem Reaktorunglück herausgearbeitet wird. Sie sehen, das Thema ist äußerst umfangreich. Ich habe für dieses Buch 78 Fachartikel über Atomkraftwerke gelesen und habe trotzdem das Gefühl, das Thema nur angekratzt zu haben.

Genauso spannend ist das Thema der Multiversen. Tatsächlich sind parallele Welten bisher Stoff von Science-Fiction-Autor*innen, aber die Konzepte werden in Fachkreisen heiß diskutiert. Hierzu möchte ich Ihnen ein Buch ans Herz legen: *Unser mathematisches Universum: Auf der Suche nach dem Wesen der Wirklichkeit* von Max Tegmark (Ullstein-Verlag). Das ist zwar keine leichte Kost, aber Tegmark erklärt die Möglichkeiten paralleler Welten so anschaulich, dass es hochspannend zu lesen ist. Wer also tiefer in die Mysterien unseres Universums einsteigen möchte, ist hier genau richtig. Für mich waren parallele Welten eher der spannende Twist im Buch, mein Augenmerk lag definitiv auf dem Thema der Atomenergie und deren Gefahren.

Und nun genug geschwätzt. Wie immer möchte ich noch allen lieben Menschen Danke sagen, die mich bei diesem Projekt unterstützt haben.

Einmal dem supernetten Kollegen Benjamin Krämer alias Joshua Tree, der zwar direkt mit dem Buch nichts zu tun hatte, aber mir in den letzten Monaten mit Rat und Tat zur Seite stand und insofern das Buch mit zur Welt gebracht hat. Herzlichen Dank für deine Unterstützung, Joshua!

Auch Guido Pahlberg vom Belle Époque Verlag sage ich auf diesem Weg Danke, denn ein längeres Gespräch brachte wieder spannende Aspekte der Geschichte hervor, die sonst wohl nie zutage gekommen wären. Vielen Dank!

Auch Arne Burkert war wieder am Start und hat mich davor bewahrt, mit der Story noch in Zeitreisegefilde abzurutschen. Die Gefahr besteht, wenn man an zwei Projekten parallel arbeitet. Aber zum Glück habe ich hier die Kurve bekommen und nicht noch ein Fass aufgemacht. Danke, Arne!

Selbstverständlich ist auch Lektorin Alexandra Gentara zu nennen, die dem Text den letzten Feinschliff verpasst hat. Wie immer war es eine tolle Arbeit, Alex! Merci!

Ebenso Doktor Jörg Hohloch, dem ich die eine oder andere

medizinische Frage stellen durfte, um Laura authentisch zu gestalten. Lieber Jörg, vielen lieben Dank dafür!

Ein weiterer Dank geht an Kollegin Jona Sheffield, die vom Atomthema so begeistert war, dass sie sich als Testleserin zur Verfügung gestellt hat. Liebe Jona, dein Feedback war Gold wert. Danke, danke, danke!

Und dann ist da natürlich wie immer meine Familie! Kathrin, Karin, Klaus, Regina, Marc, Cora, Mick, Markus, Jenny, Robin, Mirko und Tessa. Ohne euch wäre sowieso alles doof. Danke für eure fortwährende Unterstützung!

Zuletzt der obligatorische Hinweis:

Wenn Sie immer über Neuerscheinungen informiert sein wollen, empfehle ich meinen kostenlosen Newsletter. Sie können ihn jederzeit wieder abbestellen. Probieren Sie ihn einfach aus. Ich informiere circa einmal im Monat über neue Projekte, den Schreiballtag und über Lesungen. Auch stimmen wir über Cover und neue Buchideen ab. Wir sind eine wirklich tolle Community geworden. Seien Sie dabei. Es lohnt sich!

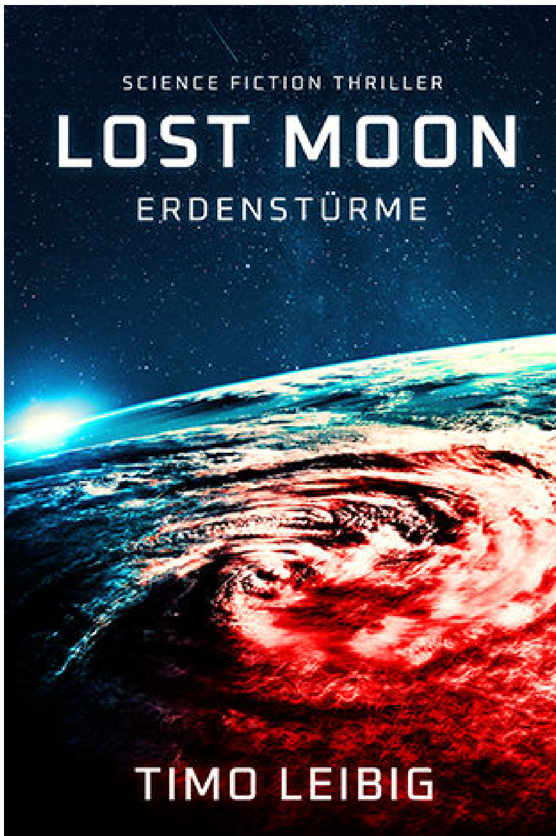
Die Anmeldung finden Sie hier unter www.timoleibig.de/Newsletter.

Mit rotleuchtenden Wangen,

Timo Leibig, Juni 2022



Lost Moon: Erdenstürme



2099 verschwindet der Mond. Die Erde, seiner Anziehungskraft beraubt, rotiert immer schneller. Stürme fegen über die Kontinente. Die Tage schrumpfen auf acht Stunden. Jahrzehntelang herrscht Chaos, bis sich eine neue, raue Normalität einstellt.

Zwei Jahrhunderte später haben sich die Nachfahren der Wissenschaftler, die das Verschwinden des Mondes beobachten mussten, zu einem geheimen Kult zusammengeschlossen. Im Verborgenen arbeiten sie daran, den Erdtrabant zurückzuholen, obwohl dies mit Todesstrafe geahndet wird. Denn die Rettungsmission birgt eine immense Gefahr: die endgültige Zerstörung des Planeten.

Die Gefechte zwischen Regierung und militanter Mondkultisten eskalieren

schließlich, und mitten zwischen den Fronten kämpfen die Forscherin Celine und ihr Sohn Joris ums Überleben – und um die Rettung der Erde.

4,99 Euro – timoleibig.de/links/032



Die Nanos-Mission (Blanvalet)

Nanos – Sie bestimmen, was du denkst (Penhaligon)



Sie sind überall. Sie beherrschen jeden. Nur ein Mann ist frei. Nur ein Mann kann gegen sie kämpfen.

Deutschland 2028: Die Bevölkerung ist einem Kanzler hörig, der mit Nanoteilchen ihr Denken manipuliert. Nur wenige sind resistent gegen die Nanos – und versuchen, die Aufmerksamkeit des Regimes nicht auf sich zu ziehen. Während sich im Untergrund eine Rebellion zu einer gefährlichen Mission formiert, verfolgt der

entflohene Sträfling Malek eigene Pläne. Er will seine frühere Komplizin Maria finden und vor dem Regime schützen. Doch dann erkennt er, dass zwischen ihm und seinem Ziel ein Mann steht: Kanzler Kehlis, der es persönlich auf Malek abgesehen hat.

Nominiert in der Kategorie »Bestes Buch« für den Seraph 2019; auf der Shortlist des Krefelder Phantastik-Preises 2020.

»Ein actionreicher Thriller von einem sehr talentierten Autor!

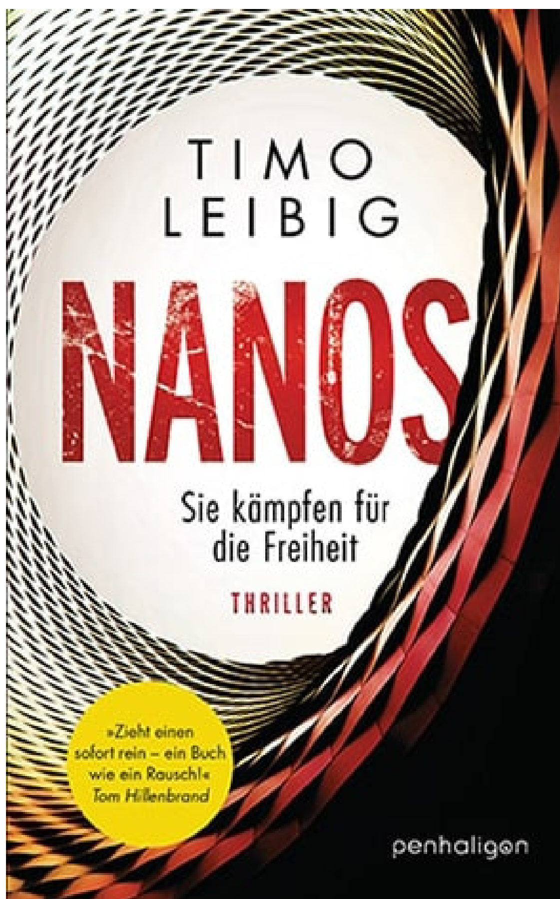
MARC ELSBERG

9,99 Euro – timoleibig.de/links/033



Die Nanos-Rebellion (Blanvalet)

Nanos – Sie kämpfen für die Freiheit (Penhaligon)



Viele träumen davon die Welt zu retten – aber nur einer hat das Zeug dazu …

Deutschland 2029: Während die Bevölkerung mit Hingabe ihrem manipulativen Kanzler dient, formiert sich im Untergrund eine Rebellion. Eine Gruppe Menschen, die gegen die gedankenverändernden Nanos immun ist, hat einen Weg gefunden, um das System zu stürzen. Malek Wutkowski war einer von ihnen, doch er hat sich von den Rebellen abgewandt und verfolgt sein eigenes Ziel: seinen Bruder Dominik, einen ranghohen Mann des Regimes, zu retten. Ein riskanter Plan, denn um Dominik von den Nanos zu erlösen, muss er ihn erst umbringen …

Zieht einen sofort rein - ein Buch wie ein Rausch!

TOM HILLENBRAND

9,99 Euro – timoleibig.de/links/034

Alle Bücher der *Nanos*-Reihe:

- Nanos – Sie bestimmen, was du denkst / Die Nanos-Mission
- Nanos – Sie kämpfen für die Freiheit / Die Nanos-Rebellion
- Band 3 in Vorbereitung
- Konfessor – eine Geschichte über Nummer Elf

Red Exile: Die Flucht

Die Sandmafia Band 1/2



Mars, Sandraffinerie der *Sandsky Corporation*, 2102. Als der Kolonist Jimmy Ray einen Harvester vor einem Sturm in Sicherheit bringen will, erleidet er einen von fremden Erinnerungen verursachten Zusammenbruch. Nur dank des beherzten Einsatzes seiner Kollegin Malika El Alami kann er überleben.

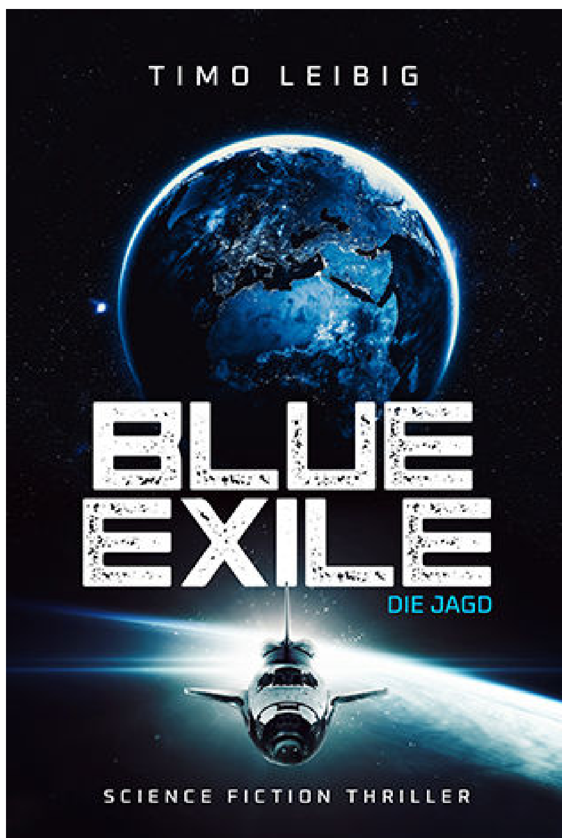
Auf der Krankenstation macht er dann eine Entdeckung, die ihn am Gesundheitsprogramm von *Sandsky* zweifeln lässt. Warum werden den Kolonisten wöchentlich Medikamente verabreicht? Und weshalb erinnert er sich nur vage an die Zeit vor dem Mars? Hat er sich wirklich freiwillig für den gefährlichen Einsatz gemeldet?

Zusammen mit Malika flieht er aus der Station, um die Wahrheit herauszufinden – und weiß bald nicht mehr, von wem die größte Gefahr ausgeht: von *Sandsky*, von den fremden Erinnerungen oder der Unbarmherzigkeit des Roten Planeten …

2,99 Euro – timoleibig.de/links/030

Blue Exile: Die Jagd

Die Sandmafia Band 2/2



Nach ihrer spektakulären Flucht vom Mars sind Malika, Jimmy und Alfred in Marokko untergetaucht, doch die Ruhe währt nicht lange: Ein Sondereinsatzkommando ihres früheren Arbeitgebers eröffnet die Jagd nach den dreien. Erneut müssen sie fliehen, doch wohin, wenn es auf der Erde keinen sicheren Ort mehr gibt?

Den dreien bleibt nur die Konfrontation, aber wie besiegt man ein Firmenimperium mit schier unendlichen Ressourcen? Die Antwort scheint in Jimmys Erinnerungen verborgen zu sein, die Sandsky manipuliert hat. Er begibt sich auf die Suche nach

der Wahrheit, doch was er dabei herausfindet, verändert alles ...

2,99 Euro – timoleibig.de/links/045

SCIENCE-FICTION-HÖRBÜCHER VON TIMO LEIBIG



Fast alle meine Titel gibt es auch als Hörbücher. Hören Sie doch mal rein! Bei Amazon zahlen Sie oft nur einen kleinen Aufpreis, wenn Sie das E-Book bereits besitzen.

- **Die Nanos-Mission** » timoleibig.de/links/041
- **Die Nanos-Rebellion** » timoleibig.de/links/042
- **Lost Moon: Erdenstürme** » In Vorbereitung
- **Red Exile: Die Flucht** » In Vorbereitung
- **Blue Exile: Die Jagd** » In Vorbereitung

Wenn dir meine Bücher gefallen, abonniere meinen Newsletter und erhalte exklusive Kurzgeschichten, monatliche Updates und Empfehlungen. Außerdem kannst du Teil meines Beta-Leser*innen-Programms werden und das nächste Buch bereits vorab lesen. Alles kostenlos! Viel Spaß!

Aktuell gibt es exklusiv *Konfessor*, ein Prequel zur *Nanos*-Reihe.

NON-SCIENCE-FICTION VON TIMO LEIBIG



Ich schreibe auch in den Genres Krimi, Thriller und Fantasy. Falls Sie mal etwas anderes probieren wollen:

Krimi und Thriller

- **Mädchendurst (Goldmann und Brandner 1)** » timoleibig.de/links/037
- **Fußabschneider (Goldmann und Brandner 2)** » timoleibig.de/links/038
- **Totenschmaus (Goldmann und Brandner 3)** » » timoleibig.de/links/039
- **Grenzgänger (Goldmann und Brandner 4)** » timoleibig.de/links/040
- **Fang den Tod (Goldmann und Brandner 5)** » timoleibig.de/links/008
- **Totenbahre (Goldmann und Brandner 6)** » timoleibig.de/links/020
- **Nacht im März (Leonore Goldmann 1)** » timoleibig.de/links/011
- **Blasse Spuren (Leonore Goldmann 2)** » timoleibig.de/links/014
- **Stiller Hof (Leonore Goldmann 3)** » timoleibig.de/links/022
- **Wenn Böses spielt** » timoleibig.de/links/044
- **Lerne zu fürchten** » timoleibig.de/links/036
- **Der Liebesmörder** » timoleibig.de/links/016
- **Blut und Harz** » timoleibig.de/links/043

Fantasy

- **Der Zorn der Regenmacher** » timoleibig.de/links/026
- **Die Herrin der Regenmacher** » In Vorbereitung
- **Die Rache der Magd** » timoleibig.de/links/028
- **Das verwunschene Turnier** » timoleibig.de/links/027

LESEPROBE

DIE NANOS-MISSION / NANOS - SIE BESTIMMEN, WAS DU DENKST





Kapitel 1

Bei München, Forschungslabor von SmartBrain, 26. Februar 2021, Testreihe CY

„Erzählen Sie mir, wie das Obduktionsergebnis Ihrer Mutter ausfiel."

„Natürlicher Tod. Sie erlitt einen plötzlichen Herzstillstand."

„Was haben Sie bei diesem Bericht empfunden?"

„Ich dachte, sauber und fundiert obduziert."

„Haben Sie jemals den Verdacht gehegt, dass das Ergebnis gefälscht sein könnte?"

„Nein, niemals. Warum auch?"

„Sie waren weder bei dem Tod Ihrer Mutter noch bei der Obduktion anwesend. Sie haben nur den rechtsmedizinischen Bericht gelesen. Berichte können gefälscht sein." *Oder frei erfunden,* doch diese Möglichkeit erwähnte Carl Oskar Fossey nicht.

„So wie Statistiken?" Der Proband mit der Registrierungsnummer CY173 versuchte den Kopf zu schütteln, doch die Vorrichtung, die seinen Kopf für die Elektroden in Position hielt, hinderte ihn daran. „Wussten Sie, dass ich früher als Controller in der Schadensregulierung eines großen Autokonzerns gearbeitet habe? Unser Motto war: Traue nie einer Statistik, die du nicht selbst gefälscht hast."

„Bitte schweifen Sie nicht ab. Wir waren bei der Obduktion Ihrer Mutter."

„Und was wollten Sie noch mal wissen?"

Carl mahnte sich zur Ruhe und wiederholte stoisch: „Ob Sie dem Bericht glauben, obwohl Sie nicht anwesend waren und offenbar wissen, wie leicht Berichte und Statistiken zu fälschen sind."

CY173 zuckte mit den Achseln. „Ich sehe keinen Grund, den Bericht infrage zu stellen, egal ob ich nun dabei war oder nicht. Was hätte ich auch dort sollen?"

„Sich überzeugen, dass alles mit rechten Dingen zugeht."

„Sie mögen Andeutungen, oder?" Der Proband wollte den Arm heben, vielleicht um sich zu kratzen, doch der war am Probandenstuhl fixiert. So konnte er nicht aus Versehen die Schläuche und Manschetten abreißen, die seine Vitalfunktionen und Blutwerte maßen.

„Ich möchte nur wissen, ob alles mit rechten Dingen zuging", erläuterte Carl. „Haben Sie dieses Gefühl?"

„Ja, absolut."

Carl Oskar Fossey blickte dem Probanden lange in die Augen. Keinerlei Zweifel. Er wandte sich ab und musterte auf dem Monitor dessen Vitalfunktionen und das Elektroenzephalogramm. Letzteres war das Spannende. Ein Netz aus hexagonförmigen Elektroden war auf der Kopfhaut von CY173 befestigt und maß während des Gesprächs dessen Hirnstromwellen, die in Echtzeit als gezackte Linien angezeigt wurden. Die Ergebnisse waren niederschmetternd. Die Deltawellen wiesen eindeutig auf Gehirnschädigungen hin.

CY173 saß seelenruhig da. „Haben Sie noch weitere Fragen?"

„Zwei. Sagen Sie mir bitte, was Sie fühlen, wenn Sie an den Tod Ihrer Mutter denken?"

Der Proband lächelte. „Sie haben es ganz schön mit meiner Mutter, nicht? Was möchten Sie hören? Dass sie eine tolle Frau war? Dass sie mich an ihre warme Brust drückte, wenn ich Angst hatte? Suchen Sie sich etwas aus. Entscheidend ist doch, dass sie jetzt unter der Erde ist."

Carl hob eine Augenbraue. Ausdrucksweise und Aussage des Probanden passten überhaupt nicht zur Verlaufsdynamik des EEG; die abgebildeten Gehirnfunktionen implizierten starken Ärger und Aggression, keine Trauer, keine Freude, keine Angst. Allerdings kamen Ärger und Aggression offenbar nicht im Verarbeitungszentrum des Probanden an, sodass er sie selbst nicht verspürte. Das war nicht gewollt. An sich ein negatives, aber zugleich ein positives Resultat, denn der heutige Proband war der letzte einer Testserie, und alle Ergebnisse waren deckungsgleich. Sie hatten die Angstbeseitigung geschafft. Carl fühlte sich allerdings eher, als wäre er wie Ikarus mit seinen Flügeln aus Federn und Bienenwachs zu nah an die Sonne geflogen und herabgestürzt.

Er blickte auf das Datenblatt des Probanden und fragte: „Zuletzt noch als Verifizierung: Ihre Registrierungsnummer und Lieblingsfarbe ist …?"

„C Y eins sieben drei und braun."

Carl nickte, erhob sich wortlos, gab per Handzeichen den beiden Laborassistenten zu verstehen, dass sie den Probanden noch fixiert lassen sollten, und verließ das Labor.

Im Nebenraum roch es nach Desinfektionsmittel. Die Lüftung rauschte, und nur ein Mann war anwesend. Carls Chef Johann Kehlis sah aus wie immer - leger, gepflegt, einnehmend. Er stand, gekleidet in einen schwarzen Rollkragenpullover und schwarze Jeans, neben einer Glasscheibe, die Hände locker in den Hosentaschen, und hatte von dort aus die Testfragen verfolgt. Die EEG-Ergebnisse waren auf einem separaten Monitor abgebildet. Jetzt sahen beide durch die Scheibe den Probanden, der den Blick durch den Raum schweifen ließ. Sein Gesicht war völlig ausdruckslos.

„Ebenfalls Gehirnschädigungen vorhanden", sagte Carl müde, obwohl sein Chef selbst das EEG interpretieren konnte. „Der Zufall ist als Faktor ausgeschlossen. Alle Probanden aus der Testreihe sind gleichermaßen betroffen."

„Und alle sind angstfrei", fügte Johann hinzu. „Du hast es geschafft, Carl! Du hast sie geheilt."

Carl schnaubte. „Ich habe ihre Gehirne geschädigt."

„Sie wussten um die gesundheitlichen Risiken der Studienteilnahme. Sie gaben ihre Einwilligung freiwillig und bei vollem Bewusstsein."

„Trotzdem. Bleibt zu hoffen, dass die Schädigungen nicht

irreversibel sind. Vermutlich ist die Funktionsweise der Amygdala überreizt oder sogar zerstört. Der da drin produziert nur noch Aggression gegenüber seiner Mutter, doch weiß er es selbst nicht. Er ist völlig emotionslos. Wir müssen herausfinden, wie groß das Ausmaß der Schädigungen ist."

„Das sind Nebenwirkungen, die wir in den Griff bekommen", versicherte Johann. „Viel wichtiger ist, dass wir die Informationen ins Gehirn einspeisen konnten. Proband CY173 weiß nicht mehr, dass seine Mutter einem grausamen Gewaltverbrechen zum Opfer gefallen ist. Er glaubt, sie sei eines natürlichen Todes gestorben. Er bekommt keine Panikattacken mehr, wenn er an ihren Tod denkt. Das ist es, worauf wir hingearbeitet haben!"

„Aber die Eisennanopartikel und deren Interferenzen mit den Amygdalae sind -"

„Carl! Lass doch mal die Schwarzseherei. Das Ergebnis dieser Testreihe ist *der* Durchbruch für SmartBrain und Hunderttausende Angstpatienten weltweit! All deine Forschungsbemühungen und all die geopferten Jahre werden endlich Früchte tragen! Du wirst sehen. Zusammen werden wir Großes leisten." Johann fasste Carl an der rechten Schulter und nickte ihm aufmunternd zu. Dann machte er Anstalten, den Raum zu verlassen.

„Wo willst du hin?"

„Ich möchte selbst noch mit dem Probanden reden."

Carl folgte Johann hinaus in den Flur. „Worüber?"

Johann zwinkerte ihm zu. „Warte ab. Ich erkläre dir meine Theorie danach."

Gemeinsam betraten sie den Besprechungsraum. CY173 sah zu ihnen auf. „Hallo", grüßte er.

„Guten Tag." Johann und Carl nahmen ihm gegenüber am Tisch Platz. Zu den Laborassistenten sagte Johann: „Könnten Sie bitte den Herrn aus der Fixierung befreien, das EEG aber lassen?" Und dem Probanden zugewandt fügte er hinzu: „Wären Sie so freundlich, mir auch noch ein paar Minuten Ihrer Zeit zu schenken?"

„Sehr gern. Was kann ich für Sie tun?"

Das fragte sich Carl auch, doch er schwieg. Sein Chef hatte meist andere Gedankengänge als er, einer der Gründe, warum Johann Kehlis einer der erfolgreichsten Chemiker und Unternehmer der Welt war, während Carl selbst mit SmartBrain herumkrebste wie ein Bettler.

Johann wartete, bis man dem Probanden die Messmanschetten und die Armfixierung abgenommen hatte. Dann zog er aus der Hosentasche einen orangen Gegenstand und legte ihn auf den Tisch. Zwischen Plastik glänzte im kühlen Licht des Besprechungsraums Metall.

Carl riss die Augen auf, doch Johann legte ihm sanft die Hand auf

den Unterarm und signalisierte, dass er sich zurückhalten sollte.

Der Proband betrachtete das Teppichmesser ausdruckslos.

„Können Sie damit umgehen?“, fragte Johann.

Der Proband nickte, die Lippen geschürzt. „Möchten Sie, dass ich Ihnen einen Teppich verlege?“

„Nein.“ Johann lehnte sich zurück, verschränkte die Hände vor dem flachen Bauch wie zum Gebet und überschlug die Beine. „Ich wollte Sie fragen, ob Sie etwas dagegen hätten, sich den kleinen Finger abzuschneiden.“

Ein Moment der Stille folgte, und zu Carls Entsetzen sagte CY173: „Klar, kann ich schon tun.“ Er griff nach dem Teppichmesser. Die Klinge glitt ratschend aus dem Plastikgriff.

„Nein!“, flüsterte Carl, doch Johann gab dem Probanden mit einer auffordernden Geste zu verstehen, dass er fortfahren sollte.

CY173 betrachtete seine Hände. „Ich bin Rechtshänder“, sagte er. „Ist der kleine Finger der linken Hand in Ordnung?“

„Sie entscheiden“, gab Johann zurück.

Der Proband setzte das Messer auf der Handinnenseite an der Hautfalte des Fingeransatzes an und schnitt.

Blut spritzte über den Tisch. Der kleine Finger fiel auf die Holzplatte. Carl schrie vor Entsetzen. Und Johann sagte, den Blick auf die Gehirnstromwellen gerichtet: „Tatsächlich kein Empfinden. Das ist ja höchst interessant.“

Teil 1
Oktober 2028

Kapitel 2

Nahe Grauach

Seit Stunden trommelte Regen auf das Wellblechdach, ein nicht enden wollendes, rostiges Prasseln, wogegen das Rauschen des Waldes keine Chance hatte.

Malek stand unter dem Vorzeltersatz des Wohnwagens im Trockenen und hielt einen emaillierten Metallbecher, ein ramponiertes Teil in Weiß und Blau mit roten Herzen, in den Regen, der wie ein Vorhang dicker Wasserschnüre von der Wellblechdachkante auf die aufgeweichte Erde stürzte. Als das Regenwasser überquoll, führte Malek den Becher an die Lippen und trank in tiefen Schlucken. Er wischte sich Tropfen aus dem Bart und füllte den Becher erneut. Sein Blick streifte durch den Regen, über das Dickicht und die Bäume, die

wie finstere Soldaten die Lichtung umringten.

In seinem Rücken hustete Tymon. Die Wohnwagentür war verbogen und schloss nicht mehr richtig, also stand sie immer offen. Und sie sollte auch gar nicht geschlossen sein, diese Tür.

Das Husten wiederholte sich und es klang, als würde sich Tymon jeden Augenblick erbrechen.

Malek wandte sich vom Wald ab, der so düster wirkte, als wäre die Nacht schon hereingebrochen, obwohl es gerade einmal Mittag sein musste, und trat zu einem Klapptisch, der zusammen mit einem Liegestuhl vor dem Wohnwagen stand. Plastiktüten hingen unter dem Wellblechdach, gefüllt mit Rehinnereien. Das ausgeweidete Tier baumelte daneben, aufgehängt mit zwei Drahtschlaufen, die Augen voller Unschuld, wie sie nur Rehe in den Augen haben. Blut tropfte aus dem geöffneten Körper in einen Eimer. Dampf stieg davon auf, der Blutgeruch mischte sich mit der regenschweren Luft.

Das Husten ging in ein Keuchen über, verstummte, dann stieß Tymon hervor: „Malek! Malek, du Sohn eines räudigen Hundes! *Ha! Haaa!* Komm her! Komm endlich … komm! Wo bist du?“ Eine flache Hand schlug auf Holz. Noch einmal. Ein Husten folgte, dann ein Wimmern, ein hilfloses Weinen wie von einem Kleinkind. „Wo bist du, Malek? Malek! So komm doch!“

Malek stellte den Becher auf den Tisch, schnappte sich einen Lappen, der dort lag, trottete zurück und hielt ihn in den Regen. Das eisigkalte Wasser rann ihm über die Hand, durchtränkte den Lappen in Sekunden. Er wrang ihn aus, atmete tief durch und ging damit zum Wohnwagen. Der umgedrehte Bierkasten, der als Tritt diente, knarzte unter seinen Füßen.

Drinnen war es kalt - es gab weder Strom noch Gas, womit man den Innenraum hätte heizen können -, und es stank nach Schweiß, Eiter und Kot. Das Leben reduziert auf Gerüche.

Tymon stieß ein würgendes Bellen aus und rollte sich wie ein Baby auf einem der beiden zerwühlten Betten zusammen. Tränen liefen über seine Wangen, verschwanden in dem Gestrüpp von Bart. Die Haut war blass und mit Schweiß bedeckt.

Malek trat neben ihn, ließ sich auf die fleckige Matratze nieder und legte ihm den Lappen auf die heiße Stirn.

„Malek“, flüsterte Tymon, öffnete die Augen und grinste schief. „Du bist gekommen und bringst mir etwas zu essen. Oder zu trinken? Ein wenig Mineralwasser, ja? Nur ein bisschen?“

Malek hingegen schüttelte den Kopf. Er griff nach einer Tasse, die neben dem Kranken auf einer Ablage stand und genauso aussah wie seine - nur mit gelben statt roten Herzen -, und hielt sie ihm hin.

Der Kranke verzog das Gesicht zu einer Grimasse und schlug ihm den Becher aus der Hand. Ein Schwall Regenwasser spritzte von innen

gegen die trübe Wohnwagenscheibe. Mit einem Scheppern verschwand der Becher irgendwo.

„Arschloch!“, kreischte Tymon. „Die Götterpisse kannst du selbst saufen! Genauso wie dein scheiß Wildblut! Ich will Wasser. *Echtes* Wasser! Oder ein Schnitzel mit Pommes!“ Er brach in Tränen aus, krümmte sich wie ein Embryo auf dem Bett zusammen, barg den Kopf in den zitternden Händen.

Malek blickte auf ihn hinab, regungslos und still, dann bemerkte er einen rötlichbraunen Fleck auf dem Pullover des Kranken, oberhalb des Hüftknochens. Seine Finger wurden feucht und rot, als er Tymons Bauch berührte.

Maleks Augenbrauen rückten zusammen, als er den Pullover vorsichtig lupfte. Tymons Wimmern ignorierte er, doch ihm entfuhr ein Stöhnen, als er den Verband darunter sah, den er Tymon um die Nierengegend angelegt hatte. Der Stoff war vollgesogen mit Blut, fast schwarz, durchzogen mit gelben Flecken. Die Wunde hatte sich erneut entzündet.

Malek erhob sich. Er öffnete Einbauschränke, schaute in Schubladen und Ablagen, wühlte sich durch den Plunder und das wenige Hab und Gut, das in diesem gottverlassenen, verranzten Wohnwagen zurückgeblieben war, bis er endlich einen Verbandskasten fand. Das Ablaufdatum mahnte das Jahr 2018, doch Mull und Pflaster waren auch ein Jahrzehnt später bereit, Blut aufzusaugen.

Als die Verschlüsse klickten, erklang ein Schrei. Draußen. Im Wald. Zart und zerbrechlich.

Marek trat zur Tür.

„Der Pizzabote! Der Pizzabote!“ Tymon lachte gackernd und richtete sich auf, sank jedoch vor Schmerzen zurück in die Laken und hustete hart. „Er bringt mir meine Drei-S-Pizza! Salami, Sardellen, Speck. Hoffentlich mit ganz viel Knob-“

„Psst!“, zischte Malek.

Abermals ertönte ein Schrei im Wald. Es klang nach einer Frau. Oder einem Mädchen?

Malek setzte den Verbandskasten ab und verließ geräuschlos den Wohnwagen. Am Rand des Wellblechdachs blieb er stehen, beobachtete die Lichtung, lauschte. Nur das Trommeln des Regens, kein Schrei, keine Wortfetzen oder andere menschlichen Geräusche. Nichts. Gar nichts. Aber die Schreie waren da gewesen. Die hatte er sich nicht eingebildet. Tymon hatte sie auch gehört.

„Dance, dance, dance, dance, *dance!*“, sang Tymon unvermittelt im Wohnwagen. „Hellooo? Wooosa! Wo bleibt mein verfucktes Essen, Malek!“

Malek musterte unbeirrt das Unterholz und die dunklen Schatten

zwischen den Bäumen.

„Maaaleeek!“

Malek wandte sich grimmig um, da erschien in seinem Augenwinkel zwischen all dem farblosen Grün und Grau etwas Postgelbes.

Es hüpfte auf und ab, kam näher.

Eine Mütze.

Die junge Frau, die sie auf dem Kopf trug, war kaum zu erkennen, so dreckverschmiert und abgerissen sah sie aus. Sie brach aus dem Wald auf die Lichtung und schien den Wohnwagen zu entdecken, denn sie schlug einen Haken und kam direkt auf Malek zu. Angst und nacktes Entsetzen lagen auf ihrem Gesicht.

Malek spannte die Muskeln, blickte ihr entgegen und erkannte, wovor sie solche Angst hatte: Ein weißer Teufel verfolgte sie.

Das ließ auch Maleks Puls steigen.

Die Argentinische Dogge, mindestens fünfzig Kilo pure Muskelmasse und noch viel mehr Aggression bei entsprechendem Drill, preschte heran. Die Frau musste einen enormen Vorsprung gehabt haben.

Malek würde es nicht schaffen, eine Waffe aus dem Wohnwagen zu holen. Entweder er handelte jetzt und ging ein hohes Risiko ein, oder er überließ die Frau dem Teufel auf vier Beinen. Läge Tymon nicht halb wahnsinnig und mit einer eiternden Bauchwunde im Wohnwagen, dann -

Der Blick der Frau fand den seinen, und Malek stürzte vorwärts. Das hohe Gras peitschte ihm um die Beine, der Regen klatschte ihm hart und kalt ins Gesicht.

Tymon sang *Knocking on heaven’s door*.

Der Argentino setzte zum Sprung an.

Malek ebenfalls.

Und auch die Frau.

Als sie alle drei in der Luft hingen, nahm Maleks alle Details gestochen scharf wahr: die feine, flammenartige Struktur ihrer braunen Augen, eingerahmt von nassen Haarsträhnen. Ein Hauch von Sommersprossen, ein Pickel an der Augenbraue. Ein mit schwarzem Faden eingestickter Smiley auf der quietschgelben Mütze … und gleich daneben die aufgerissene Schnauze des Hundes, ein Kranz blitzender Zähne in blassrotem Zahnfleisch, darüber die zu Schlitzen verengten Augen.

Die Fänge des Argentinos klappten zusammen wie Baggerschaufeln, gruben sich in den Oberarm der Frau. Sie stieß einen spitzen Schrei aus, und Maleks Hände schlangen sich um den Hals des Hundes. Das Fell war glatt und nass, doch Maleks Rechte bekam ein Halsband zu fassen, ein feingliedriges Metallband, knapp drei

Zentimeter breit.

Er riss den Hund mit sich hinab. Die Frau schrie lauter. Zusammen stürzten sie ins Gras.

Die kantigen Kiefer ließen Fleisch und Stoff los, schnappten sofort nach Malek. Speichel sprühte ihm ins Gesicht, gepaart mit scharfem Mundgeruch. Die Vorderläufe stießen gegen seine Brust, doch er drückte den Hund zu Boden, damit der Argentino ihm nicht die Kehle zerfetzte und er selbst die gesamte Faust unter das Milanaise-Halsband bekam.

Mit einem Ruck drehte er die Faust um neunzig Grad. Das Metallband grub sich tief ins Fleisch des weißen Teufels.

Der Hund schnappte nach ihm, grollte, gebärdete sich wie verrückt. Malek presste sein Knie in die Weichteile des Rüden, setzte sein ganzes Körpergewicht ein. Die Bewegungen des Hundes wurden fahrig. Die Augen zuckten, das Weiß quoll hervor, doch die blutnassen Fänge stießen weiter nach seinem Gesicht.

Tief in Maleks Brustkorb begann ein Schrei, versetzte seine Brust in Schwingungen und brach hervor, erst leise, dann immer lauter, während seine Muskeln vor Anstrengung zitterten. Er brüllte der Dogge seinen Zorn entgegen, hob den Schädel an und wuchtete ihn zurück auf die Erde, die Faust immer noch seitlich unter dem Halsband quergestellt.

Wie ein Irrer schrie er, schrie und schrie und knallte den Schädel des Hundes in den Schlamm, hinterließ eine Kuhle, in der sich Regenwasser sammelte.

Dann war es vorbei.

Malek sank keuchend in sich zusammen, rollte auf den Rücken, den erdrosselten Hund neben sich. Sein Atem kam stoßweise, der Regen prasselte auf ihn ein, doch die Berührung hatte etwas Beruhigendes.

Schließlich richtete Malek sich auf, stemmte sich auf die Knie und besah sich das Milanaise-Halsband. Er öffnete den wuchtigen Verschluss. Wie flüssiges Silber glitt das Band durch seine Finger, bis ein rechteckiger Anhänger in der Größe einer Visitenkarte zwischen ihnen hängen blieb. Eine Ziffern- und Zahlen-Kombination war zusammen mit einem Strichcode eingraviert. Daneben ein Symbol: ein Parallelogramm mit einem angeschnittenen J. Das Parteilogo der JKP. Kein Zweifel; es war eine Identifikationsmarke.

Als er sich mit dem Halsband erhob, war die Frau bereits unter das Wellblechdach getaumelt. Sie hatte Schlagseite und hielt sich den Oberarm, aus dem Blut quoll. Ihr Gesicht war so weiß wie das Fell des toten Teufels.

Malek stapfte zu ihr, streckte ihr das Halsband entgegen, deutete auf den Anhänger und die Gravur.

„Warum?“ Das Wort kam rau wie Splitt auf Eis.

„Keine Ahnung!“, wimmerte sie. „Es waren drei Männer!“

Maleks Finger schlossen sich um das Metallstück, so fest, dass das Band daran zitterte, als stünde es unter Strom. Er ließ es auf den Klapptisch fallen, schob sich wortlos an ihr vorbei in den Wohnwagen und kam mit dem Jagdmesser wieder heraus.

Tymon hustete, lachte und sang: „*Bang bang!* Und? Von wem ist es? *Bang bang!*“

Die Frau wich bis zur Wohnwagenwand zurück. Ihr Blick flatterte zwischen dem Messer, Maleks Gesicht und der Wohnwagentür hin und her. „Wer seid ihr?“ Ihre Stimme überschlug sich.

Wortlos verließ Malek den Schutz des Wellblechdachs und die Klinge den Schutz der Lederhülle.

Vor dem Kadaver des Hundes ging er in die Knie. Seine Finger glitten über den muskulösen Hals des Teufels, strichen systematisch darüber wie die eines erfahrenen Physiotherapeuten. Er ertastete, was er befürchtet hatte: eine runde Verhärtung in Form einer Patrone.

Malek setzte das Messer an. Ein präziser Schnitt ließ Fell und Fleisch aufklaffen. Er wischte das Messer am Gras sauber, steckte es weg. Dann schob er Zeigefinger und Daumen in den roten Schnitt, pulte herum, bis er die silberne Kapsel fand.

Als er zurückkehrte, hing der Blick der Frau – Malek schätzte sie auf Mitte zwanzig – an seinen blutigen Fingern, die die Kapsel wie eine Patronenhülse hielten.

„Was ist das?“, stieß sie hervor. „Was zum Teufel ist das?“

Sie hatte noch weniger Ahnung als er.

Malek kehrte ihr den Rücken zu, wandte sich dem Wald und den Regenwolken entgegen. Er schätzte den Stand der Sonne anhand des hellen Schimmers in all dem Grau. Das Verhängnis war von Süden gekommen.

Er sagte: „Ein Galileo-Sender.“

Dann trat er zum dritten Mal hinaus in den Regen. Ohne sich umzudrehen, fügte er hinzu: „Mein Kumpel ist harmlos. Verbandszeug steht auf dem Herd.“ Dann verfiel er in Laufschritt und eilte auf den Waldrand zu – Richtung Osten.

Götz Nowak blieb stehen und hob die Hand. Seine beiden Begleiter stoppten ebenfalls.

„Zerberus bewegt sich wieder“, sagte er. Durch die Glasses sah er vor den Bäumen in feinen, leuchtenden Linien die stilisierte Draufsicht der Umgebung und das blinkende Dreieck, das sich laut der danebenschwebenden Zahlen mit 12,3 Kilometern pro Stunde

bewegte. Seine ausgestreckte Hand deutete nach Osten. „In diese Richtung."

„Seltsam", meinte Yannic, der eine weiße, daumendicke Hundeleine lässig in Händen hielt. „Er müsste sie längst erwischt haben. Kein Mensch hält so lange durch."

„Vielleicht hat er eine Wildsau gewittert", warf Moritz ein, grinste und schob die Maschinenpistole, die an einer Trageleine über seiner Schulter baumelte, in eine bequemere Position. „Dafür sind die Biester schließlich mal in Argentinien gezüchtet worden."

Yannic schüttelte den Kopf. „Zerberus würde neben ihrer Leiche warten, bis ich ihm einen anderen Befehl erteile. Und selbst wenn er verdursten müsste, er würde ausharren. Wenn er sich bewegt, hat er sie noch nicht gefasst."

„Vielleicht spielt er mit ihr?" Moritz setzte sich gen Osten in Bewegung. „Auch wir wollten doch mit ihr ein wenig spielen, oder nicht? Ich habe schon ein paar nette Ideen." Er kratzte sich im Schritt. „Hoffen wir nur, dass dein Schoßhündchen etwas von ihr übrig lässt."

Götz rief ihn barsch zurück. „Wir gehen erst nach Norden", befahl er. „Und gespielt wird hier überhaupt nichts. Wir haben Befehle und werden diese zügig ausführen."

„Ach, komm schon! Diese Befehle sind so langweilig und unattraktiv wie die ganzen haarigen Ärsche in der Kaserne. Und ob wir ein, zwei oder drei Stunden unterwegs sind, interessiert doch keine Sau. Hat halt gedauert. Also: Macht euch locker. Endlich kommen wir mal raus aus dem Kabuff."

Das Grinsen auf Moritz' Gesicht verschwand, als er Götz' grimmigen Blick hinter den Glasses bemerkte.

„Du willst wirklich sofort zurück? Ohne ein bisschen Spaß …" Moritz hob beschwichtigend die Hände. „Okay, okay! *In Kehlis!* Dann los, Cheffe."

Götz sah in den Augen des jungen Mannes kein Verständnis, sondern nur lahmen Gehorsam. Im Geiste vermerkte er das. Das Schlimme an Grünschnäbeln wie Moritz Rösner war, dass sie ihre Aufgaben nicht allzu ernst nahmen, und das Leben noch weniger. Alles war ein großes Spiel. Sie lechzten immer nur nach Vergnügung und Entertainment, und sei es beim Ausheben der Latrinen. Diese Haltung widerte Götz an. Er war knapp dreißig Jahre Soldat mit Leib und Seele gewesen, unter anderem Hauptfeldwebel bei der Bundeswehr, bevor man ihn outgesourced hatte. Unter der flirrenden Sonne in Kundus hatte er gedient und bei Straßenschlachten in Afghanistan Truppen geführt – er kannte das wahre Leben und den Tod; im Gegensatz zu seinen beiden Begleitern, die nichts anderes gesehen hatten als Übungsplätze und Trainingscamps – bessere Pfadfinderlager. Yannic war von der härteren Sorte, aber für Burschen

wie Moritz war ein Einsatz wie der heutige das reinste Vergnügen, ein Highlight im langweiligen Garde-Alltag.

Wortlos ging Götz vorneweg, Moritz und Yannic folgten ihm leicht versetzt.

Nach einem knapp zehnminütigen Marsch in völligem Schweigen standen die Bäume dichter und das Unterholz bildete dornige Wälle, doch dahinter schimmerte das Licht einer baumfreien Stelle. Dort hatte sich Zerberus laut dem Galileo-Signal für ein paar Minuten aufgehalten.

Vorsichtig schoben sich die drei auf ein Handzeichen von Götz durch Büsche, kahle Ranken und Stockausschläge, die sie ins Stolpern brachten, und blieben im Schutz der Schatten stehen.

Vor ihnen öffnete sich der Wald zu einer mittelgroßen Lichtung, vermutlich früher einmal ein Jagdplatz, in dessen Mitte ein einzelner Wohnwagen stand. Die Gräser direkt davor waren platt gedrückt - und zwar nicht vom Regen.

„Niemand zu sehen“, stellte Yannic leise fest. Er hatte sich die Hundeleine um Brust und Schulter gewickelt, damit er die Hände frei hatte. Mit zusammengekniffenen Augen musterte er die offenbar verlassene Unterkunft. „Irgendwie gefällt mir das nicht.“

Götz teilte sein Unbehagen. Etwas erfüllte die Luft dieser Lichtung mit einer Schärfe, die nicht sein sollte. Doch konnte Götz weder etwas Eigenartiges riechen noch sehen. Er deutete auf den offen stehenden Wohnwageneingang und das ausgeweidete Reh, das dort hing. „Jemand lebt hier.“

„Da schau an! Ein Öko!“ Moritz’ Wangen waren gerötet, seine Augen leuchteten vor Begeisterung. Er schien keinerlei Gefahr wahrzunehmen.

„Still!“, zischte Götz. „Wir sehen nach, was es damit auf sich hat.“ Er schaltete die Glasses ab, damit ihn die Informationsüberlagerungen nicht störten, und wandte sich an Yannic. „Du von der Seite, ich von der. Und du, Moritz, sicherst uns von hier aus. Liegender Anschlag.“

Moritz öffnete den Mund zu einem Protest, doch dann weiteten sich seine Augen und sein Arm schoss in die Höhe.

Götz’ Blick folgte dem ausgesteckten Finger, doch er konnte nichts Auffälliges vor dem Wohnwagen erkennen. Yannic stieß allerdings geräuschvoll die Luft aus und sprintete los.

Dann sah auch Götz den blassen Schemen am Boden liegen.

„Scheiße!“, fauchte er und drehte sich zu Moritz. „Du sicherst uns! Keine Widerrede!“

Dann zückte er seine Pistole und rannte geduckt hinter Yannic her.

Dieser hatte Zerberus erreicht, ging in die Knie und beugte sich mit einem erstickten Schrei über den toten Hund. Der Schnitt am Hals ließ keine Spekulationen darüber zu, warum sich Zerberus angeblich nach

Osten bewegte. Sein Ziel Sarah Engelhart würde sich wohl kaum mit dem Galileo-Sender entfernen, wenn sie die Möglichkeit hatte, unbemerkt zu entkommen. Blieb also nur jemand, der Engelhart vor dem Hund gerettet hatte und ihre Verfolger an dem Wohnwagen vorbeilotsen wollte. Warum wohl?

Götz sah sich um. Vor dem Wohnwagen gewahrte er einen einzigen Liegestuhl, und auch der Wohnwagen selbst war nicht allzu geräumig. Womöglich lebte hier nur ein Mensch.

Er wandte sich Richtung Wald, signalisierte Moritz, dass er aufmerksam und an Ort und Stelle bleiben solle, dann riss er Yannic an der Schulter in die Höhe.

„Wohnwagen!", zischte er und zeichnete mit dem Finger ein Rechteck in die Luft, wobei er den unteren Strich wegließ. Eigentlich hätte die Geste, die *Zur Tür* bedeutete, reichen müssen, aber Yannic schien völlig neben sich zu stehen. Er starrte Götz nur an, während ihm Regen - *und sind das verdammt noch mal Tränen?* - übers Gesicht rannen.

„Okay. Du sicherst von hier! Aber achte auf die Umgebung, es könnten mehrere Leute hier sein. Verstanden?"

Yannic nickte, die Augen aufgerissen, und fummelte sein Gewehr vom Rücken.

Götz signalisierte derweil Moritz, dass er herankommen sollte. Seine erhobene Faust pumpte auf und ab. Das Zeichen für *Beeilung!*

Dann huschte er selbst die paar Meter zum Wohnwagen hinüber. Das Gras flüsterte feucht unter seinen Sohlen, das Trommeln des Regens auf dem Wellblechdach übertönte die Geräusche.

Zwischen der offen stehenden Eingangstür und einem Fenster bezog Götz Stellung, die Pistole erhoben. Er wagte einen Blick. Das Fenster war so matt und von innen angelaufen, dass er nichts erkannte. Also wartete er, bis Moritz aufgeschlossen und auf der anderen Seite der Eingangstür Posten bezogen hatte.

Yannic lag derweil im Gras, sein Sturmgewehr im Anschlag.

Götz und Moritz blickten sich an. Die Feuerprobe für den Jungspund war gekommen. Götz nickte in Richtung Tür. Daraus ertönte ein Poltern, ein Husten, dann ein Fluch.

„Ja Scheiße!", stieß ein Mann hervor. „Einfach ohnmächtig geworden." Er kicherte. „Aber 'nen geilen Arsch hat die Kleine. Vielleicht" - die Männerstimme wurde schrill - „hat sie auch was zu essen!"

Götz deutete abermals auf die Tür, signalisierte, dass er Feuerschutz gab und direkt folgen würde.

Moritz nickte und trat zügig über den provisorischen Tritt in den Wohnwagen.

Kaum war er drin, krachte ein Schuss in die prasselnde Stille.

Moritz taumelte rückwärts wieder heraus, verfehlte die umgedrehte Bierkiste und stürzte wie ein gefällter Baumstamm auf die Erde. Götz konnte seinem Kameraden gerade noch ausweichen und unterdrückte einen Fluch. Moritz' linkes Auge fehlte, dort war nur noch eine blutige Höhle. Seine Hände zuckten unkontrolliert.

Schnell sprang Götz aus dem möglichen Schussbereich der Tür und richtete die Waffe darauf. Er hatte die Order, Sarah Engelhart zu fassen – lebend oder tot. Und auch wenn er überzeugt davon war, dass ein Menschenleben das höchste Gut auf Erden darstellte und nur im Notfall ausgelöscht werden sollte, feuerte er nun seinerseits die gesamten zwölf Schuss des Magazins schräg auf den Wohnwagen, etwa dorthin, wo der Schütze sich aufhalten musste. Er würde keinen Orden erhalten, wenn er auch noch sein oder Yannics Leben gefährdete. Und der Typ da drinnen hatte kaltblütig in Moritz' Gesicht geschossen.

Die Patronen durchschlugen mühelos die Außenwand, durchsiebten die Isolierung und die Holzverkleidung dahinter.

Aus dem Inneren war ein Schmerzensschrei zu vernehmen, dann herrschte Stille.

Götz' Brustkorb hob und senkte sich wie nach einem Dauerlauf. Schweiß trat ihm aus den Poren – die Wirkung des ausgeschütteten Adrenalins. Er hatte das Magazin bereits gewechselt, als er Yannic das Signal gab, weiterhin aus der Distanz zu sichern und auf der Hut zu sein. Irgendwo musste sich noch jemand aufhalten, es sei denn, Sarah Engelhart rannte tatsächlich selbst mit dem Galileo-Sender nach Osten.

Ganz vorsichtig näherte er sich der offen stehenden Tür. Ohne den Blick abzuwenden und mit einem Kilo Druck auf dem Drei-Kilo-Abzug stieg er über den regungslosen Moritz hinweg.

Dann schnell rein in den Wohnwagen, die Pistole nach rechts schwenken, nach links, die Situation mit einem Blick erfassen. Auf dem Bett lag rücklings ein Mann, die Augen blickten starr zur Decke, eine Pistole in den verkrampften Fingern. Überall um ihn herum Blut. Zu seinen Füßen lag das Ziel ihrer Mission, Sarah Engelhart, eindeutig zu erkennen an der gelben Mütze. Schwer verletzt oder sogar tot. Die größer werdende Blutlache unter ihr sprach für Letzteres.

„Yannic!", schrie er, die Pistole sicherheitshalber auf den Mann auf dem Bett gerichtet. „Da draußen ist noch einer. Aufrücken! Schnell!"

Keine Antwort.

„*Yannic! Was ist dort draußen los?*"

Wieder keine Antwort.

Götz beschlich ein ungutes Gefühl. Er löste die Stützhand von der Pistole und schaltete die Glasses per Druck auf den Seitenbügel ein. Sofort flammte die lokale Geografie des Waldes auf. Das Dreieck, das

repräsentativ für Zerberus’ Peilsender stand, blinkte immer noch, bewegte sich nun mit 0,72 Kilometern pro Stunde nach Südosten. Es folgte exakt einem gestrichelten Bauchverlauf – mit Fließgeschwindigkeit.

„Scheiße!“, wisperte er. „*Yannic! Der kann schon da sein!*“

Noch bevor er die Tür erreichte, hörte er hinter sich ein unterdrücktes Husten.

Götz riss die Pistole herum.

Der Mann auf dem Bett hatte den Kopf gehoben, das Gesicht zu einer Grimasse verzogen und sang: „Bang bang!”

Die Mündung seiner Pistole verwandelte sich zweimal in eine gelborange Sonne. Dann ein drittes und viertes Mal.

Alle Schüsse trafen Götz in Brust und Gesicht. Dieser sank im Eingangsbereich in sich zusammen, glitt an der Wand entlang zu Boden, hinterließ eine breite, blutige Schmiererei.

Wieder ein Husten, die Stimme setzte zitternd an: „Bang bang, I -“, und brach weg.

Eine drückende Stille legte sich über die Lichtung. Nur der Regen fiel und fiel und fiel.

Yannic schniefte. Als würde sein Hund noch leben, spürte er dessen Präsenz hinter sich. Jeden Augenblick müsste er neben ihm erscheinen, schnuppernd, die blassrosa Zunge heraushängend, die ihm warm und rau übers Gesicht leckte.

Doch nur der Regen leckte ihm über das Gesicht, kalt und lieblos.

Warum hatte es ausgerechnet Zerberus erwischt, *seinen* Zerberus? Er war ein guter Hund gewesen, der beste Freund, den man sich wünschen konnte, mit verspieltem Gemüt und unerschütterlicher Loyalität.

Rotz tropfte Yannic aus der Nase, und gern hätte er ihn weggewischt, doch er durfte die Hände nicht vom Gewehr nehmen. Er musste Götz sichern, der in den Wohnwagen eindrang.

Yannic schnaubte durch die Nase, doch der Rotz blieb an Ort und Stelle, behinderte seine Atmung. Yannic zögerte, dann nahm er doch die Hand vom Abzug. Es dauerte nur einen Augenblick, doch in dem spürte er das diffuse Gefühl von Gefahr.

Die Finger voller Schleim, die Augen von Tränen verquollen, fuhr er herum.

Ein Mann ragte über ihm auf, presste die Hand auf seinen Mund, erstickte den Schrei.

Aus dem Wohnwagen drang: „Yannic! Da draußen ist noch einer. Aufrücken! Schnell!“

Das Messer des Mannes stieß herab.

Yannic versuchte, den Kopf zur Seite zu werfen, doch der Mann hielt ihn erbarmungslos fest. Die Klinge drang mit einem ekelhaften Schmatzen durch sein Auge.

„Yannic! Was ist dort draußen los?“

Yannic entwich ein zitternder Atemzug. Das Letzte, was er mit seinem unverletzten Auge sah, waren verfilzte Haare, ein struppiger Bart, eine silbrige Narbe parallel zur Nase und dunkelbraune Augen, in denen sich sein eigenes, bleiches Gesicht spiegelte … und das Messer, riesengroß, als es aus seiner Augenhöhle fuhr.

Malek erhob sich. Er entriss dem Toten das Sturmgewehr.

Der letzte Soldat erschien zur Hälfte in der Tür des Wohnwagens – und sank in sich zusammen, als vier Schüsse peitschten.

Malek blieb wie angewurzelt stehen.

Für einen Moment hoffte er. „Tymon!“

Im Wohnwagen roch es nach Blut. Es war überall; die Wände gesprenkelt, der Boden glitschig, die Laken feucht.

Das Sturmgewehr klapperte, als Malek es achtlos auf die Spüle warf. Er legte der Frau zu seinen Füßen die Finger an den Hals. Da war nichts. Ein Querschläger musste sie erwischt haben.

Dann wandte er sich seinem Gefährten zu. Vier frische Löcher zierten Tymons Oberkörper, und Malek wusste sofort, dass die neuen Verletzungen tödlich waren.

Und doch öffnete Tymon die Augen und lächelte, als Malek an seine Seite trat und sich niederließ. Ein Husten schüttelte seinen Körper. Die Einschusslöcher glänzten wie Rosen im Regen.

Mit brüchiger Stimme sagte er: „Malek! Gut, dass du lebst.“ Er schluckte, stöhnte. „Malek! Du versprichst es mir jetzt!“ Ihre Hände fanden sich - Maleks warm, Tymons kalt. „Versprich mir, dass du Maria rausholst!“ Er hustete Blut, atmete mehrmals heftig und schien sich nicht mehr zu erholen, doch dann wurde er wieder ruhig und fand genügend Luft. Der Fieberwahn der letzten Tage war verschwunden, vielleicht ausgetreten durch die Einschusslöcher.

„Ich hätte es sowieso nicht geschafft“, flüsterte Tymon. „Also: Bring meine Schwester aus diesem verdammten Deutschland raus -" Er musste wieder husten. Seine Hände krampften sich zusammen.

Malek erwiderte den Druck der zitternden Finger. Tränen rannen über seine Wangen. „Wir hatten das doch geklärt. Sie ist seit acht Jahren untergetaucht. Wenn ich sie aufsuche, bringe ich sie in Gefahr.“

„Scheiß drauf, Malek! Das ganze Leben ist eine einzige Gefahr!

Lieber will ich sie in guten Händen wissen. In deinen Händen!“

Malek schluckte schwer.

„Versprich es!“, wisperte Tymon.

„Ich …“

„Versprich es, *du Arschloch!*“

Die Worte wollten nicht über Maleks Lippen kommen, taten es aber trotzdem: „Ich verspreche es.“

Ein zufriedener Gesichtsausdruck breitete sich auf Tymons Zügen aus. „Gut. Das ist gut. Hör zu: Du brauchst die Zeitungen. Von ihrem jährlichen Todestag. Wo sie beerdigt ist! Die Todesanzeigen! Dann wirst du sie finden. Old-school. Verstanden?“

Malek nickte, worauf sich Tymons Körper zu entspannen schien, doch die Muskeln am Hals zuckten, als er sagte: „Schade, dass die Grillen bei diesem Scheißwetter nicht zirpen.“ Er hustete abermals, dann sang er: „A cricket sings on the wayside, I try to poise on the white lines. Lying down, the sky is full of shimmer, then light, a shout, and a happy dying sinner.“

Danach verstummte Tymon Król. Auf seinen Lippen schimmerte Blut, doch es dauerte noch eine gute halbe Stunde, bis sein Brustkorb aufhörte, sich zu bewegen.

Ganz still saß Malek neben dem Verstorbenen, die Hände mit Tymons verschränkt.

Schließlich löste er seine Finger.

Es dauerte nicht lange, bis er die zwei Sturmgewehre und vier Pistolen - drei der Soldaten und eine von ihm und Tymon - zusammengesammelt und neben dem toten Soldaten aufgetürmt hatte. Das Jagdmesser steckte wieder an seinem Gürtel. Seine restlichen Habseligkeiten packte er in einen zerschlissenen Rucksack. Wer mit nichts außer seinem Leben unterwegs war, brauchte kein großes Gepäck.

Malek stellte den Rucksack, an den er seine zusammengerollte Bettdecke - eingeschlagen in eine Plastiktüte - gebunden hatte, neben den toten Soldaten an die Tür.

Er betrachtete ein letztes Mal seinen langjährigen Weggefährten, seinen Freund, seinen Mentor; die blasse Haut, den grau melierten Bart, die Narbenflecken von Akne aus längst vergangen Tagen. Er kannte es so gut wie das Gesicht seines Bruders Dominik. *Dominik … alle sind tot.*

Er konnte Tymon so nicht zurücklassen, nicht nachdem er Dominik schon nicht beerdigen hatte. Eine anständige letzte Ruhestätte war er seinem Freund schuldig, irgendwo unter freiem Himmel, wo er die Grillen zirpen hören konnte. Noch besser wäre ein Feuer - Flammen, Funken und Asche, so hätte Tymon es gewollt. Aber Feuer hatte er nicht.

Abermals öffnete Malek Schränke und Klappen, doch die ehemaligen Besitzer des Wohnwagens hatten keinen Spaten oder überhaupt irgendetwas zum Graben zurückgelassen. Schließlich nahm er das Bettlaken, breitete es aus und bedeckte damit Tymons Leichnam.

Der Anblick hatte etwas Endgültiges. *Da ist kein Leben mehr*, flüsterte das Bettlaken.

Als sich Malek mit einem Ruck abwandte, sah er eine Armbanduhr am Handgelenk des toten Soldaten glänzen. Er ließ sich auf ein Knie sinken und streifte sie dem Toten ab. Es war eine klassische Analoguhr mit Zeigern aus silbernem Metall. Sie zeigte 14.13 Uhr. Nach Maleks Schätzung waren knapp zwei Stunden vergangen, seit der weiße Teufel aus dem Wald aufgetaucht war. Zwei Stunden, die sein Leben völlig verändert hatten. Mit einem Knack rastete der Uhrverschluss an seinem Handgelenk ein.

Malek musste los. Drei Soldaten, die nicht von ihrem Einsatz zurückkehrten, würden bemerkt werden. Man würde nach ihnen suchen und sie früher oder später finden. Glasses. Galileo. Eher früher als später.

Ein letztes Mal sah er sich im Wohnwagen um. Zu seiner Überraschung verspürte er eine Welle des Bedauerns. Er hatte in den letzten Tagen hier seit langer Zeit wieder so etwas wie Glück verspürt, trotz Tymons Verletzung, trotz der Aussichtslosigkeit ihrer Situation. Als er das Chaos um sich herum betrachtete, hörte er in Gedanken Tymon sagen: *Das Dumme mit dem Glück ist, dass man es erst bemerkt, wenn es vorüber ist.* Malek war versucht, Tymon recht zu geben.

„Tymon …“

Mit einem Mal brach all die Wut aus ihm heraus. Er wischte die Gläser und Becher von der Spüle, er riss Schubladen mit Plastikgeschirr und Campingutensilien heraus und warf sie um sich. Er zertrümmerte die Tür zu der winzigen Waschkabine, aus deren Wasserhahn kein Wasser kam. Er wütete wie ein zorniges Kind in einem Puppenhaus.

Als die Federn eines zerplatzten Kopfkissens durch die Luft wirbelten und der Regen durch ein gesprungenes Fenster prasselte, sank Malek schluchzend neben den toten Soldaten. Seine breiten Schultern bebten.

„Und jetzt, Kumpel?“, fragte er den Toten und gab ihm mit dem Ellbogen einen Stoß in die Rippen. „Jetzt bist du tot und Tymon ist tot und die beiden da draußen sind tot und die Frau ist auch tot. Ahh … und den Hund nicht zu vergessen. Tot, tot, tot. Und wofür?“

Er strich sich seine strähnigen Haare aus dem Gesicht. Sie blieben an seinem Kopf kleben.

„Weißt du, Kumpel“, fuhr er fort, „ich scheine verhext zu sein. Egal

was ich anpacke, es geht schief. Ich bin wie ein Magnet. Ich ziehe das Unglück und den Tod an wie ihr bald die Fliegen.“

Malek blickte hinaus in den Regen.

Mehrere Gestalten schlichen durch das hohe Gras auf den Wohnwagen zu. Er zählte zwei, drei, vier, fünf geduckte Frauen und Männer. Sie trugen nicht die weiß-grauen Uniformen der Kehlianer wie die drei Toten und auch keine Sondereinsatzkommandorüstungen, wie er sie jeden Tag erwartete, sondern braune Mäntel und schwarze Hüte. Die Frau in der Mitte hatte sich einen Fransenponcho übergeworfen, von dessen Kordeln Regenwasser herabtropfte.

Und sie trugen Gewehre.

Abgesägte Schrotflinten.

Elektroschockpistolen.

Für die Dauer von drei Herzschlägen konnte Malek den Anblick nicht glauben, für zwei weitere überlegte er, einfach sitzen zu bleiben und zu warten, doch dann dachte er an Tymon und das Versprechen, das er ihm gegeben hatte, und fasste hinter sich zum Waffenstapel.

Er bekam ein Sturmgewehr in die Finger.

Kapitel 3

Nahe Grauach

„Keinen Schritt weiter!“

Die Drohung flog Jannah Sterling entgegen wie eine wütende Wespe und wurde vom unverkennbaren Knacken eines Sturmgewehr-Ladehebels begleitet.

Ihr Handzeichen ließ den Trupp stoppen.

Kurz hatte sie den Kerl in der Wohnwagentür gesehen, bevor er im Inneren verschwunden war; finster, grimmig, mit Blut besudelt und irgendwie müde. Er schien die drei Soldaten samt Hund niedergemetzelt zu haben. Ein Argentino zählte wie ein Mann, also vier gegen einen? Unwahrscheinlich. Hatte er Freunde? Und wenn ja, wo waren sie?

Alle hatten den Wohnwagen im Visier. Hendrik und Jan scherten an den Flanken aus, um ihn vorsichtig zu umrunden. Michael blieb bei Jannah, während Sabine sich zurückzog, um zu sichern.

Jannah rief: „Wenn der Köter und die Kehlianer auf deine Kappe gehen, könnten wir Freunde sein!“

Vielleicht, vielleicht, vielleicht, wisperte der Regen.

„Hast du gehört? Wir scheinen denselben Feind zu haben.“

Vielleicht, vielleicht, vielleicht, antwortete das Wellblechdach.

„Was uns nicht automatisch zu Freunden macht“, erklang es aus

dem Wohnwagen. „Deine beiden Flanken lassen mich etwas anderes glauben!“

Jan und Hendrik erstarrten. Hendriks Lippen formten ein Wort, und Jannah hörte ihn über das Headset in ihrem Ohr: „Weiter?“

Jannah schüttelte den Kopf. „Wir suchen keinen Streit“, rief sie, „sondern eine Frau.“

Ein Moment des Schweigens, dann: „Mit gelber Mütze?“

„Genau die. Wenn sie bei dir da drin ist: Lass sie frei, und wir sind nur noch eine Erinnerung. Wie gesagt: Wir suchen keinen Streit!“

„Wer seid ihr?“

„Frauen und Männer auf einer Mission.“

„Und ihr wollt die Frau? Warum? Um sie zu töten?“

Ohne Informationen preiszugeben richtete Jannah möglicherweise ein Blutbad an. Doch wie viel durfte sie verraten? Unbestimmt sagte sie: „Um sie zu schützen. Vor den Kehlianern.“

Diesmal dauerte es länger, bis der Kerl voll Bitterkeit rief: „Dann habt ihr versagt.“

Jannah wischte sich den Regen aus dem Gesicht. „Was ist passiert?“

Die gelbe Mütze flog in einem spitzen Winkel aus der offenen Tür, landete unter dem Wellblechdach im Trockenen; ein postgelber Fleck in all dem Matsch, die eine Seite dunkelrot verfärbt.

„Sie haben sie erwischt“, erklärte der Kerl. „Vermutlich ein Querschläger.“

Jannah blickte die Mütze an. Der aufgestickte Smiley grinste höhnisch. *Zu spät, Lady.* Dann sah sie die Reihe von Einschusslöchern in der Außenhülle des Wohnwagens. *Seine Geschichte könnte stimmen.* Dennoch fragte sie: „Warum sollte ich dir glauben?“

„Warum sollte ich lügen?“

Darauf fiel ihr keine Antwort ein. Sie an seiner Stelle hätte gelogen und Sarahs vermeintliches Leben als Druckmittel benutzt, um Zeit zu schinden, außer … er hatte keine Freunde, die irgendwo in der Nähe waren und ihm helfen konnten.

Ihr Blick fand den toten Gardisten zu ihren Füßen. Ein Auge starrte zu ihr auf, das andere war ein Krater voller Blut. *Ein toter Kehlianer.*

Jannah tat das, wofür ihre Mutter sie immer schimpfte: Sie hörte auf ihr Bauchgefühl und reichte ihr Gewehr an Michael, der neben ihr stand und verständnislos dreinblickte, als er die Waffe an sich nahm.

Jannah rief: „Ich komme jetzt in den Wohnwagen. Allein und unbewaffnet. Ich muss wissen, ob du die Wahrheit sagst. Wenn ja, verschwinden wir wieder. Wenn nicht, haben wir beide ein Problem.“ Ohne eine Erwiderung abzuwarten, setzte sie sich mit erhobenen Armen in Bewegung. Der vom Regen schwere Poncho zerrte an ihr, die Fransen wippten hin und her, doch Jannah straffte die Muskeln

und hob die Arme noch ein wenig höher.

Der Lautsprecher knackte in ihrem Ohr. Hendriks Stimme war heiser vor Aufregung: „Das ist Wahnsinn! Du weißt nicht, was dich da drin erwartet!“

„Deswegen werde ich es herausfinden.“

„Aber doch nicht so! Deine Mutter lyncht dich, wenn sie davon erfährt! Und uns auch!“

„Hast du hier das Kommando oder ich?“, fragte Jannah scharf und beendete damit die Diskussion. Den Rest des Wegs schwieg der Ohrhörer, und als Jannah unter das Wellblechdach trat, hörte sie das Trommeln ihres Herzens und das Rauschen ihres Blutes so laut wie den Regen.

„Ich stehe jetzt genau vor der Tür“, rief sie. „Ich komme langsam rein, in Ordnung?“

Das Plastik der Bierkiste knarzte und bog sich ein wenig durch, als sie einen Fuß darauf setzte. Ihre Finger fanden am Türrahmen Halt. Die Außenhülle des Wohnwagens war kalt und klamm von der regenschweren Luft.

„Ob das *in Ordnung* ist?“, wiederholte sie und ihre Stimme zitterte ein wenig.

„Die Hände zuerst! Ausgestreckt und Handflächen nach oben!“

„Okay.“ Ganz langsam schob Jannah ihre Hände durch die Türöffnung, bis er „Weiter!“ rief, und sie vollständig eintrat.

Der Lauf einer Pistole deutete auf ihre Stirn, hinter ihm lag ein Sturmgewehr der Kehlianer griffbereit. Er hielt nicht zum ersten Mal eine Waffe in Händen, und seine lauernde Haltung erinnerte sie unweigerlich an den Dreckshund, der draußen lag. Und doch waren es seine Augen in der Farbe feuchten Bärenfells, die ihr einen Schauder die Wirbelsäule hinabjagten.

Wortlos standen sie sich gegenüber und musterten sich.

„Hi!“, sagte sie schließlich. „Ich heiße Jannah.“

Er hob eine Augenbraue. „Was soll das werden?“

„Macht man das nicht so? Man begrüßt sich, stellt sich vor, redet über das Wetter. Smalltalk eben.“

Er musterte sie durchdringend, senkte den Blick Richtung Boden und sah sie dann wieder an. „Erledige deine Pflicht und verschwinde.“

Jannah zögerte. Ihr Mund wollte Wörter formulieren, aber die Buchstaben fanden nicht zusammen. Also kam sie ihrer Aufgabe nach und ging neben der Frau auf die Knie.

Er hatte die Wahrheit gesagt: Sarah Engelhart war tot.

Als sich Jannah wieder erhob, tropfte Blut von den Fransen ihres Ponchos, die den Boden berührt hatten.

„Wer bist du?“, fragte sie.

Sein Kehlkopf, halb unter dem Bart zu sehen, hüpfte nach oben.

„Malek“, antwortete er. „Ich heiße Malek.“

Sie versuchte es mit einem grüßenden Nicken. „Und was tust du hier alleine im Wald, Malek? Warum hast du die Wichser alle umgebracht?“

„Geh jetzt!“ Seine Kopfbewegung wies zur Tür.

„Nein“, sagte sie entschieden. „Vielleicht stehen wir auf derselben Seite. Auf der *richtigen* Seite.“ Möglicherweise beging sie eine riesige Dummheit, doch ohne Risiko kamen sie nicht vorwärts, also fügte sie hinzu: „Auf der Seite *gegen* Kehlis.“

In seinen Augen lag Unverständnis und Abneigung, und diese Erkenntnis ging ihr durch und durch. Die feinen Härchen an ihren Armen richten sich auf. Die Worte kamen ganz von selbst: „Du bist *free!*“

Die Mündung des Pistolenlaufs rückte näher. „Was schwafelst du da?“

Jannah wich nicht zurück. Sie dachte an das ausgeweidete Reh neben der Tür, an den platten Reifen seitlich der Bierkiste, an die Lage des Wohnwagens tief im Wald, ohne Strom und fließend Wasser. Konnte es möglich sein, dass er all die Jahre nichts mitbekommen hatte? Ein kampferprobter Mann, der drei Kehlianer und einen abgerichteten Argentino niedermachte, wäre in ihren spärlichen Idealistenreihen Gold wert. „Wie lange lebst du schon hier?“

„Spielt keine Rolle. Unsere gemeinsame Zeit ist um. Dort ist die Tür.“

Bestimmt schüttelte Jannah den Kopf. „Es spielt eine sehr große Rolle, Malek! Du bist *free* und weißt es nicht einmal! Du könntest mit uns kommen. Wir könnten dir helfen! Du hast ja keine Ahnung, was für ein Glück du hast!“

„*Glück?*“

Jannah nickte. „Es muss dein Glückstag sein.“

Noch bevor sie begriff, was das Flackern in seinen Augen bedeutete, glänzte in seiner anderen Hand ein Messer. Im selben Atemzug war er bei ihr, stieß sie herum, und dann streichelte die Klinge ihren Hals.

„Glück?“, knurrte er ihr ins Ohr, und ein Hauch von Wildkräutern strich ihr über die Nase. „Weißt du, was das da hinten ist?“ Die Pistole ruckte herum, deutete in den hinteren Wohnwagenteil. Erst jetzt bemerkte Jannah die menschliche Silhouette unter dem blutbespritzten Bettlaken.

„Keine Ahnung“, flüsterte sie.

„Das ist mein bester Kumpel! Von diesen Wichsern erschossen! Er ist noch warm, und du redest von Glück!“ Er stieß die Luft aus und drängte sie zur Ausgangstür, das Messer blieb an ihrer Kehle.

In Jannahs Ohr ertönte Hendrik. „Scheiße! Scheiße! *Verdammte*

Scheiße! Jannah! Tu was er sagt! Lock ihn raus! Ich schalte ihn dann aus.“

Malek schien Hendriks Stimme vernommen, aber nicht verstanden zu haben, denn er zischte: „Was hat er gesagt?“

„Dass sie dich draußen … ausschalten.“

„Wirklich? Dich nehme ich aber mit!“

Gemeinsam traten sie aus dem Wohnwagen, wobei das Messer Jannah ein wenig ritzte, als er direkt hinter ihr die Bierkiste herunterstieg. Es musste verdammt scharf sein.

Nur drei ihrer Truppe blickten grimmig herüber: Hendrik, Jan und Michael. Sabine hatte sich irgendwohin zurückgezogen.

„Keiner schaltet ihn aus!“, rief Jannah. „Er will mir nichts tun!“

„Das sieht verdammt nach dem Gegenteil aus“, entgegnete Hendrik und hob sein Gewehr höher. Er war ein guter Schütze, aber einen finalen Rettungsschuss traute sie dem ehemaligen Systemadministrator nicht unbedingt zu.

Und plötzlich wusste Jannah, was in Maleks Augen geflackert hatte. Sie schluckte ihre Furcht hinunter und rief: „Er hat einen Freund gegen die Kehlianer verloren! Er ist blind vor Trauer und Wut! Es war mein Fehler!“ Und leiser sagte sie: „Das wollte ich nicht, Malek.“

Sein Atem kam hart und stoßweise. Der Druck der Klinge ließ ein wenig nach, verharrte aber an ihrem Hals. „Wir werden jetzt ganz langsam verschwinden“, rief er Hendrik entgegen. Der grollende Zorn war aus seiner Stimme verschwunden, stattdessen klang er unendlich müde. „Und wenn wir außer Schussweite sind, lasse ich sie frei. Verstanden?“

„Das wird er!“, fügte Jannah hinzu.

Hendrik rang sichtlich mit sich, doch er nickte. „Abgemacht. Aber solltest du ihr etwas antun, finden wir dich!“

„Fairer Deal!“ Malek führte Jannah mit kleinen Schritten am Wohnwagen entlang zur Seite.

Jan bekam riesengroße Augen. „H-H-H-Hendrik!“, stammelte er. *„Hendrik!“*

„Was denn?“

„D-d-das … das ist einer der W-W-Wutkowski-Brüder! Ja! Stell ihn dir ohne Bart vor! Er ist es!“

Wutkowski. Der Name rief in Jannah eine blasse Erinnerung wach. Sie war sich sicher, den Namen schon gehört, vielleicht in der Zeitung gelesen oder in den Nachrichten vernommen zu haben. Irgendwann vor langer Zeit, als die Welt noch in Ordnung gewesen war.

Sie traten unter dem Wellblechdach hervor in den Regen. Einen halben Meter weiter erreichten sie das Ende des Wohnwagens und die Wiese daneben. Hinter ihnen raschelte das Gras und ein Pistolenabzug

knackte.

Panik packte Jannahs Eingeweide. Das hörte sich nach dem Distanz-Taser an. Sabine hatte sich angeschlichen und dabei *das Messer an meinem Hals übersehen!*

„Nicht!“

Ihr Schrei kam zu spät.

Malek wurde getroffen. 50 000 Volt jagten über die Nadelelektroden durch seinen Körper. Seine Muskeln kontrahierten, krampften sich zusammen, besonders in den Regionen nahe der beiden Projektile. Sein rechter Arm zuckte. Die Klinge tauchte knapp über Jannahs Schlüsselbein ins Fleisch ein.

Roter Regen erfüllte die Luft, während sie mit Malek Wutkowski zu Boden ging.

Das E-Book finden Sie hier: timoleibig.de/links/033

IMPRESSUM

Timo Leibig

Pacellistraße 1

91785 Pleinfeld

Web: www.timoleibig.de

E-Mail: info@timoleibig.de

Lektorat: Alexandra Gentara

Korrektorat: Alexandra Gentara

Titelbild und Umschlaggestaltung: Timo Leibig unter Verwendung von Motiven von © Shutterstock und © pexels

Druck: KDP, Leipzig

Erstellt mit Vellum

